Der

Himmel auf Erden

von

Chriſt. Gotth. Salzmann,
Gründer der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal.

Vierte Auflage.

Stuttgart.
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1845.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht zur erſten Auflage.

Nachdem ſo viele Wegweiſer zum Himmel jenſeit des Grabes geſchrieben worden ſind, ſchreibe ich eine Anweiſung, den Himmel auf Erden zu finden. Dies Unternehmen wird, wie ich hoffe, Niemandem mißfallen. Wer würde nicht aufmerkſam ſein, wenn ihm Jemand Hoffnung machte, ihm mitten in einem finſtern Walde einen Luſtgarten zu zeigen, ihm in einem kahlen Berge reichhaltige Goldminen zu entdecken, oder ihm die Mittel anzugeben, wie er einen peſtaushauchenden Moraſt in ein Eden umſchaffen könne! und man ſollte mich nicht anhören, wenn ich hier, auf dieſer ſo ſehr verſchrieenen Erde, wo des Klagens, Wimmerns und Zähneknirſchens ſo viel iſt, den Himmel zeigen will?

Man wird mich hören; viele werden mein Buch leſen, das weiß ich. Aber freilich kommt alles darauf an, ob das, was darin geſagt wird, wahr ſei, oder ob ich den Alchymiſten gleiche, die die Kunſt,

Blei in Gold zu verwandeln, zu beſitzen vorgeben, und die denen, die ihnen glauben, anſtatt der goldenen Berge, die ſie ihnen verſprachen, auch noch das wenige Gold rauben, das ſie beſitzen.

Dies iſt hier nicht zu beſorgen. Zu wagen hat man gar nichts; gewinnen kann man alles. Man mache den Verſuch, nach der Anweiſung, die hier gegeben wird, den Himmel auf Erden zu ſuchen, und urtheile dann!

Ich bin überzeugt, daß diejenigen, die dies Buch mit Aufmerkſamkeit leſen, die Grundſätze, die es enthält, überdenken, faſſen, glaubwürdig finden und — danach handeln, zu einer höhern Veredlung, zu größerer Freudigkeit bei ihren Arbeiten, zu männlichem Muthe in Gefahr, zu Beruhigung in trüben Tagen gelangen, und — den Himmel auf Erden wirklich finden werden.

Tadeln werden es viele, daß ich der Unſterblichkeit faſt gar nicht gedacht, faſt gar keine Hoffnung zum Himmel jenſeit des Grabes gemacht, und daher den Verdacht gegen mich erregt habe, als wenn ich keine Unſterblichkeit, keinen Himmel jenſeit des Grabes glaubte.

Hierauf will ich antworten. Es gibt nach meiner Ueberzeugung keinen ſicherern Beweis für die Unſterblichkeit, als — Erfüllung der Pflichten, Umgang mit Gott, und Nachdenken über ſeine Werke. Wer durch alles dieſes ſich den Himmel auf Erden verſchafft, der bedarf keines Beweiſes für den künftigen Himmel; er fühlt, er weiß es, daß das Schickſal, welches wir Tod nennen, weiter gar nichts, als

die Geburt zu einem neuen Leben ſei. Wer aber ſeine Pflichten nicht erfüllt, nicht mit Gott wie mit dem Vater umgeht, über ſeine Werke nicht nachdenkt, der kann vielleicht die Unſterblichkeit aus vielen Gründen beweiſen, über dieſelbe ſchreiben, ſich des Glaubens an dieſelbe rühmen, und doch, wie mich dünkt, den Glauben nicht haben, der zum Guten ſtärkt, in Gefahr Muth, in Trübſal Freudigkeit einflößt.

Sollte ich Recht haben, ſo wäre dies Buch ein überzeugender Beweis für die Unſterblichkeit, wenn es gleich, nach der Meinung mancher, derſelben nicht oft genug Erwähnung thut.

Uebrigens iſt es abſichtlich geſchehen, daß ich der Unſterblichkeit wenig erwähnet, nicht auf ſie verwieſen habe. Der Glaube an dieſelbe iſt, nach meiner Ueberzeugung, bei vielen Menſchen die vorzüglichſte Urſache, warum ſie bisher auf der Erde den Himmel nicht fanden. Das bekannte

„Hier ſuch' ich's nur, dort werd' ich's finden!“

hat gar viele vom Suchen abgeſchreckt. Warum ſoll ich denn ſuchen, wenn ich gewiß weiß, daß ich nichts finden werde? Man hat das Geſchäft ſeiner Veredelung vernachläſſigt, und es bis dorthin verſchoben, wo wir vollkommne Gerechtigkeit und Heiligkeit zu erlangen hoffen; man hat auf die himmliſchen Freuden in dieſem Leben Verzicht gethan, in der Vorausſetzung, daß man derſelben erſt nach Ablegung des Körpers fähig ſein werde. Man hat ſich einen Himmel geträumt, der — niemals zu

finden ſein wird, einen Himmel, wo wir ohne Anſtrengung heilig und gerecht ſein, immer genießen, die Befriedigung aller unſerer Wünſche erhalten werden. So handelt ein Thor, der ſich nicht bemüht, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, in der Hoffnung auf eine reiche Erbſchaft, die ihm alles das, und mehr noch, ohne Mühe geben wird, was er ſich jetzt nur durch große Anſtrengung verſchaffen könnte.

„Suchet, ſo werdet ihr finden!“ Glaubt nur feſt, daß der Himmel auf Erden ſei, und bemühet euch, in denſelben zu kommen, ſo wird euer Suchen nicht umſonſt ſein. Solltet ihr den hohen Grad von Seligkeit nicht ſogleich erlangen, den ihr nach Ablegung des Körpers erwartet, ſo bedenkt, daß jeder Himmel Stufen habe, zu deren Erſteigung Zeit und Anſtrengung erfordert wird.

Manche werden es auch tadelnswürdig finden, daß ich die Lehren, die in dieſem Buche vorgetragen werden, nicht aus der Bibel bewieſen habe.

Die Bibel iſt mir ein ſehr ehrwürdiges Buch, und von der Wahrheit der Grundſätze, die das neue Teſtament **wirklich** enthält, bin ich vollkommen überzeugt. Allein da doch die göttliche Beweiskraft derſelben in unſern Tagen von vielen geläugnet wird, und viele ſind, die ihre Ausſprüche nicht als Gottes Ausſprüche annehmen wollen, ſo habe ich, um Niemandem anſtößig zu werden, nichts aus derſelben bewieſen. Der Himmel jenſeits iſt für jeden beſtimmt, der „Gott fürchtet und Recht thut.“ So ſoll es auch mit dem Himmel dieſſeits ſein.

Sollten manche Leſer ſich von dem hier vorge-

tragenen Syſteme nicht überzeugen können, den Himmel auf Erden entweder für ein Hirngeſpinnſt halten, oder ſicherere Mittel, ihn zu finden, zu kennen glauben, ſo will ich mich mit ihnen darüber nicht ſtreiten. Auf dem Wege durch dies Leben hat jeder ſeinen eigenen Stab, auf den er ſich ſtützet. Ich bin nicht geſonnen, irgend Jemandem ſeinen Stab wegzunehmen, weil ich nicht weiß, ob ich ihm dafür einen andern geben kann, der für ihn brauchbarer iſt; man ſei aber auch billig, und laſſe mich ruhig an dem Stabe fortſchreiten, der mir bisher die beſten Dienſte gethan hat.

Schließlich bitte ich, mir zu verzeihen, wenn man hier und da Beſtimmtheit des Ausdrucks, ſtrenge Ordnung, Correctheit des Styls vermißt, und bisweilen auf Wiederholungen ſtößt. Der Grund davon liegt blos in meiner Lage. In einem Kreiſe von 60 bis 80 Menſchen, die alle unter meiner Aufſicht ſtehen, von denen alle Augenblicke einige etwas anzubringen oder zu fragen haben, denen der Zutritt zu meinem Zimmer immer offen ſtehen muß, arbeitete ich dies Buch aus. Bei einer Periode wurde ich bisweilen zehnmal unterbrochen. Selten verſtrich ein Tag, da nicht ein ganz unerwarteter Beſuch unangemeldet in mein Zimmer trat; und — des Nachts zu arbeiten, und dadurch meinen Aufenthalt im Himmel auf Erden abzukürzen, hielt ich für unrecht.

Da hätteſt du, wird man mir einwenden, dies Buch lieber nicht ſchreiben ſollen.

Freilich hätte ich es nicht thun ſollen, wenn ich

dabei die Abſicht gehabt hätte, mir damit Ruhm zu erwerben. Dieſe hatte ich aber nicht. Ich wollte damit nützen; und dies kann ja auch geſchehen in einem Gewande, das weniger Reiz hat. Wenn ein Arzt ſonſt die nöthigen Kenntniſſe und Talente beſitzt, ſo hört man ihn gern, wenn er auch in ſeinem Anſtande und Anzuge etwas nachläſſig iſt.

Schnepfenthal, im Sept. 1798.

C. G. Salzmann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung,

worin im Allgemeinen gezeigt wird,

daß der Himmel wirklich ſchon auf Erden ſei.

Wir freuen uns alle auf den Himmel, auf die Seligkeit, die uns am Ende unſers Pilgerlebens, nach Ablegung unſers Körpers, erwartet, und thun wohl daran. Die Ausſicht in eine erfreuliche Zukunft hat eine ungemeine Kraft, uns zu unſern gegenwärtigen Arbeiten zu ſtärken und in trüben Stunden aufzuheitern.

Aber bei den meiſten Menſchen bewirkt dieſe Ausſicht gerade das Entgegengeſetzte. In der Hoffnung, daß in einer andern Welt alles beſſer ſein werde, geben ſie ſich wenig oder gar keine Mühe, ihren gegenwärtigen Zuſtand zu verbeſſern, verkennen ganz das Gute, das ſie gegenwärtig genießen, ſuchen nur die Unannehmlichkeiten ihrer Lage auf, und ſtellen ſich dann die Erde, die Gott gemacht hat, von welcher Moſes mit Recht ſagt, daß Gott nach Vollendung derſelben alles überſehen, und — ſehr gut gefunden habe — dieſe Erde, ſage ich, ſtellen ſie ſich als ein Thal der Thränen und des Jammers vor. Sie gleichen Reiſenden, die immer nur an die Herberge und an

das, was ſie daſelbſt genießen werden, denken, und unterdeſſen ganz fühllos gegen alle Merkwürdigkeiten und Annehmlichkeiten ſind, die ihnen auf dem Wege aufſtoßen; gegen ihre Geſellſchafter, die ſie belehren und aufheitern könnten, gegen merkwürdige Perſonen, die ihnen begegnen; gegen die ſchönen Ausſichten, die ſie haben; dabei über jede Unannehmlichkeit, die ihnen zuſtößt, unwillig werden, und am Ende ihres Weges nichts in die Herberge mitbringen, als — Müdigkeit und Mißmuth; dahingegen ein anderer Reiſender, der auf alles merkt, was ihm auf dem Wege aufſtößt, der jede Gelegenheit benutzt, ſich zu belehren und auf eine unſchuldige Art aufzuheitern, jedes Ungemach, das ihn trifft, als ein Mittel betrachtet, ſich an Geiſt und Leib zu ſtärken, zufrieden ſich der Herberge nähert, und, in derſelben angelangt, mit Vergnügen an das zurückdenkt, was er auf dem Wege gelernt, genoſſen und erduldet hat.

Wie oft ſieht ſich aber der Reiſende getäuſcht, der bei ſeinen Reiſen keinen andern Zweck hatte, als den Genuß der Herberge, wie oft findet er ſie nicht ſo, wie er ſie ſich dachte!!!

Bei vielen Menſchen, die von keiner andern Seligkeit wiſſen wollen, als von derjenigen, die ſie jenſeit des Grabes zu finden hoffen, möchte dieß wohl der nämliche Fall ſein; ſie möchten da auch wohl nicht finden, was ſie erwarteten.

Denn was ſind wir denn dort, in dem künftigen Zuſtande, in dem ſogenannten Himmel, zu erwarten berechtigt? Sinnlichen Genuß? Von ſolchen Erwartungen ſind gewiß alle denkenden Menſchen zurück gekommen. Alles ſinnliche Vergnügen wird uns durch den Körper zu Theil, und verſchwindet, ſobald wir ihn abgelegt haben. Oder Ruhe?

Wenn Ruhe ſo viel als Unthätigkeit bedeutet, aus welchem Grunde könnten wir ſie erwarten? Sollte uns Gott ſo viele Fähigkeiten verliehen, ſo viele Gelegenheit, ſie auszubilden, verſchafft haben, ohne die Abſicht, daß ſie einſt benutzt werden ſollten? Nein, wer ſinnlichen Genuß und Unthätigkeit jenſeit des Grabes erwartet, der täuſcht ſich.

Solche Erwartungen hegen gewiß auch diejenigen nicht, die über ſich und ihre Beſtimmung nachgedacht haben. Die Seligkeit, die dieſe erwarten, beſteht vielmehr in der Zunahme ihrer Einſichten und Kräfte, in vollkommener Gerechtigkeit und Heiligkeit, in Erinnerung an das Gute, das ſie gethan haben, im Umgange mit vollkommneren Geiſtern, in Beobachtung der Werke Gottes und in Befreiung von den Mühſeligkeiten dieſes Lebens.

Können wir denn aber, in einem gewiſſen Grade, nicht ſchon auf der Erde dieß alles haben? Können wir alſo nicht ſchon hier auf Erden im Himmel ſein, ſobald wir wollen?

Laßt uns die Sache ernſtlich überlegen, denn ſie verdient es.

Wenn wir einſt zum Beſitz einer vollkommneren Gerechtigkeit und Heiligkeit gelangen ſollten, ſo würde uns dieß freilich den höchſten Grad von Seligkeit verſchaffen. Wie weit aber dieſe Vollkommenheit einſt gehen werde, das wiſſen wir nicht. Nur ſo viel können wir mit der größten Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß die Annäherung zur Vollkommenheit ſtufenweiſe erfolgen, und die Frucht einer langen Aufmerkſamkeit und Anſtrengung ſein werde. Zu vollkommener Gerechtigkeit und Heiligkeit gehört ein Verſtand, der nie irrt; eine Kraft, den Einſichten

des Verſtandes gemäß zu handeln, die nie ermattet. Sollte uns, die wir jetzt noch täglich irren, täglich von unſern Vorſätzen abweichen, Gott dieſe hohen Eigenſchaften wohl durch ein Wunder ertheilen? Dieß zu erwarten, haben wir gar keinen Grund. Wir haben in unſerm gegenwärtigen Zuſtande keine Einſichten, keine Stärke des Willens, die wir uns nicht unter Gottes Beiſtand ſelbſt erwarben. Was berechtigt uns denn alſo, von Gott zu erwarten, daß er uns künftig dieß alles, ohne unſer Zuthun, verſchaffen werde? Zwar wird, wann wir einſt den Körper, den Sitz der Sinnlichkeit, die uns ein beſtändiges Hinderniß, ſowohl bei der Erwerbung deutlicher Einſichten, als bei der Ausführung unſerer Entſchließungen iſt, ablegen werden, eine eben ſo große Veränderung mit uns vorgehen, als damals, da wir uns dem Leibe der Mutter entwanden; aber ſo, wie wir damals anfangen mußten, nach und nach die Stufe der Vollkommenheit zu erklimmen, auf welcher wir jetzt ſtehen, ſo wird dieß auch wohl künftig nöthig ſein.

Alles, worauf wir künftig in Anſehung der vollkommenern Gerechtigkeit und Heiligkeit rechnen können, iſt die Möglichkeit, uns derſelben immer mehr zu nähern. Und dieſe iſt ſchon jetzt da.

Iſt es dir ein Ernſt, dich der Vollkommenheit immer mehr zu nähern, thuſt du dazu das deine redlich: ſo wirſt du auch finden, daß du derſelben wirklich immer näher kommſt, daß deine Einſichten geläuterter werden, daß du mehr Herrſchaft über deine Sinnlichkeit bekommſt, daß dir die Erfüllung deiner Pflichten immer leichter wird. Ohne Zweifel haſt du ſchon dieſe und jene Perſon gekannt, die in Anſehung ihrer Gerechtigkeit muſterhaft war; dieß kannſt

du auch werden, wenn du ernſtlich willſt, und kannſt ſo deine Seligkeit immer mehr vergrößern.

Wachſen werden wir künftig an Einſichten; auch dieß wird einen Theil unſerer Seligkeit ausmachen. Aber können wir denn dieſe Seligkeit nicht ſchon heute genießen? wir ſind ja immer in der Schule, in einer ſehr guten Schule, wo wir beſtändig lernen, uns immer neue Einſichten erwerben können. Die Einſamkeit kann uns lehrreich ſein, und uns auf manche neue Gedanken leiten; jedes gute Buch kann uns etwas Neues lehren, oder doch wenigſtens zu lehrreichen Betrachtungen Veranlaſſung geben; von jedem Menſchen, er ſei wer er wolle, können wir etwas lernen; wandeln wir in der Natur, und betrachten, was am Himmel und was auf der Erde geſchieht, ſo bemerken wir immer etwas Neues. Wir wachſen an Einſichten.

Iſt denn dieß nicht wahr? O ihr alle, die ihr dieß leſet! wie einfältig und unwiſſend waret ihr, als ihr noch an der Bruſt der Mutter ſoget; und wie viel wißt ihr dagegen jetzt! Aber freilich muß man, wenn das Wachsthum an Einſichten recht merklich ſein ſoll, auch Luſt haben, immer mehr zu lernen. Man muß ſich vor Gedankenloſigkeit hüten, muß, wenn man liest, mit Nachdenken leſen, wenn man mit Menſchen ſpricht, aufmerkſam ſein auf das, was ſie ſagen, wenn man ſich auf dem Felde oder im Walde befindet, das, was um uns iſt und wächst und lebt, wahrnehmen und beobachten. Wer Luſt hat, etwas zu lernen, der kann, er ſei Gelehrter oder Hirte, auf der Erde gewiß recht viel lernen. Wer aber keine Luſt hat, auf der Erde etwas zu lernen, der wird wahrſcheinlich auch im Himmel keine großen Fortſchritte machen. Wenn ein

Erdenbürger, der ſich wenig oder keine Mühe gibt, in ſeinen Einſichten zu wachſen, ſich auf das Wachſen an Einſichten in die Ewigkeit freut, ſo iſt es beinah eben ſo, als wenn ein Kind, das in der Schule nichts lernen will, ſich damit beruhigen wollte: auf der Univerſität werde ich dieß alles lernen.

Im Himmel werden unſere Kräfte wachſen, da werden wir weit mehr wirken und möglich machen können, als jetzt; wie ſelig werden wir dann ſein! So ſagen wir, und freuen uns gar herzlich darauf; aber mehrentheils vergeſſen wir, daß wir jetzt ſchon, hier auf Erden, dieſe Seligkeit genießen, und ſie immer mehr vergrößern können. Zweifelſt du daran? ſo betrachte ein neugebornes Kind, dergleichen du einſt auch warſt; wie unvermögend iſt es! es kann ſich nicht von einer Stelle zur andern bewegen, ſeine Wünſche nicht deutlich ausdrücken, ſich ſeine Nahrung nicht verſchaffen, es vermag weniger, als der neugeborne Froſch, der ſich bewegt, wohin er will, und ſeine Nahrung ſelbſt zu finden weiß. Betrachte nun ein fünfjähriges Kind! ſchon bewegt es ſich, wohin es will, nimmt allerlei kleine Geſchäfte vor, baut, pflanzt, reißt ein, fordert Speiſe, wenn es hungert, und ſucht den Ort auf, wo es ſeinen Durſt ſtillen kann. Nun ſieh hin auf das zwanzigjährige Mädchen, den zwanzigjährigen Jüngling! welcher Unterſchied! Sie bedürfen keiner elterlichen Pflege mehr, arbeiten, und machen faſt alles möglich, was ſie ihre Eltern zu Stande bringen ſahen. Bald ſind ſie der Aufſicht der Eltern ganz entwachſen, ſind Väter, Mütter, haben um ſich Kinder und Geſinde, deren Verſorger und Leiter ſie ſind. Eine fünfzigjährige Perſon, die es ſich angelegen ſein ließ, ihrer Beſtimmung gemäß zu leben — wie viel kann dieſe

nicht, ſie ſei von hohem oder von niederem Stande, durch ihr Nachdenken und ihren guten Rath möglich machen! Mancher Mann, der vor fünfzig Jahren wie ein Wurm an der Mutter Bruſt ſich krümmte, wandelt jetzt unter Menſchen, die ihn als ihren Verſorger und Wohlthäter verehren! Wir wachſen alſo an Kraft. Und dieſes Wachsthum gedeihet immer beſſer, je mehr wir uns gewöhnen, alles, was wir thun, mit Nachdenken zu verrichten, und es ſo gut zu machen, als es uns möglich iſt.

Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben: denn ihre Werke folgen ihnen nach. Dieſer Spruch rührt uns, wenn wir ihn hören, wir ſtellen es uns als eine himmliſche Seligkeit vor, daß wir uns einſt werden erinnern können an alle das Gute, das wir ehemals thaten. Können wir uns denn aber dieſe Seligkeit nicht ſchon heute verſchaffen? Gewiß! wir können es. Wir können heftige Begierden mäßigen und beſiegen; gute Vorſätze faſſen und befolgen; das Tagewerk, das Gott uns aufgab, recht treu und gewiſſenhaft ausrichten; Beſchwerlichkeiten überwinden, die mit unſerm Berufe verknüpft ſind; unſerer Bequemlichkeit entſagen, um einem unſerer leidenden Nebenmenſchen beizuſtehen; dieß und noch weit mehr können wir thun. Dieſe Werke folgen uns nun nach. Wann der Tag ſich neigt, wann wir einſam oder im Kreiſe der Familie, der Freunde, unſere Abendmahlzeit genießen, dann unſer Lager beſteigen: ſo erinnern wir uns derſelben; und dieſe Erinnerung, o wie ſüß iſt ſie! wie wohl befindet man ſich, wenn man eine ſchwere Arbeit geendigt, eine böſe Luſt beſiegt, einem ſeiner Nebenmenſchen Freude gemacht hat! — dieß iſt der Himmel auf Erden. — Wer dieſen nicht kennt, der darf auch auf keinen Himmel

rechnen, wann er die Erde verlaſſen hat. Die guten Werke, die uns nachfolgen ſollen, ſind die Früchte von vielen gut angewendeten Lebenstagen! wo ſollen dieſe aber herkommen, wenn man nicht ſeine einzelnen Lebenstage recht gut anzuwenden ſucht?

Bei dem Herrn zu ſein allezeit — Dieß ſtellen wir uns als die höchſte Seligkeit vor, und gewiß mit Recht. Sind wir denn aber nicht bereits bei ihm? Sollte es denn wohl wirklich möglich ſein, ihm jemals näher zu kommen, als wir ihm bereits ſind? Wenn wir uns denken, daß Gott hoch über den Sternen wohne, und daß wir zu ihm kämen, wenn wir einſt dahin verſetzt würden: ſo iſt dieß bloßer Irrthum. Er wirkt auch auf Erden, wir ſehen es an dem Reichthume ſeiner Gaben, den die Erde hervorbringt, an dem wunderbaren Baue jeder Pflanze, jedes Thieres, am mehreſten an der weiſen Einrichtung unſerer ſelbſt, und an der weiſen Leitung unſerer Schickſale. Wo er aber wirkt, da muß er auch ſein; er iſt alſo bei uns, und wir ſind bei ihm.

Sehen können wir ihn freilich nicht. Iſt aber wohl Hoffnung da, daß wir ihn jemals ſehen werden? Nur ein Körper iſt ſichtbar, einen Geiſt, dergleichen Gott iſt, kann man nicht ſehen. Was wir alſo vernünftiger Weiſe von dem „Sein bei dem Herrn“ erwarten können, iſt dieſes, daß wir fähig ſein werden, ihm unſere Gedanken und Wünſche vorzutragen, und Beweiſe bekommen werden, daß er bei uns ſei und ſie vernehme; und dieß alles haben wir ja bereits.

Welcher wirkliche Verehrer Gottes läßt wohl einen Tag vorbei gehen, ohne ſeine Gedanken auf ihn zu richten, ſeine Wünſche ihm vorzutragen, ihm von ſeinem Verhalten

Rechenſchaft abzulegen? Sagt doch David ſchon: wann ich zu Bette gehe, ſo denke ich an dich; wann ich erwache, ſo rede ich von dir. Und dieſer hatte doch ſchwerlich ſo richtige Begriffe von ihm, als wir, die wir um ein paar tauſend Jahre ſpäter als David leben, und in denſelben ungleich mehr Beweiſe von ſeiner Güte und Weisheit überblicken. Wer dürfte es läugnen, daß er ſich mit ſeinen Gedanken Gott nähern, alle ſeine Wünſche und Kümmerniſſe ihm mittheilen könne? Und wer hat dieß wohl jemals mit wirklicher Herzlichkeit, mit wirklich reinem, kindlichen Vertrauen zu ihm gethan, ohne ſich aufgeheitert und geſtärkt zu fühlen? Wer erinnert ſich nicht, wenn er über ſeine Lebensgeſchichte nachdenkt, an Fälle, in denen unvermuthete Rettung aus großen Verlegenheiten ihm zu Theil wurde; an andere, wo harte Schickſale zu ſeinem Beſten geleitet wurden; an durchgreifende Warnungen, die er erhielt, wann er im Begriff war, den Weg der Rechtſchaffenheit zu verlaſſen? Haſt du, Leſer! dieſe Erfahrungen gemacht: ſo haſt du auch Beweiſe erhalten, daß Gott bei dir iſt, und daß du bei ihm biſt. Sollten ſie dir aber fremd ſein, dieſe Beweiſe, ſo iſt dieß Buch nicht für dich geſchrieben; der Grund davon, daß du ſie nicht erhieltſt, liegt aber gewiß nicht im Mangel der Aufmerkſamkeit Gottes auf dich, ſondern in deiner Gedankenloſigkeit. Du gleichſt einem leichtfertigen Kinde, das ſich, in Geſellſchaft, von ſeinem Muthwillen ſo ſehr beherrſchen läßt, daß es den Vater ganz vergißt und ihn gar nicht bemerkt, wann er es mit ernſtem, liebevollen Blicke beobachtet, und ihm einmal über das andere Winke gibt, ſich nicht zu vergeſſen.

Aber der Umgang mit Engeln — in dem wird

doch eine Seligkeit zu hoffen ſein, auf die wir hier nicht rechnen dürfen? Mir dünkt, daß wir auch dieſe Seligkeit ſchon ſo ziemlich auf Erden finden können, wenn wir nur wollen. Freilich wird in einem vollkommenern Zuſtande alles beſſer ſein, als in dem unvollkommenen; aber daraus folgt noch nicht, daß gar kein Umgang auf Erden Statt finde, der uns Seligkeit verſchaffen könnte.

Laßt uns die Sache ehrlich unterſuchen! Was ſind denn Engel? Dienſtbare Geiſter, die ausgeſandt ſind um derer willen, die erben ſollen die Seligkeit. Fehlt es denn an ſolchen Geiſtern auf Erden? Denke nach, mein Leſer! Wer nahm ſich deiner an, als du, ein hülfloſes Geſchöpf, im Blute lagſt? wer ernährte, wer verpflegte dich, als du noch ganz ſchwach und unwiſſend warſt? wer lehrte dich das, was du jetzt weißt? wer bereitete das Brod, das du genießeſt? wer das Kleid, das dich bedeckt? die Hütte, die du bewohnſt? das Inſtrument, mit welchem du deine Arbeiten verrichteſt? wer verfertigte die Uhr, nach welcher du deine Zeit eintheilſt? iſt's nicht wahr, dieß alles thaten Menſchen? dieß ſind ja alſo Geiſter, die dir dienen, ob ſie gleich ihre grobe Hülle, den Körper, ſo wenig als du, abgelegt haben.

Aber, wendeſt du ein, es ſind keine guten Geiſter; da iſt nichts als Falſchheit, Eigennutz, Tücke, Bosheit. — Laß uns die Sache überlegen! Biſt du ſelbſt rechtſchaffen, ſo geſinnt, wie du glaubſt, daß die Engel geſinnt ſein werden: ſo ſieh dich nur um, du wirſt gewiß einen wenigſtens finden, der an Geſinnung dir gleicht. Die Menſchen mögen noch ſo verderbt ſein, ſo iſt ihre Verderbtheit doch nicht ſo allgemein, daß der Redliche nicht wenigſtens einen finden ſollte, mit dem er umgehen, mit dem er ſeine

Arbeiten und Freuden theilen könnte. Was die übrigen betrifft, ſo wird in der Folge gezeigt werden, daß wir uns oft die Menſchen ſchlimmer vorſtellen, als ſie wirklich ſind, und — daß wir ſie oft durch unſer eigenes Betragen böſe machen. So gibt es Schullehrer, welche darüber klagen, daß ſie mit lauter Böſewichten umgeben wären, und andere, die verſichern, daß die vergnügteſten Stunden ihres Lebens diejenigen wären, die ſie im Umgange mit ihren Schülern zubrächten. In wem iſt denn nun die Urſache zu ſuchen, daß der Erſteren Schüler Böſewichte, der Letzteren hingegen gute Kinder ſind? wenigſtens mehrentheils in den Lehrern.

Mit den Erwachſenen iſt es zwar nicht ganz, aber doch beinahe ſo, wie mit den Kindern; theils ſtellen wir uns dieſelben ſchlimmer vor, als ſie wirklich ſind, theils haben wir vielleicht in unſerm Betragen manches, was ſie gegen uns einnimmt. Und geſetzt, wir hätten ſie wirklich nicht gegen uns gereizt, geſetzt, ſie wären wirklich böſe: ſo ſind ſie ja doch Werkzeuge in Gottes Hand, durch welche er ſeine Abſichten zu erreichen und auch unſer Wohl zu befördern weiß. Betrachten wir die Menſchen aus dieſem Geſichtspunkte, betrachten wir ſie als Werkzeuge, deren Einfluß auf uns unter Gottes Leitung ſteht: ſo werden wir uns gleich mit Engeln umgeben ſehen.

Die Hoffnung, daß wir einſt Gottes Werke werden betrachten können, eröffnet uns die angenehmſten Ausſichten in die Zukunft; und wahr iſt es, ein großer Theil unſerer künftigen Seligkeit wird aus der Betrachtung der Werke des Allgütigen entſpringen. Aber — ſind wir denn nicht ſchon mit Gottes Werken umgeben? Das Gebirge, das vor uns liegt, die Steine, die in ſeinem

Schooße verborgen ſind, die Quelle, die aus ihm entſpringt, das Moos, das Gras, die Kohlpflanze, der Strauch, der Baum, der Wurm, das Inſekt, der Fiſch, der Vogel, das Säugethier — ſind ſie nicht alle Werke Gottes? Da wandeln wir denn unter Gottes Werken, und ſehnen uns doch nach dem ſeligen Zeitpunkte, wo wir ſie werden betrachten können. Warum betrachten wir ſie denn nicht jetzt? Wenn wir ſie doch betrachteten! wenn wir doch über die mannigfaltigen Wirkungen der Natur gehörig nachdächten, und lernten, in welcher weiſen, wohlthätigen Verbindung alles mit einander ſtehet: dann würden wir uns eine Freudenquelle öffnen, die nie verſiegt, wir würden uns den Himmel auf Erden bereiten. — Wandeln wir aber gedankenlos unter den Werken Gottes, die uns jetzt umgeben: ſo bringen wir uns nicht nur um alle Freuden, die uns die Beobachtung derſelben gewähren könnte, ſondern wir ſchwächen ſelbſt die Hoffnung, einſt aus der Betrachtung anderer Werke Gottes Vergnügen ſchöpfen zu können. Denn wer bei alle den wunderbaren Wirkungen Gottes auf der Erde gefühllos bleibt, wie kann der hoffen, daß ihm der Anblick neuer Wirkungen des Allmächtigen, die er auf andern Weltkörpern finden wird, große Freude machen werde?

Der dem Anſcheine nach wichtigſte Einwurf, den man gegen die Wahrheit, daß wir ſchon auf der Erde im Himmel ſein können, machen kann, iſt von den mannigfaltigen Mühſeligkeiten dieſes Lebens hergenommen. Dieſe ſind freilich nicht zu läugnen. Die Schmerzen und Krankheiten, denen unſer Körper ausgeſetzt iſt, die Kränkungen und Verdrießlichkeiten, die aus dem Umgange mit Menſchen entſpringen, ſind mannigfaltig; wahr iſt es, daß ein einziger Unglücksfall die Früchte eines vieljährigen Fleißes zer-

nichten kann; wahr iſt es, daß es auf dieſer Erde noch Krieg gibt, welcher Gräuel veranlaßt, vor welchen die menſchliche Natur ſich entſetzt. Der Anblick dieſer und tauſend anderer Plagen, unter welchen die Menſchen ſeufzen, iſt die Veranlaſſung geweſen, dieſe Erde ein Jammer- und Thränenthal zu nennen.

Stellt man aber auch alles menſchliche Elend zuſammen: ſo kann man doch weiter nichts daraus beweiſen, als daß die Erde nicht von lauter Seligen bewohnt werde, daß vielmehr bei weitem der größere Theil ihrer Bewohner viel Trübſal dulde. Daraus folgt aber noch nicht, daß nicht jeder einzelne Menſch, ſobald er ernſtlich will, den Genuß der himmliſchen Seligkeit auf Erden haben könne.

Denn von den Mühſeligkeiten dieſes Lebens entſpringt bei weitem der größere Theil aus uns ſelbſt, aus unſerer Unwiſſenheit, aus unſerer Thorheit, aus der Heftigkeit unſerer Begierden, aus unſerer Trägheit. Sobald wir alſo uns ernſtlich bemühen, verſtändiger und weiſer zu werden, unſere Begierden und unſere Trägheit zu beherrſchen: ſo mindern ſich die Leiden dieſer Art immer mehr, und fallen endlich faſt gänzlich weg. Wie mancher, der ſonſt krank war, genießt einer dauerhaften Geſundheit, ſeitdem er beſſere Einſichten in die Beſchaffenheit ſeines Körpers bekommen, und dasjenige vermieden hat, wodurch derſelbe ſonſt zerrüttet und geſchwächt wurde. Wie mancher lebt jetzt, in Verbindung mit den Menſchen, über welche er ſonſt die bitterſten Klagen führte, glücklich, ſeitdem er angefangen hat, im Umgange mit ihnen mehr Klugheit, Mäßigung, Gefälligkeit zu beweiſen.

Gleichwohl bleiben noch Leiden genug übrig, die ohne unſere Verſchuldung uns treffen. Sie zu vermeiden, ſteht

nicht immer in unſerer Gewalt; aber ſobald wir ernſtlich wollen, können wir ihnen das Schmerzhafte, das Drückende benehmen, und es wohl gar mit der Zeit dahin bringen, daß ſie uns Freude machen. Das Schreckliche unſerer Schickſale liegt vorzüglich in unſern Vorſtellungen; ſobald dieſe gereinigter werden, ſo greifen jene uns auch weniger an.

Dieſe Wahrheit iſt durch unzählige Erfahrungen beſtätigt worden. Wie ängſtlich geberdet ſich ein Kranker, der, durch eine verkehrte Erziehung, gegen alle Arznei einen ſtarken Abſcheu bekommen hat, wenn die Erhaltung ſeines Lebens ihn zum Gebrauche derſelben nöthigt; wie viel Mühe muß man ſich geben, ihn dazu zu bereden, ſie zu nehmen! Ein anderer, der vernünftiger iſt, ſucht ſelbſt den Arzt auf, läßt ſich die nämliche Arznei geben, und nimmt ſie ohne Widerrede ein. — Wie wimmert ein Reiſender, welcher die irrige Meinung hat, daß jede rauhe Witterung der Geſundheit nachtheilig ſei, wenn er auf dem Wege von einem Sturme und Platzregen überfallen wird! Sein Gefährte hingegen, der überzeugt iſt, daß durch das Erdulden rauher Witterung der Körper geſtärkt werde, wandelt bei dem nämlichen Sturme, und von dem nämlichen Platzregen durchnäßt, lächelnd neben ihm her. — Ja, es hat zu allen Zeiten Menſchen gegeben, welche den Verluſt aller ihrer Güter, ihrer Freiheit erduldet, ſogar das Blutgerüſte beſtiegen haben, ohne Spuren von Gram und Aengſtlichkeit blicken zu laſſen; die dem härteſten Schickſale mit eben der Gelaſſenheit und Heiterkeit entgegen gingen, mit welcher ein Anderer zur Tafel geht.

Solche Menſchen können auch wir werden, ſobald wir ernſtlich wollen; wir können es ſo weit bringen, daß kein

Unglück, keine Widerwärtigkeit, kein Martertod uns mehr niederwirſt oder unſere Gemüthsruhe gänzlich uns raubt.

Und welches iſt das Mittel, ſich dieſe Größe und Stärke der Seele zu verſchaffen? Das ſicherſte iſt der lebendige Glaube, daß Gott allenthalben wirkt, daß auch mein härteſtes Schickſal eine Fügung ſeiner Liebe, ein Erziehungsmittel iſt, wodurch er meinen Geiſt ausbilden, und ihn zum Genuß der Seligkeit immer fähiger machen will.

Alſo, lieber Leſer! der du dich nach der Seligkeit des Himmels ſehneſt, verſchiebe den Genuß dieſer Seligkeit ja nicht bis zu deinem Abgange von der Erde *). — In der Stunde, in welcher du dieß lieſeſt, kannſt du ſie ſchon genießen. Suche dich nur zu überzeugen, daß du jetzt ſchon bei Gott biſt, daß dieſer deine Wünſche kennt, daß du ſeinen Willen erfahren kannſt; faſſe den Entſchluß, ihn immer redlich zu befolgen, die Geſchäfte, die er dir anvertraut, die Pflichten, die er dir auflegt, treu zu verrichten und auszuüben; betrachte die Menſchen, die dich umgeben, als Gottes Boten, als Werkzeuge, durch welche er

---

*) Bei dem Anblicke des geſtirnten Himmels regt ſich wohl in uns die Hoffnung, daß, wann einſt einer der zahlloſen Sterne, die wir ſtaunend betrachten, unſer Wohnſitz ſein werde, wir im Himmel ſein würden. Wir vergeſſen aber, daß unſere Erde eben ſowohl ein Stern iſt, eben ſowohl zum Himmel gehört, als der Morgenſtern. Freilich, wenn wir von unſerer Erde, wo die Menſchen einander mit Flinten und Kanonen todt ſchießen, wo ſo vieles Winſeln und Wehklagen gehört wird, nach dem Morgenſterne ſehen, ſo iſt dort alles ſo ſtill! Aber wenn die Bewohner des Morgenſterns zu der Zeit, wann bei uns eine Schlacht geliefert wird, wo Tauſende ſich in ihrem Blute wälzen und mit ihrem Jammergeſchrei die Luft erfüllen, auf unſere Erde ſehen: werden ſie nicht auch ſagen, wie iſt dort alles ſo ſtill?

auf dich wirkt, die Natur als Gottes Werk, deine Leiden als weiſe Erziehungsmittel, und — du wirſt dann einen Vorſchmack des Himmels haben; aber zum Genuß ſeiner Seligkeit wirklich zu kommen, denſelben bleibend zu machen, ihn immer mehr zu erhöhen und zu vervielfältigen, dazu gehört freilich eine ſtete Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, dazu gehört Uebung und Thätigkeit, wozu in dieſem Buche Anweiſung wird gegeben werden.

Erſtes Buch.

Von der Seligkeit, die wir in uns ſelbſt finden können.

Wir freuen uns auf den Himmel jenſeit des Grabes vorzüglich deßwegen: weil wir dort vollkommener ſein, viel mehr wiſſen, viel mehr verſtehen, viel mehr, als gegenwärtig, vermögen, und — von der Sünde frei ſein werden. Wir wiſſen alſo recht gut, worin der Grund unſers bisherigen Mißvergnügens und unſerer Leiden liege, woher es komme, daß wir nicht ſchon jetzt die himmliſche Seligkeit genießen.

Warum handeln wir denn aber nicht nach unſern Einſichten? warum ſtreben wir denn nicht ſchon hier nach Vollkommenheit? Wenn wir ihr uns hier ſchon näherten: ſo würden wir auch hier ſchon ſeliger ſein. Wenn wir jetzt zu ſündigen aufhörten, ſo würden wir uns auch jetzt ſchon im Himmel befinden.

Wie iſt dieß möglich, wird man ſagen, hier in dieſem Stande der Unvollkommenheit, wo unſere Einſichten ſo beſchränkt ſind, unſer Wiſſen Stückwerk iſt? wo wir ſo ſehr von unſerm Körper abhängen? wo wir ſo viele böſe Beiſpiele ſehen? ſo viele Reizungen haben, unſern Pflichten untreu zu werden? Dieß iſt freilich alles wahr; allein was beweist es denn? Weiter gar nichts, als — daß man nur

mit Mühe und Anſtrengung ſich der Vollkommenheit nähern könne. Wer jene nicht ſcheut, wird dieſer auch gewiß immer näher kommen.

Haſt du denn, mein Leſer! dich wohl wirklich angeſtrengt, um vollkommener, d. i. verſtändiger, beſſer, ſtärker, von der Sünde mehr frei zu werden? Du wirſt freilich die Frage bejahend beantworten, aber auch zugleich über dein großes Unvermögen klagen.

Hüte dich nur, daß du dich nicht ſelbſt betrügeſt! Um dir deine Selbſtprüfung zu erleichtern, will ich dir nur noch eine Frage vorlegen. Ging denn wirklich dein Hauptbeſtreben dahin, vollkommen zu werden? oder betrachteteſt du deine Vervollkommnung nur als ein Nebengeſchäft? Den erſtern Theil dieſer Frage möchten wohl nur wenige Leſer mit Ja beantworten können: diejenigen aber, welche mit Ueberzeugung ſagen können, daß der Hauptzweck ihrer Bemühungen ihre Vervollkommnung war, werden ſich auch bewußt ſein, daß ſie den Himmel auf Erden haben.

Da dieß aber wenige Leſer von ſich mit Wahrheit werden behaupten können: ſo iſt's wohl nöthig, über dieſen Punkt noch etwas zu ſagen.

Das Streben nach Vollkommenheit iſt faſt allen Menſchen eigen; aber bei den mehreſten hat es eine verkehrte Richtung genommen. Es geht nach außen, anſtatt daß es nach innen gehen ſollte. Sich mehr Bequemlichkeit, ſchmackhaftere Nahrungsmittel, überhaupt mehr Befriedigung ſeiner ſinnlichen Wünſche zu verſchaffen, Aufſehn in der Welt zu machen, ſeine Einkünfte zu vermehren: dies iſt Hauptzweck des Strebens und Handelns der meiſten Menſchen. Nach ihrer Vervollkommnung ſtreben ſie nur,

ſofern ſie als Mittel zur Erreichung jenes Hauptzwecks dienen kann. Man erwirbt ſich Geſchicklichkeiten, um damit Geld zu verdienen; man beherrſcht in gewiſſen Fällen ſeine Sinnlichkeit, um ſie hernach deſto zügelloſer befriedigen zu können; man thut ſeine Pflicht, um Beifall zu erhalten.

Sind wir aber wirklich überzeugt, daß die himmliſche Seligkeit vorzüglich in unſerer Annäherung zur Vollkommenheit beſtehen werde: in welchem Widerſpruche ſteht dann unſere Handlungsweiſe gegen unſere Einſichten, wenn unſere Vervollkommnung nicht das Hauptziel unſeres Beſtrebens iſt!

In dieſem ewigen Widerſpruche iſt der vorzüglichſte Grund zu ſuchen, warum der Himmel äußerſt ſelten auf Erden gefunden wird.

So lange unſere Vervollkommnung nur eine Nebenſache für uns iſt, wird ſie nothwendig nur langſam vorwärts ſchreiten. So lange wir ſie nur als Mittel betrachten, um zu andern Zwecken zu gelangen, werden wir aufhören, an derſelben zu arbeiten, ſobald ſich andere Mittel zeigen, durch welche wir unſern Zweck ſicherer und leichter erreichen zu können glauben. Erfüllt man ſeine Pflicht blos, um Beifall zu erhalten, ſo wird man eben ſo gern ihr zuwider handeln, wenn einmal ein Zeitraum eintritt, in welchem Pflichtvergeſſenheit als Verdienſt angeſehen wird. So handelt mancher Hofmann, der in ſeinem Amte treu und eifrig iſt, ſo lange er einem Fürſten dient, welcher Amtstreue ſchätzt und belohnt; der aber eben ſo thätig iſt, deſpotiſche Abſichten zu befördern, wenn ein Deſpot in die Stelle des Landesvaters einrückt. Dieſer Hofmann erreicht

vielleicht ſeinen Zweck — die Gunſt des Fürſten: aber den Himmel auf Erden wird er vergeblich ſuchen.

Machen wir irgend etwas anderes, als unſere Vervollkommnung zu unſerem Hauptzwecke, ſo erwarten wir auch von der Erreichung dieſes Andern unſere Glückſeligkeit, und gleichen Kindern, die nach dem Platze hinlaufen, wo ſie glauben, daß der Regenbogen aufſtehe und — ihn nie finden.

Die Seligkeit iſt eine Eigenſchaft des Geiſtes; können wir ſie alſo wohl anderswo ſuchen, als in uns ſelbſt?

Dies iſt ſo einleuchtend, daß es überflüſſig ſcheinen möchte, darüber noch ein Wort weiter zu ſagen. Da aber doch in der Regel dieſem Grundſatze durchaus entgegen gehandelt wird: ſo iſt es nöthig, daß ich die Sache noch mehr auseinander ſetze.

Die Dinge, die außer uns ſind, haben bei weitem den Werth nicht, den wir ihnen beilegen. So lange wir ſie noch nicht haben, ſtellen wir ſie uns als etwas vor, deſſen Beſitz uns zu den glücklichſten Menſchen machen würde; und unſere Einbildungskraft iſt ungemein geſchäftig, ſie uns in dem höchſten Reize darzuſtellen. Dieß ſpornt uns denn an, Mittel zu erſinnen, durch die wir zum Beſitze derſelben gelangen können, und alle unſere Kräfte aufzubieten, um ihrer uns zu bemächtigen. Während dieſes geſchieht, ſind wir nicht im Himmel. Denn es fehlt uns ja die Sache noch, von welcher wir unſer Heil erwarten. Erlangen wir ſie nicht, welches gar oft der Fall iſt, ſo fühlen wir uns unglücklicher, als vorher. Gelingt es uns aber, uns derſelben zu bemächtigen, ſo kann uns dies zwar für den erſten Augenblick entzücken: aber wir finden bald, daß wir getäuſcht ſind, und daß uns das mühſam

Errungene bei weitem die Seligkeit nicht verſchafft, die uns unſere Einbildungskraft davon verſprach. Wir ſind unſerm Ziele ſo wenig näher gekommen, als Kinder dem Platze, wo der Regenbogen aufſteht, wenn ſie außer Athem bei dem Baume ankommen, wo ſie ihn mit Händen zu greifen gedachten.

Herrmann, ein junger aber unbemittelter Kaufmann, fängt ſein Geſchäft mit einem kleinen Handel an, der ihm gerade ſo viel einträgt, als er zur Anſchaffung ſeiner nothwendigen Bedürfniſſe braucht. Suchte er nun, bei der Betreibung dieſes Handels den höhern Zweck, ſeine Vervollkommnung, zu erreichen, ſo würde er gewiß im Himmel ſein. Dies thut er aber nicht. Jener Kaufmann, der ihm gegenüber wohnt, deſſen Handel ſich über ganz Europa verbreitet, deſſen Haus ein Palaſt iſt, der Equipage hält, auf deſſen Tafel alle Länder ihre Leckereien liefern müſſen, hat, ſeiner Meinung nach, den Himmel auf Erden. Er wünſcht es eben ſo weit zu bringen; und nun geht ſein Dichten und Trachten nur dahin, dieſen Zweck zu erreichen. Seine innere Vervollkommnung vergißt er darüber ganz; ja, er iſt von ſeinem Zwecke ſo eingenommen, daß er ihn ſelbſt auf Koſten ſeiner Vervollkommnung zu erreichen ſucht. Strebte er nach Vervollkommnung, ſo würde er Herr über ſeine Sinnlichkeit zu werden ſuchen; doch weit davon entfernt, begibt er ſich vielmehr in ihre Feſſeln, in denen er Tag und Nacht arbeitet, um ihre Forderungen zu befriedigen. Wenn Andere am Ende des Tages ſich prüfen, wie ſie ihre Pflichten erfüllt haben: ſo berechnet dieſer, wie viel er gewinnen würde, wenn er eine gewiſſe Waare verſchriebe und abſetzte. Er ſucht mit den größten Handelshäuſern in Verbindung zu kommen, und

es gelingt ihm. Er verſchreibt ganze Ladungen von Waaren, und alle ſeine Seelenkräfte arbeiten dahin, ſie mit Gewinn wieder abzuſetzen. Seine ganze Beredſamkeit wendet er an, um Käufer beizulocken; er dringt ihnen die Waaren auf, wenn er auch weiß, daß ſie derſelben nicht bedürfen. Gelingt es ihm, eine Frau zur Ausnahme eines theuern Kleidungsſtückes zu bewegen: ſo freuet er ſich wie ein Menſchenfreund, wenn er einem armen Manne Gelegenheit verſchafft hat, ſeine entblößte Familie zu kleiden, wenn ſchon er weiß, daß jene Frau dieſen Aufwand über ihr Vermögen macht. Er gibt Credit, und wenn er eine Zeit lang umſonſt auf Zahlung gewartet hat, ſo fängt er an, ſeine Schuldner vor Gericht zu belangen, und mit der größten Strenge auf Zahlung zu dringen. Sollte auch manche Familie durch ſeine Strenge zu Grunde gerichtet, und in die Nothwendigkeit verſetzt werden, ihr kleines Eigenthum zu verkaufen und zu verpfänden, ſo macht ihm dies keinen Kummer, weil er ſich berechtigt glaubt, ſein Eigenthum zu fordern.

Nachdem er nun einige Jahre raſtlos gearbeitet hat: kommt er denn endlich zum Ziele ſeiner Wünſche. Er vertauſcht ſeine kleine Wohnung mit einem Palaſte, läßt ſeine Mobilien in Paris verfertigen, führt eine koſtbare Tafel, und fährt in einer Caroſſe dahin, wohin er ſonſt zu Fuße ging. Aber — den gewünſchten Himmel auf Erden findet er nicht.

Einige Wochen taumelt er, von Freuden berauſcht, dahin, und achtet des vielen Verdruſſes nicht, den er in ſeiner neuen Lage findet, in der Hoffnung, daß in der Folge dies alles wegfallen werde.

Allmählig verliert ſich aber der Zauber. Die Gold-

ſtücke, die durch ſeine Hände rauſchen, machen ihm nicht mehr Freude, als ſonſt die Groſchen, die er einzeln einſtrich; das theure Bureau aus Paris wird ihm ſo gleichgültig, als ehemals ſein tannener Schreibeſchrank. Dagegen findet ſich allerhand Unangenehmes ein, das er ſonſt nicht kannte. Wie ein ausgeſtellter Honigtopf die Weſpen, ſo lockt der Ruf von ſeinem Reichthume einen Schwarm Leute herbei, die durch Schmeicheleien und Ränke einen Theil ſeiner Güter ſich zuzueignen ſuchen. Seine Kinder, von dem Bewußtſein geleitet, daß ſie einen reichen Vater haben, geben ſich keine Mühe, etwas Nützliches zu lernen; die Lehrer ſehen ihren Fehlern nach und loben ſie gegen den Vater, in der Hoffnung, ein gutes Neujahrgeſchenk zu bekommen; ſtatt der Milch, die ſie ſonſt zum Frühſtück bekamen, erhalten ſie Kaffee, und ſtatt des Butterbrodes Backwerk, und werden dabei ſchwächlich. Da ſie Geld in der Taſche haben: ſo drängen ſich zu ihnen allerlei nichtswürdige Menſchen, die ihnen Gelegenheit verſchaffen, ihre Sinnlichkeit zu befriedigen. Sie ſchweifen nun aus, entehren ſich, machen Schulden — zum Theil bekommen ſie ſchändliche Krankheiten. Der Vater ſelbſt ſpeist nicht mehr mit dem Appetite, mit welchem er ſonſt ſeinen Kohl und ſein Hammelfleiſch genoß. Die Mannigfaltigkeit der Speiſen reizt ihn aber doch zum Genuß, und ſeine Säfte werden dadurch verderbt. Sonſt lief er in leichter Kleidung durch die Straßen, achtete Regen und Schneegeſtöber nicht; jetzt fährt er in einer Caroſſe in Fuchspelz eingehüllt: dadurch werden ſeine Nerven geſchwächt, und unnatürliche Ausdünſtung wird hervorgelockt.

Nach einigen Jahren ſitzt denn Herrmann unter einer Familie von verworfenen Menſchen, von Gicht und Poda-

gra geplagt, mit ſich ſelbſt unzufrieden, und — bereitet ſich zu einem ſeligen Ende. Dies iſt ſein Himmel auf Erden! — Gott wolle uns Alle vor dieſem Himmel bewahren.

Anton befindet ſich in einer ſehr bedauernswürdigen Lage. Einen Tag iſt er übermäßig vergnügt, dann ſchleicht er wieder ganze Wochen ſchwermüthig umher und ſpricht von Selbſtmord. Fragt ihn, was ihm fehle? er wird euch mit Wehmuth eine gewiſſe Laura nennen, in deren Händen ſein Wohl und Wehe liege. Ohne ſie ſei ihm die Erde eine Hölle, aber ſie werde für ihn ein Himmel werden, wenn er Laura einſt die Seinige nennen dürfe. Ein freundlicher Blick von ihr ſei ihm Stärkung; aber ihr Kaltſinn führe ihn an den Abgrund des Verderbens. — Sollte Anton wohl in dieſer unangenehmen Lage den Himmel auf Erden haben? Gewiß nicht. Endlich aber kommt er zum Ziele ſeiner Wünſche: Laura wird die Seinige, und er glaubt, den Himmel auf Erden gefunden zu haben, wenigſtens in den erſten Wochen ſeines Eheſtandes.

Aber kaum ſind einige Wochen verſtrichen, ſo fängt er an zu merken, daß er ſich geirrt habe. Laura's Reize, Ton, Witz, die ihn ſonſt in Entzücken verſetzten, machen mit jeder Woche weniger Eindruck auf ihn; am Ende werden ſie ihm gleichgültig. Er findet in ſeiner Gattin, die er, ehe er zu ihrem Beſitze gelangte, mehrmals eine Göttin nannte, eine ganz gewöhnliche Frau. Ja, er bemerkt ſogar an ihr Fehler, die er an dem reizenden Bilde, das ſich ſeine Einbildungskraft von ihr entwarf, gar nicht wahrnahm. Es werden nach und nach Eigenſinn, Eitelkeit, Coquetterie, Geiſt des Widerſpruchs bemerkbar, und dieſe Entdeckung führt ſehr unangenehme Auftritte herbei, die

ſein Herz um ſo mehr angreifen, da er die Ausbildung deſſelben ſich gar nicht hatte angelegen ſein laſſen. Laura wird Mutter; aber — ihr Wochenbett iſt unglücklich; der neugeborne Sohn ſtirbt nach einigen Tagen, und die Mutter wird auf längere Zeit bettlägerig. Es treten Zufälle ein, die ihren Körper ſtark angreifen. Als ſie endlich das Bette wieder verlaſſen kann, ſind ihre Reize dahin, die ſonſt blühenden Wangen gelb und die feurigen Augen matt; die Haushaltungsgeſchäfte ſind in Unordnung gerathen; es ſind Schulden aufgelaufen. Dies Alles kann jedem Ehemann begegnen; aber unſeren Anton, der auf keinen Himmel, als auf den gerechnet hat, den ihm Laura ſchenken würde, wirft es ganz darnieder. Die vielen guten Eigenſchaften, die ſeine Frau an ſich hat, bemerkt er nicht, und jedes Verſehen, das ſie begeht, reizt ihn zum Zorn. Laura, gewohnt, in ihrem Anton einen Verehrer zu ſehen, der Alles, was ſie ſprach und that, vortrefflich fand, fühlt ſich höchſt unglücklich, da nun der Verehrer verſchwunden iſt, und ſich an deſſen Statt ein rauher, mürriſcher Ehemann eingefunden hat. Sie bekommen Kinder, aber auch dieſe machen ihnen wenig Freude. Die beſtändige Uneinigkeit der Eltern hat den nachtheiligſten Einfluß auf deren Erziehung. Immer arbeiten dabei Vater und Mutter einander entgegen. Einige Kinder ſterben frühzeitig dahin, und die andern werden kränklich und gegen die Eltern unfolgſam. So wandelt Anton an der Hand ſeiner Laura, unter ſtetem Gram und Verdruſſe, dem Grabe zu, in welchem er das Ende ſeiner Leiden zu finden hofft.

Zwanzig Jahre hat Julius in fremden Häuſern zur Miethe gewohnt, und in dieſer Zeit viel Verdruß gehabt. Den Grund davon ſuchte er lediglich darin, daß er kein

eigenes Haus beſitze. Sollte es ihm gelingen, daß er dieſes bekäme, dachte er, dann wollte er der glücklichſte Mann auf der Erde ſein. Bis dahin hatte die Welt wenig Reiz für ihn. Endlich iſt vor einigen Wochen ſein Wunſch erfüllt worden. Einer ſeiner Anverwandten iſt geſtorben, und hat ihm ein Vermögen hinterlaſſen, das ihn in den Stand ſetzt, ſich ein Haus zu kaufen, das eingerichtet iſt, wie er es immer wünſchte. Wie glücklich ſchätzt er ſich nun! Nächſtens wird er ſein Haus beziehen, alle ſeine Freunde zuſammen laden, bewirthen, und einen ſehr vergnügten Tag in ihrer Geſellſchaft verleben. Die folgende Woche läßt er das Haus durch einen Baumeiſter unterſuchen, dieſer findet es ſchadhaft, und eine Reparatur wird veranſtaltet, die viel Geld koſtet, und ihn ein halbes Jahr in der ruhigen Betreibung ſeiner Geſchäfte ſtört. Er muß nun Abgaben entrichten, von welchen er ſonſt frei war; es bricht ein Krieg aus, ein feindliches Heer dringt in die Stadt ein, und wird in die Häuſer einquartirt. Zwölf Mann werden ſeinem Hauſe zugetheilt, die er einige Wochen beköſtigen muß; ſie treiben ſolchen Unfug, daß er oft ſeines Lebens müde iſt. Der Feind fordert Contribution, welche auf die liegenden Gründe vertheilt wird, und ihm mehr Koſten verurſacht, als ſonſt ſeine Hausmiethe.

Endlich kauft das Haus, das an das Seinige ſtößt, ein böſer Mann, der ihm durch Zankſucht und andere Untugenden alle ſeine Freuden verleidet. Er ſieht nun zu ſeinem großen Leidweſen ein, daß er im eignen Hauſe eben keine vergnügteren Tage habe, als ſonſt in dem gemietheten.

Es würde leicht ſein, noch hundert Beiſpiele anzu-

führen, die alle den Satz beweiſen: daß die Dinge, die außer uns ſind, den Werth nicht haben, den man ihnen beilegt, und die Seligkeit nicht verſchaffen, die man von ihnen, ſo lange man ſie noch nicht beſitzt, erwartet. Wozu aber dieſe Weitläufigkeit? Es denke doch nur ein jeder an ſeine eigene Lebensgeſchichte, und er wird finden, daß er jetzt vieles habe, was er ſonſt ſehnlichſt wünſchte, und doch eben nicht zufriedener lebt. Eine Art von Sorgen und Kümmerniſſen iſt ihm durch den Beſitz der gewünſchten Sache abgenommen worden; dagegen haben ſich aber neue Sorgen und Kümmerniſſe, die er ſonſt nicht kannte, eingefunden. Der Reiz, den die gewünſchten Sachen in der Entfernung gehabt hatten, verſchwand allmählig, ſo wie man ſich im Beſitze derſelben befand: weil er theils ein Werk der Einbildungskraft geweſen war, theils dadurch geſchwächt wurde, daß man ſich nach und nach an den Anblick und den Genuß derſelben gewöhnte. Iſt denn dieß nicht wahr?

Hierzu kommt noch die Vergänglichkeit alles deſſen, was außer uns iſt. Je werther uns Dinge außer uns ſind, je mehr unſer Herz an denſelben hängt, für je unentbehrlicher wir ſie zu unſerer Glückſeligkeit halten, deſto ſchrecklicher muß die Vorſtellung von ihrer Vergänglichkeit ſein.

Ein Kind war das einzige, was Chloris wünſchte. Ohne ein Kind war für ſie keine Freude auf der Welt. Sie hat es nun. Sie ſetzt auf daſſelbe einen ungemeinen Werth. Der Gedanke, daß ihr Kind ſterben könnte, iſt ihr der ſchrecklichſte. Zehnmal des Tages erkundigt ſie ſich nach ſeinem Befinden. Jede ungewöhnliche Röthe, die ſie in ſeinem Geſichte bemerkt, jede Unbehaglichkeit, über die

das Kind klagt, verurſacht ihr eine ſchlafloſe Nacht. Sie fragt bald dieſen, bald jenen Arzt um Rath, jeder verordnet ihr Arznei, jede Arznei wird eingegeben. Aus Furcht, der Geſundheit des Kindes durch Strenge zu ſchaden, werden ihm alle Unarten verſtattet. Bald graſſiren die Maſern, bald die Bräune, bald das Scharlachfieber, und Chloris wird durch die Furcht vor Anſteckung immer in eine Lage verſetzt, die dem Aufenthalte in einer Hölle gleicht. Am Ende bekommt das Kind doch die Halsbräune und ſtirbt. Die Mutter fällt in eine Ohnmacht über die andere, und verſichert, daß ſie nun keinen Wunſch mehr habe, als — bald zu ihrem Heinrich zu kommen.

So iſt's mit allem, was außer uns iſt. Jede Perſon, die uns werth iſt, iſt ſterblich, und der Genuß ihres Umgangs vergänglich; jedes Haus verbrennbar; das Geld, jede Koſtbarkeit dem Diebſtahle ausgeſetzt; jedes andere Gut kann uns durch tauſenderlei Unglücksfälle entriſſen werden. Je werther uns nun die Dinge außer uns ſind, deſto quälender muß für uns die Vorſtellung von ihrer Vergänglichkeit, deſto troſtloſer unſer Geiſt ſein, wenn ſie uns wirklich entzogen werden.

Wenn wir alſo die Erwerbung und Erhaltung irgend einer Sache, die außer uns iſt, zu unſerm Hauptzwecke machen, und ſie für nothwendig zu unſerer Glückſeligkeit halten: ſo täuſchen wir uns ſchlechterdings allemal, eilen dem Schatten nach, um ihn zu haſchen, und machen unſere Glückſeligkeit vom Vergänglichen abhängig. Wie iſt's denn möglich, daß man unter ſolchen Umſtänden den Himmel auf Erden finden kann? Den Himmel denken wir uns doch immer als etwas Unvergängliches.

Wir, die wir glauben, daß einſt die himmliſche

Seligkeit in unſerer höhern Vervollkommnung beſtehen werde, müſſen alſo nothwendig unſern Einſichten gemäß handeln, und hier ſchon in unſerer Vervollkommnung unſere Seligkeit ſuchen, wenn wir den Himmel auf Erden finden wollen. All' unſer Dichten und Trachten muß auf dieſen Zweck gerichtet ſein, und jede andere Begierde, jedes andere Beſtreben, muß dieſem Zweck untergeordnet werden.

Will man einwenden, daß auf der Erde keine Vervollkommnung (Vervollkommnung und Vollkommenheit ſind zwei verſchiedene Dinge; jene iſt Annäherung zur Vollkommenheit) möglich ſei, ſo frage ich, haſt du denn dieſelbe bisher zu deinem Hauptzwecke gemacht? Iſt dies nicht geſchehen, wie kannſt du behaupten, daß ſie in dieſem Leben nicht möglich ſei?

Es fragt ſich nun: was denn eigentlich Vollkommenheit ſei? Vollkommenheit iſt der Inbegriff aller der guten Eigenſchaften, die eine Sache ihrer Natur nach haben kann. Ein Menſch würde alſo vollkommen ſein, wenn er die dauerhafteſte Geſundheit, den höchſten Grad der Stärke und Geſchicklichkeit des Körpers, die mannigfaltigſten Kenntniſſe, die richtigſten Einſichten, die lebhafteſte Einbildungskraft, das treueſte Gedächtniß, die möglichſte Feſtigkeit des Willens beſäße. Die Bemühung, ſich dieſe guten Eigenſchaften ſo viel als möglich eigen zu machen, iſt Vervollkommnung. Wenn Bruno ſich angelegen ſein läßt, die Philoſophie zu ſtudiren, Eduard ſich im Schwimmen übt, Heinrich ſeine Einbildungskraft immer lebhafter zu machen ſucht: ſo vervollkommnen ſie ſich alle; gleichwohl iſt es möglich, daß keiner von ihnen den Himmel auf Erden findet.

Die mehreſten Eigenſchaften der Menſchen haben, an

ſich betrachtet, einen ſehr unbeſtimmten Werth. Sie gleichen neben einander ſtehenden Ziffern, deren Werth durch die Stellung beſtimmt wird, welche jede von ihnen gegen die übrigen hat. Eine Eigenſchaft des Menſchen gibt es aber, durch die alle übrigen erſt wahren Werth erhalten; und dieſe iſt — die richtige Erkenntniß der Pflichten, und die Kraft des Willens, dieſer Erkenntniß gemäß zu handeln, die ich künftig kurz zuſammengefaßt Erfüllung der Pflicht nennen will. Dieſe gibt uns wahren Werth; alle übrigen guten Eigenſchaften, die wir uns erwerben können, bekommen nur in ſofern Werth, als wir ſie bei der Erfüllung unſerer Pflichten in Anwendung bringen. Daß dies wahr ſei, bedarf keines Beweiſes. Wir glauben es ja ſchon alle, wozu ſoll es denn bewieſen werden? Welches iſt denn der Maßſtab, nach welchem wir den Werth des Menſchen beſtimmen? Immer die Erfüllung der Pflicht. Welcher iſt der würdigſte Fürſt? welcher der achtungswertheſte Kaufmann? der ſchätzbarſte Gelehrte? der beſte Soldat und Handwerksmann und Hirte? das liebenswürdigſte Kind? das beſte Geſinde? Auf alle dieſe Fragen paßt nur eine Antwort — diejenigen, die am treueſten ihre Pflichten erfüllen.

Wenn wir nun einſehen, daß andere Menſchen blos durch Erfüllung der Pflicht ihren Werth erhalten: ſo müſſen wir überzeugt werden, daß ſie allein das iſt, was auch uns Werth gibt.

Was iſt denn aber Pflicht? wird man fragen. Statt zu antworten, will ich es lieber durch einige Fragen und deren Beantwortung erläutern.

Fr. Wenn ein Vater Kinder hat, was iſt ſeine Pflicht?

A. Für ihren Unterhalt und ihre Erziehung zu ſorgen.

Fr. Wenn ſie krank werden, was iſt ſeine Pflicht?

A. Dafür zu ſorgen, daß ſie wieder geſund werden.

Fr. Wenn er ihre Erziehung nicht ſelbſt beſorgen kann, was iſt ſeine Pflicht?

A. Sie durch Andere erziehen zu laſſen.

Fr. Durch wen?

A. Durch diejenige Perſon, welcher er die mehreſte Geſchicklichkeit und Gewiſſenhaftigkeit zutraut.

Fr. Wenn Jemand Geſinde in ſeinen Dienſt nimmt, was iſt ſeine Pflicht?

A. Ihm ſeinen Lohn ordentlich auszuzahlen.

Fr. Wenn es aber unwiſſend iſt?

A. Es zu belehren.

Fr. Und wenn es Fehler an ſich hat?

A. Es zu beſſern.

Fr. Und wenn es in ſeinem Dienſte krank wird?

A. Es verpflegen und heilen zu laſſen.

Fr. Wenn das Geſinde in ſeinem Dienſte alt und ſchwächlich wird, was iſt ſeine Pflicht?

A. Es zu ernähren.

Fr. Wenn es in ſeinem Dienſte ſtirbt und unerzogene Kinder hinterläßt, was iſt ſeine Pflicht?

A. Für ihre Erziehung zu ſorgen.

Fr. Wenn aber der Vater oder die Mutter hierzu kein Geld hinterlaſſen haben, was iſt ſeine Pflicht?

A. Das Geld dazu herzugeben.

Fr. Wenn aber ſeine Vermögensumſtände es nicht erlaubten, was iſt ſeine Pflicht?

A. Auf Mittel zu denken, wie er es aufbringe.

Fr. Wenn ein Mann, deſſen Einkommen kaum hin-

reicht, ſich und den Seinigen die nöthigen Bedürfniſſe zu verſchaffen, eingeladen wird, in einen Cirkel zu treten, wo wöchentlich einmal geſchmaust und jährlich zweimal ein Ball gehalten wird, was iſt ſeine Pflicht?

A. Die Einladung nicht anzunehmen.

Fr. Wenn Jemand geborgt hat, was iſt ſeine Pflicht?

A. Zu bezahlen.

Fr. Wenn Jemand etwas verſprochen hat, was iſt ſeine Pflicht?

A. Sein Wort zu halten.

Die Antworten ſind alle beſtimmt und richtig. Ich könnte noch einige Bogen voll von dergleichen Fragen niederſchreiben, und ich traue einem jeden meiner Leſer zu, daß er ſie ziemlich beſtimmt und richtig beantworten werde.

Wenn ich aber die Fragen umändern und den Leſer fragen wollte, was ſeine Pflicht ſey: ſo würden die Antworten zum Theil ganz anders ausfallen. Wollte ich z. B. zu manchem ſagen: dein Bedienter iſt in deinem Dienſte alt geworden, was iſt deine Pflicht? So würde er vielleicht die Achſeln zucken und ſagen: ich kann nun weiter nichts für ihn thun, ich überlaſſe die Sorge für ihn dem Staate. Wollte ich manchen von Nahrungsſorgen gedrückten Hausvater fragen: du biſt in einen Cirkel von Freunden eingeladen, wo wöchentlich einmal geſchmaust und zweimal des Jahres Ball gehalten wird, was iſt deine Pflicht? ſo würde er vielleicht ſagen: meine Pflicht? der Wohlſtand erfordert ja doch, daß ich dieſe Einladung annehmen muß.

Die Pflichten Anderer kennen wir alſo ſehr gut, nur unſere eigenen wollen uns immer nicht recht einleuchten.

Das kürzeſte Mittel, zu erfahren, was in jedem Falle für uns Pflicht ſei, ſcheint alſo dieſes zu ſein, daß wir uns fragen: was würdeſt du von einem Andern verlangen, daß er thun ſollte, wenn er ſich in deiner Lage befände?

So lange aber freilich Abneigung gegen die Erfüllung der Pflicht da iſt, ſo lange man ſie als eine ſchwere Laſt betrachtet: wird man noch immer durch unbeſtimmte Antworten und allerlei Ausflüchte ſich der Laſt zu entziehen ſuchen. Bald wird man ſein Unvermögen und die Menge ſeiner Geſchäfte, bald die Unwürdigkeit der Perſon, welcher man eine Pflicht ſchuldig iſt, vorſchützen, um ſich zu bereden, daß man nicht gehalten ſei, das zu thun, wozu ein Anderer, im ähnlichen Falle, verbunden wäre.

Da ich wünſche, daß jeder Leſer ſogleich in den Himmel auf Erden verſetzt werden, und in demſelben mit dem Fortgange der Zeit von einer Stufe zur andern gelangen möge: ſo wäre eine Belehrung über die Pflichten des Menſchen hier wohl am unrechten Orte; ſie würde zu weitläuftig ausfallen, und da nicht ſowohl die Kenntniß der Pflicht, als vielmehr deren Erfüllung den Himmel auf Erden ausmacht: ſo würde der Leſer in der Erſtrebung deſſelben nur unnöthig aufgehalten, und mancher, der Pflicht und Laſt für einerlei hält, würde wohl gar dadurch gänzlich zurückgeſchreckt werden.

Ich rathe vielmehr Allen, die den Himmel auf Erden finden wollen, daß ſie ſogleich anfangen, die ihnen zunächſt liegenden Pflichten zu erfüllen. Ein jeder hat doch gewiß einige Pflichten, zu deren Erfüllung er ſich für verbunden hält. Mit dieſen mache er den Anfang, und erfülle ſie nicht halb, ſondern ganz, mit möglichſter Treue und Pünktlichkeit. Wenn er es dann fühlt, daß er dadurch

immer mehr Würde und Kraft bekomme, daß nichts in der Welt ſolche Ruhe und Seligkeit verſchaffe, als — die Erfüllung der Pflicht: ſo wird die Luſt, ſeinen Pflichtenkreis zu erweitern, ſich ſchon von ſelbſt einfinden.

Die Meinung, als wenn die Pflichten eine Bürde wären, kommt vorzüglich daher, daß man ſie entweder gar nicht, oder nur halb erfüllt. Die Erinnerung an Pflichten, die nicht erfüllt ſind, iſt freilich läſtig; die Erfüllung derſelben aber iſt angenehm; und das Bewußtſein, ſie erfüllt zu haben, iſt das höchſte Gut, das wir auf der Erde finden können. Du glaubſt es nicht? — Erfülle deine Pflicht, dann entſcheide!

Aber freilich muß dann auch die Pflicht ganz erfüllt werden. Die Erfüllung derſelben muß ſchlechterdings der Hauptzweck aller unſerer Bemühungen ſein; alle Begierden, alle Wünſche müſſen der Pflicht untergeordnet bleiben. Jede Begierde muß erſtickt, jeder Wunſch unterdrückt, jeder Umgang abgebrochen, jedes Geſchäft aufgegeben werden, wenn ſie uns von der Erfüllung der Pflicht abhalten. Es muß mit uns ſo weit kommen, daß Alles, was wir denken, reden und thun, ſich auf Erfüllung der Pflicht beziehe.

Welche überſpannte Moral! wird man ſagen. — Welche Moral iſt denn überſpannt? ich glaube diejenige, die Forderungen an uns thut, die unſere Kräfte überſteigen. Dies iſt aber bei dieſer Forderung gewiß nicht der Fall. Ich glaube vielmehr, daß die Erfüllung der Pflicht durch nichts mehr erleichtert werde, als dadurch, daß man ſie zu ſeinem Hauptzwecke macht. Das kürzeſte und leichteſte Mittel, nach einer gewiſſen Stadt zu kommen, iſt wohl

dieſes, daß ich immer auf dem geraden Wege fortreiſe, der dahin führt. Will ich eine Meile vorwärts, dann ein paar Meilen rückwärts reiſen: ſo muß ich dieſe zwei Meilen wieder vorwärts gehen, bin ermüdet, und doch nicht ſo weit gekommen, als wenn ich immer vorwärts gegangen wäre.

Ganz ähnlich wird es einem gehn, wenn man die Erfüllung der Pflicht nicht zum Hauptzweck ſeiner Thätigkeit macht; wenn man noch Nebenzwecke hat, die einen von derſelben abziehen; wenn man z. E. jetzt gegen einen Menſchen ſeine Pflicht erfüllt, dann aber wieder durch ſeine Leidenſchaft ſich verleiten läßt, ſie gegen zehn andere zu verletzen.

Da klagt man immer über die ſauern Kämpfe, die man mit ſeiner Sinnlichkeit hätte, und die die Erfüllung der Pflicht ſo ſehr erſchwerten. Würden ſie nicht ſeltener und weniger anſtrengend ſein, wenn man die Erfüllung der Pflicht zu ſeinem Hauptzwecke machte? Denn wenn man einen Tag die Sinnlichkeit bricht, dann wieder mehrere Tage ihre Forderungen befriedigt: ſo bekommt ſie immer neue Stärke, und die Vernunft, die ſie regieren ſollte, wird kraftloſer. Man erſchwert ſich ſelbſt die ſüße Erfüllung der Pflichten.

Bruno kennt ſeine Pflichten, und iſt geneigt, ſie zu erfüllen. Aber wie ſauer wird ihm die Erfüllung! Jeder Gang, den er in dieſer Abſicht unternehmen muß, jede Aufforderung zur Pflicht, deren Beachtung ihn im Genuſſe ſeiner Mahlzeit ſtört, jede Stunde, die er um der Pflicht willen von ſeinem Schlafe abbrechen muß, preßt ihm Seufzer aus. Felix erfüllt alle dieſe und noch weit mehr Pflichten mit der größten Leichtigkeit und Freudigkeit. Worin

liegt denn der Grund von dieſer Verſchiedenheit? Felixens Hauptzweck iſt Erfüllung der Pflicht, und ſeine Sinnlichkeit iſt ſchon gewöhnt, ſich danach zu fügen. Bruno hingegen lebt, um ſeines Leibes pflegen zu können, betrachtet alſo die Erfüllung ſeiner Pflichten nur als Nebenſache, und muß daher, ſo oft er ſie erfüllen will, gegen ſeine Sinnlichkeit einen harten Kampf beſtehen.

Ehrlich iſt wegen der Treue, mit welcher er ſeinen Pflichten nachkommt, bekannt. Was er verſpricht, darauf kann man ſich verlaſſen; an der Waare, die er verkauft, nimmt er nie mehr Gewinn, als den, den er einmal mit Beiſtimmung ſeines Gewiſſens feſtgeſetzt hat. Nie beredet er Jemanden, ihm ſeine Waaren abzukaufen; und wenn ein Artikel einen Fehler hat, ſo zeigt er ihn dem Käufer aufrichtig an. Kauft er ein: ſo benutzt er nie die Unwiſſenheit oder die Dürftigkeit des Verkäufers zu ſeinem Vortheile, ſondern gibt ſogleich, was er geben kann, wenn er dabei etwas gewinnen will. Findet er Jemand, der ſeiner Unterſtützung bedarf: ſo thut er ſogleich für ihn, was er nach ſeinem Vermögen thun kann. Und dieß geſchieht alles mit der Leichtigkeit und Heiterkeit, mit welcher ſein Nachbar eine Schuld einſtreicht, die er für verloren hielt.

Ein Anderer hat zu ſeinem Hauptzwecke die Erwerbung eines anſehnlichen Vermögens gemacht. Die Begierde, ſeinen Zweck zu erreichen, iſt bei ihm Leidenſchaft geworden. Alles, was er thut, hat auf den Hauptzweck Beziehung. Er hält Wort, um Kredit zu behalten; nimmt keinen übermäßigen Gewinn von ſeinen Waaren, um deſto mehr Käufer herbeizulocken; und bezahlt pünktlich diejenigen, die ihm verkaufen, damit ſie die Produkte ihres Fleißes immer zu ihm bringen mögen.

Wenn aber nun Pflichten zu erfüllen ſind, die mit ſeinem Hauptzwecke im Widerſpruche ſtehen, wie ſauer wird es ihm da! Welche Ueberwindung koſtet es ihm, wenn er von einem Reiſenden, der wahrſcheinlich doch nicht wieder kommt, nicht ſo viel Gewinn als möglich ziehen, wenn er die Fehler ſeiner Waare anzeigen, wenn er einer verarmten Familie etwas von ihrer Schuld nachlaſſen ſoll! und wie viel Mal beſieht er den Dukaten, den er, Wohlſtands wegen, zu einer Kollekte geben muß, die für eine abgebrannte Gemeinde eingeſammelt wird! Mehrentheils erliegt ſein Gewiſſen unter den Kämpfen gegen die Gewinnſucht; und wenn er bisweilen ſiegt, ſo geſchieht es nur mit großer Anſtrengung.

Amalie und Eleonore werden durch die Pflicht, die ſie ihren Kindern ſchuldig ſind, beide genöthigt, bei ihnen zu bleiben, und die Maskerade zu verſäumen, die dieſen Abend gegeben wird. Amalie befindet ſich dabei ungemein wohl; das Bewußtſein, daß ſie thue, was die Pflicht befiehlt, verſchafft ihr mehr Seligkeit, als irgend eine der maskirten Perſonen genießen wird.

Eleonoren hingegen hat dieſer Entſchluß große Ueberwindung gekoſtet; und nun hat ſie üble Laune, und bekommt allemal einen Stich in's Herz, ſo oft ſie einen Wagen unter ihren Fenſtern vorbeiraſſeln hört.

Woher kommt es denn, daß die Erfüllung der Pflicht jener ſo leicht, und dieſer ſo ſchwer wird? Daher, weil jene nichts zu bekämpfen hat, indem Erfüllung der Pflicht ihr Hauptzweck iſt, welchem alle übrigen Wünſche untergeordnet ſind; dieſe hingegen zu ihrem Hauptzwecke das ſinnliche Vergnügen macht, und alſo die Pflicht läſtig fin-

det, wenn ſie bei Erfüllung derſelben dem Hauptzwecke entgegen handeln muß.

Wären wir von Jugend auf dazu gewöhnt worden, die Erfüllung unſerer Pflichten zu unſerem Hauptgeſchäft zu machen: ſo würde uns dieſelbe ungemein leicht fallen. Allein daran hat es gemeiniglich gefehlt. Unſere Neigung und unſere Thätigkeit, ſtatt daß ſie gleich anfänglich auf die Erfüllung der Pflichten hätten gerichtet werden ſollen, wurden auf ganz andere Gegenſtände gelenkt. Suchte man uns ja zur Erfüllung der Pflicht zu ermuntern, ſo ſtellte man ſie uns als das Mittel vor, unſern äußerlichen Zuſtand zu verbeſſern. Da nun der Zweck immer wichtiger als das Mittel iſt, und es zu einem Zwecke mehrere Mittel geben kann: ſo wurde die Verbeſſerung des äußerlichen Zuſtands das Hauptwerk, und die Erfüllung der Pflichten das Nebenwerk. Daher vorzüglich iſt denn die allgemeine Klage entſtanden, daß in unſerm Fleiſche nichts Gutes wohne, daß wir zwar das Wollen, aber nicht das Vollbringen in uns finden. Ehe noch die Neigung, unſere Pflichten zu erfüllen, erweckt wurde, befriedigten wir ganz andere Neigungen, die jener entgegenſtanden; und dieſe bekamen, durch die öftere Befriedigung, eine ſolche Stärke, daß ſie zu Leidenſchaften anwuchſen, mit denen wir nun allemal zu kämpfen haben, wenn wir unſere Schuldigkeit thun wollen.

Welch' harten Kampf koſtet es dem Manne, deſſen Hang zum Spiele in Spielſucht ausartete, wenn die gewöhnliche Spielſtunde ſchlägt, und er ihrem Winke nicht folgen, ſondern dahin gehen ſoll, wohin ihn die Pflicht ruft. Hätten wir dergleichen Neigungen nicht zu Leidenſchaften

werden laſſen: ſo würden dieſe Kämpfe großentheils weg- fallen.

Indeß iſt für uns noch nicht alle Hoffnung verloren, das zu werden, was wir werden ſollen: wenn wir es nur ernſtlich wollen. Es wird uns zwar jetzt mehr Anſtren- gung koſten, aber es iſt doch nicht unmöglich, daß wir das Ziel noch erreichen.

Geſetzt, du hätteſt eine Reiſe angetreten, um einen Geſundbrunnen zu beſuchen; glaubteſt den für deinen Ge- ſundheitszuſtand paſſenden in Süden zu finden, erführeſt aber, nachdem du einige Tage gereist wäreſt, daß du dich geirrt habeſt, und den für die Wiederherſtellung deiner Geſundheit paſſenden gegen Norden ſuchen müſſeſt, ſo wäre freilich deine bisherige Reiſe nicht nur vergeblich, ſondern auch für die Erreichung deines Zweckes nachtheilig geweſen. Du mußt nun, um noch zu deinem Zwecke zu kommen, wieder rückwärts reiſen, und biſt, wenn du einige Tage auf die Rückreiſe verwendet haſt, nicht weiter, als damals, als du die Reiſe antrateſt. Allein es iſt doch noch möglich, daß du mit dreifachen Koſten und mit dreifacher Anſtrengung zu deinem Ziele kommen kannſt.

Ich bin nicht geſonnen, hier weitläuftige Regeln zu geben, durch deren Befolgung man es dahin bringen kann, daß die Erfüllung der Pflicht uns Hauptzweck werde. Es iſt ſüßer und nützlicher, wenn man ſich dieſe Regeln ſelbſt vorſchreibt. Gleichwohl kann ich nicht umhin, einige Vortheile anzugeben, die dieſes Geſchäft erleichtern.

Wir haben faſt täglich Stunden, oder wenigſtens Vier- telſtunden, die nicht mit beſtimmten Geſchäften beſetzt, in denen wir einſam ſind, in denen wir unſere Gedanken frei umherſchweifen, und ſich mit allerlei Planen für die Zu-

kunſt beſchäftigen laſſen. In dieſen Stunden und Viertelſtunden muß man vorzüglich auf ſich aufmerkſam ſein. Die Gedanken fallen dann immer auf den Gegenſtand, der uns der wichtigſte iſt, malen ihn mit den reizendſten Farben aus und entzünden ſo Begierden. Wenn nun dieſe, wie das faſt immer der Fall iſt, mit der Pflicht ſtreiten, was thut man? man träumt von Süßigkeiten, die mit Vernachläſſigung der Pflicht verbunden ſein ſollen, nährt ſo die Begierde zur Vernachläſſigung, und — ſchwächt die Neigung zur Erfüllung. Willſt du alſo wirklich künftig deinen Pflichten treu ſein: ſo mußt du damit anfangen, daß du dich von dieſer übeln Gewohnheit loszumachen, und dich zu gewöhnen ſuchſt, in den Zeitpunkten, wo du dir ſelbſt überlaſſen biſt, über deine Pflichten und die Mittel, ſie zu erfüllen, nachzudenken.

Anfänglich iſt's ſchwer, in der Folge wird's leicht, am Ende führt es zum Himmel auf Erden.

Ich denke mir jetzt eine Mutter, deren Hauptzweck Putz iſt, die folglich bei dem Erwachen zuerſt an ihren Putz denkt, auf ihren Spatziergängen und in der Einſamkeit des Zimmers ſich mit der Ueberlegung beſchäftigt, wie ſie ihren Putz anordnen und die Mittel dazu aufbringen will. Wenn dieſe zu der Ueberzeugung kommt, daß dieſe Beſchäftigung Vernachläſſigung der Pflicht ſei, ſo iſt ſie von dem Augenblicke an verbunden, ihre freien Stunden dazu anzuwenden, daß ſie über die Pflichten nachdenkt, die ſie ihrem Manne und ihren Kindern ſchuldig iſt. Dieß wird freilich im Anfange Anſtrengung koſten, bei fortgeſetzter Uebung aber immer leichter, und am Ende wahres Vergnügen für ſie ſein: weil es unmittelbar zur Erfüllung der Pflichten führt, und dieſelbe immer mehr erleichtert.

Ferner gewinnt man viel, wenn man ſich von ſo manchen Vorurtheilen loszumachen ſucht, die die Erfüllung der Pflicht erſchweren.

Dahin gehört zuvörderſt dieſes, daß man ſich die Pflicht immer als etwas Läſtiges und Beſchwerliches denkt. Leider ſind wir ſo verwöhnt, daß, wenn wir den Umfang unſerer Pflichten überdenken, wir eben die unangenehmen Empfindungen haben, wie ein Leibeigener, wenn er an die von ihm zu leiſtenden Frohndienſte denkt. Mancher wird aber auch aus Erfahrung wiſſen, daß dieſe unangenehme Empfindung verſchwindet, ſobald man Entſchloſſenheit genug hat, zur Erfüllung ſeiner Pflichten zu ſchreiten. Das Bewußtſein, daß man ſeine Schuldigkeit thue, heitert auf und verſüßt alle Anſtrengung und Mühe, die damit verknüpft iſt. Und — wenn die Pflicht erfüllt iſt, ſo iſt die Zurückerinnerung an das Vollbrachte in eben dem Grade ſüß, in welchem die Erfüllung mühſam war.

Ein Mann, der es fühlt, daß die Pflicht ihm gebiete, ſeinen Gegner, den er beleidigte, um Verzeihung zu bitten, wird freilich immer mit Mißbehagen an die ihm noch bevorſtehende Uebung dieſer Pflicht denken. Sobald er aber den Weg zum Gegner antritt, wird ihm das Herz leichter; und — wenn er um Verzeihung gebeten, wenn er dadurch die Ueberzeugung erlangt hat, gethan zu haben, was er konnte, um Feindſchaft zu verhüten, ſo befindet er ſich ungemein wohl.

Wenn wir alſo die Sache genauer unterſuchen, ſo finden wir faſt allemal, daß eigentlich nur das Denken an unerfüllte Pflichten uns mißvergnügt mache. Und welches Mittel kann dieß Mißvergnügen wegſchaffen? nur eins: die Erfüllung.

Ferner pflegen wir uns immer die Befriedigung der Begierden, die bei uns vorzüglich ſtark ſind, als ſüß, die Brechung als ſchmerzhaft zu denken. Auch dieß iſt Vorurtheil. Wahr bleibt es, daß der Augenblick der Befriedigung ſüßer iſt, als der, in dem man die Begierde bricht. Welcher vernünftige Menſch wird denn aber wohl den Werth ſeiner Handlungen nach den erſten Empfindungen, die ſie hervorbringen, beurtheilen? Dieß iſt kindiſch. Das Bewußtſein, eine Begierde gebrochen zu haben, und das damit verbundene Gefühl der Kraft ſchafft gewiß mehr Freude, als das Bewußtſein, ſie befriedigt zu haben.

Dieß gilt ſchon von der Brechung unſchuldiger Begierden. Was iſt unſchuldiger, als die Begierde, zur beſtimmten Zeit ſeine Mahlzeit zu genießen? Die Befriedigung derſelben iſt angenehm. Wenn man aber bisweilen, um die Herrſchaft über ſeine Begierden zu behaupten, den Entſchluß faßt, ſich eine Mahlzeit zu verſagen, und dieſen Entſchluß ausführt, ſo entſpringt daraus gewiß ein weit reineres und dauerhafteres Vergnügen, als der Genuß der ſchmackhafteſten Mahlzeit gewähren kann. Man verſuche es und urtheile! — Wenn nun, ſchon bei freiwilliger Brechung unſchuldiger Begierden, das Gefühl der Kraft Vergnügen verſchaffen kann: wie weit größer noch muß das Vergnügen ſein, wenn es durch das Bewußtſein, ſeine Pflicht mit Brechung einer ihr im Wege ſtehenden Begierde erfüllt zn haben, erhöht wird. Der Fall tritt z. B. bisweilen ein, daß die Pflicht gebietet, die an ſich unſchuldige Begierde, ſeine Mahlzeit zur beſtimmten Zeit zu genießen, zu brechen. Wenn das Leben eines Menſchen zu retten iſt, wenn ein Berufsgeſchäft eintritt, das in der Zeit, die man gewöhnlich auf den Genuß der Mahlzeit

verwendet, beſorgt werden muß, und ſpäterhin nicht mehr beſorgt werden kann; wenn durch Faſten meine Geſundheit wieder hergeſtellt werden ſoll — iſt dann der Genuß der Mahlzeit nicht Vernachläſſigung der Pflicht? Kann wohl ein Menſch, der über ſeine Pflicht nachgedacht hat, an ſolch' einem mit Pflichtvergeſſenheit verbundenen Genuſſe Vergnügen finden? Muß die Verſagung des Genuſſes nicht angenehmer für ihn ſein? — Und wenn die Stunde des Genuſſes oder der Verſagung verfloſſen iſt, wie ſteht es mit der Zurückerinnerung? Gewährt es mehr Vergnügen, ſich zu erinnern, daß man durch Befriedigung einer Begierde ſeine Pflicht vernachläſſigt, oder ſich zu erinnern, daß man durch Brechung derſelben ſie erfüllt habe? Es frage doch ein jeder ſein eigenes Gefühl, und urtheile dann!

Wie es nun mit dieſer Begierde iſt, ſo iſt es mit allen. Der Zeitpunkt der Befriedigung iſt ſüß, der Zeitpunkt der Brechung bitter. Wenn aber die Pflicht Brechung der Begierde befiehlt: ſo wird die Süßigkeit der Befriedigung verbittert, und die Bitterkeit der Brechung verſüßt. Die Brechung der Begierde verliert nämlich ihr Unangenehmes durch das Bewußtſein, daß man der Stimme der Pflicht gehorche; — und die Zurückerinnerung an dieſelbe, wie erquickend iſt ſie! Je ſtärker der Feind war, den man beſiegte, und je ſtärker die Begierde, die man brach, deſto ſüßer iſt das Andenken an den Sieg.

Wenn endlich die Erfüllung unſerer Pflicht der Hauptzweck unſers Denkens und Handelns ſein ſoll, ſo dürfen wir ſie nie zum Mittel gebrauchen, um andere Zwecke damit zu erreichen. Denn ſonſt werden jene Zwecke Hauptzwecke; die Erfüllung der Pflicht wird dem Hauptzwecke

untergeordnet, und iſt folglich nicht mehr Hauptzweck. Wir müſſen uns vielmehr dazu gewöhnen, daß wir unſere Pflicht thun, um — ſie gethan zu haben; uns gewöhnen, daß wir, ohne beſondere Veranlaſſung, gar nicht von der Erfüllung unſerer Pflichten ſprechen — die linke Hand nicht wiſſen laſſen, was die rechte thut; eben ſo willig den bewirthen, der uns nicht wieder bewirthen kann, als den, von dem man erwarten darf, daß er unſere Bewirthung vergelten werde; die von der Pflicht angewieſene Arbeit, die nicht bezahlt wird, eben ſo gewiſſenhaft verrichten, als eine andere, bei welcher man auf Bezahlung rechnen darf.

Durch ſolche Uebungen kommt man nach und nach dahin, daß man ſeinen Himmel nicht in äußerlicher, immer unſicherer Belohnung, ſondern in dem Bewußtſein, ſeine Pflicht gethan zu haben, ſucht und — immer findet.

Aber — wird man einwenden, müſſen wir nicht Nahrung und Kleidung für uns und die Unſrigen haben? gibt's wohl ein ſichereres Mittel, dieß zu erlangen, als Erfüllung der Pflicht? wie kann man alſo fordern, daß dieſe nicht ein Mittel zu andern Zwecken werde?

Dieſer Einwurf iſt dem Anſcheine nach wahr, aber dennoch ungegründet. Die Erwerbung des Unterhalts iſt ja ſelbſt Pflicht, eine unſerer erſten Pflichten. Wenn man alſo ſeine Pflicht thut, in ſeinen Berufsgeſchäften treu iſt, um damit ſeinen Unterhalt zu gewinnen: ſo erfüllt man Pflichten, um einer andern Genüge zu thun. — Nur muß man redlich gegen ſich ſelbſt ſein, nicht zum Unterhalte auch Leckereien, Putz, Pracht, viele Bedienung und dergleichen Dinge rechnen, welche die herrſchende Mode zu Bedürfniſſen macht. Ferner darf man die Erwerbung des

Unterhaltes nicht zur einzigen oder höchſten Pflicht machen, ſondern muß bedenken, daß ſie nur eine von den mannigfaltigen Pflichten ſei, die uns obliegen.

Derjenige, dem es ernſtlich darum zu thun iſt, ſeine Pflicht zu erfüllen, wird mich verſtehen; ein Anderer, der Ausflüchte ſucht, um ſich die Erfüllung derſelben zu entziehen, wird alles unbegreiflich finden.

Doch will ich zu Erläuterung ein paar Beiſpiele anführen. Sie ſollen einmal aus dem Gelehrten-Stande gewählt ſein.

Emil und Armin ſind beide Profeſſoren auf einer Univerſität. Beide haben die Pflicht, für ihren und ihrer Familie Unterhalt zu ſorgen. Beide ſuchen dieſe Pflicht durch Unterweiſung der akademiſchen Jugend zu erfüllen.

Alſo ſcheint bei Beiden die Erfüllung der einen Pflicht das Mittel zu ſein, einer andern Genüge zu leiſten.

Aber welcher Unterſchied iſt in ihrer Handlungsweiſe bemerkbar!

Emil lebt ſehr einfach. Einige reinliche, mit den nothwendigſten Geräthen und Büchern verſehene Zimmer, einfache Mahlzeiten und Kleidung, und der Genuß des Lebens im Kreiſe ſeiner Familie und ſeiner Freunde, machen ſeine Bedürfniſſe aus. Dieſe zu befriedigen, reicht das Einkommen hin, das ihm die Unterweiſung der Jugend verſchafft. Ja er behält auch immer noch einen kleinen Ueberſchuß, mit welchem er hier und da, im Stillen, die Leiden der Dürftigen mildern kann. Seine Berufsgeſchäfte verrichtet er mit möglichſter Treue. Er gibt nur drei Stunden täglich Unterricht; weil er glaubt, daß, wenn er täglich mehr als drei Vorleſungen halten wollte, er entweder ſeine Kräfte zum Nachtheil ſeiner Geſundheit überſpannen müßte,

oder nicht den nöthigen Fleiß darauf würde verwenden können. Die Zahl ſeiner Zuhörer zu vermehren, kennt er kein anderes Mittel als — Amtstreue. Hat er am Ende des Tages den Pflichten ſeines Amtes ein Genüge geleiſtet: ſo lebt er für ſeine Familie und ſeine Freunde.

Nicht ſo Armin. Dieſer hat unzählige Bedürfniſſe. Viele und prächtig verzierte Zimmer; eine anſehnliche Bibliothek; Putz für ſich, ſein Weib und ſeine Kinder; eine reichlich beſetzte Tafel; Theilnahme an allen Luſtbarkeiten; bisweilen eine Reiſe in das Ausland; dieß alles erfordert, ſeiner Meinung nach, der Wohlſtand, dieß iſt für einen Mann von ſeinem Stande, wie er glaubt, Bedürfniß. Um die dazu nöthigen Koſten aufzubringen, reichen freilich drei Stunden täglichen Unterrichts nicht hin. Er unterrichtet alſo täglich ſechs Stunden. Da dieſer Unterricht Vorbereitung erfordert: ſo iſt er genöthigt, diejenigen Stunden, die Emil im häuslichen Zirkel verlebt, ja einen Theil der Nacht darauf zu verwenden. Und doch vermißt man in ſeinem Vortrage diejenige Gründlichkeit, die bei Emils Vortrage unverkennbar iſt. Die Zahl ſeiner Zuhörer zu vergrößern, läßt er ſich ſehr angelegen ſein. Und die Mittel, die er dazu anwendet? — ſind ſo beſchaffen, daß ein rechtſchaffener Mann ſich ſchämen würde, davon Gebrauch zu machen. Unter andern pflegt er, zu Anfang eines jeden halben Jahrs, die erſten Stunden ſeiner Vorleſungen dazu anzuwenden, daß er ſeine Verdienſte rühmt, und ſeine Kollegen zu verkleinern und lächerlich zu machen ſucht. Bei alle dem überſteigt jährlich ſeine Ausgabe die Einnahme um ein Beträchtliches; er geräth immer tiefer in Schulden, und — wird am Ende ſeine Gläubiger nicht bezahlen können.

Man vergleiche nun das Betragen beider und — urtheile! Emil erfüllt die Pflicht, ſich und ſeine Familie zu erhalten, durch Ausübung der Pflichten gegen ſeine Zuhörer, ohne dabei andere Pflichten zu vernachläſſigen. Auch die Pflicht für die Erhaltung ſeiner Geſundheit, für die Bildung ſeiner Familie, für Unterſtützung der Leidenden zu ſorgen, auch die Pflichten, die er ſeinen Kollegen, den Handwerksleuten, die für ihn arbeiten, den Kaufleuten, die ihm ihre Waare liefern, ſchuldig iſt, ſucht er zu erfüllen. Er iſt ein Mann, der ganz für ſeine Pflichten lebt.

Wenn Armin glaubt, daß er eben dieß thue: ſo täuſcht er ſich. Er ſorgt nicht ſowohl für den Unterhalt ſeiner Familie, als vielmehr für die Befriedigung ſeiner Eitelkeit. Dieſe Befriedigung iſt ſein Hauptzweck, und die Pflicht iſt ihm Nebenſache; er erfüllt ſie nur inſofern, als dieß zur Erreichung des Hauptzweckes dient. Er läßt ſich daher täglich Vernachläſſigung der Pflicht zu Schulden kommen. Er vernachläſſigt die Pflicht der Verſorgung ſeiner Familie: denn weil er bei weitem den größern Theil ſeiner Einnahme auf die Befriedigung ſeiner Eitelkeit verwendet, ſo wird, wann die Gläubiger erwachen, ſeine Familie darben müſſen. Er vernachläſſigt ſchlechterdings alle andern Pflichten; ſorgt nicht für die Erhaltung ſeiner Geſundheit, nicht für die Bildung ſeiner Familie, nicht für gründliche Unterweiſung ſeiner Zuhörer, nicht für die Erfüllung der Pflichten, die er ſeinen Kollegen und den Perſonen ſchuldig iſt, die für ihn arbeiten, und ihn und ſein Haus mit den nöthigen Bedürfniſſen verſorgen.

Hier iſt alſo ein Beiſpiel von zwei Perſonen, die beide in der Meinung ſtehen, daß die Erfüllung der Pflicht bei ihnen ein Mittel ſei, ſich und ihre Familie zu erhalten.

Man denke ſich nun die Stimmung der Seele, in welcher beide ſich befinden müſſen, wenn ſie in der Einſamkeit über ihr Verhalten nachdenken. Wird Emil ſich nicht im Himmel zu befinden glauben? und Armin — wer wünſcht ſich wohl an deſſen Stelle zu ſein? Iſt das Gefühl vernachläſſigter Pflichten nicht eine wahre Hölle? Gleichwohl leben beide in einer Welt, auf einer Univerſität, ſind beide Profeſſoren, beide gelehrte Männer.

Es iſt leicht einzuſehen, daß die Erfüllung der Pflicht uns beinahe alles gebe, was wir jenſeit des Grabes zu finden hoffen. Seligkeit — das iſt's, wonach wir uns ſo ſehr ſehnen. Und was iſt denn Seligkeit? Doch wohl nichts anderes, als ein Zuſtand der Seele, bei welchem wir mit uns und mit den Dingen, die uns umgeben, zufrieden ſind. Verſetzt uns denn nicht die Erfüllung unſerer Pflichten in dieſen Zuſtand?

Man vergeſſe jetzt, daß man bisher ſich noch häufig Vernachläſſigung der Pflicht habe zu Schulden kommen laſſen; ſehe über alle die Schwierigkeiten hinweg, die mit ihrer Erfüllung verknüpft ſind; man denke ſich auf die hohe Stufe, auf welcher der ſteht, deſſen Hauptzweck Erfüllung der Pflicht iſt: und man wird leicht begreifen, daß man dann faſt alles habe, was man zur himmliſchen Seligkeit zu rechnen pflegt.

Bis jetzt mangelte ſie uns, wegen der beſtändigen Unruhe, die in uns herrſchte. Wir hatten Einſichten, die uns zu gewiſſen Entſchließungen aufforderten, Begierden, die das Gegentheil verlangten, Freunde, die uns zu etwas anderem riethen; wir waren unter Menſchen, die wieder anders urtheilten, und deren Urtheil uns wichtig war; und lebten unter Umſtänden, die uns zu noch einer andern

Entſchließung führten. Da war nichts, als Widerſpruch. Folgten wir unſern Einſichten, ſo koſtete es Anſtrengung und Kämpfe; handelten wir denſelben entgegen, ſo entſtand Reue. Daher ließen wir uns bald ſo, bald anders, bald durch unſere Einſichten, bald durch die Begierden, bald durch Dinge außer uns beſtimmen.

So verſtrich unſer bisheriges Leben unter Kampf und Reue; und wir haben die Beruhigung nicht, daß wir mit Zufriedenheit auf den zurückgelegten Lebensweg zurückſehen könnten.

Dieß alles fällt weg, wenn wir es ſo weit bringen, daß Erfüllung der Pflicht unſer Hauptzweck iſt, für den wir leben, denken und handeln. Dann haben wir nur eine herrſchende Begierde, nur eine Leidenſchaft, welcher alle übrigen untergeordnet ſein müſſen; nur ein Prinzip, das unſere Art zu denken und zu handeln beſtimmt — das Verlangen, die Pflicht zu erfüllen. So entſteht in uns die ſchönſte Harmonie, die immer weniger geſtört wird, je mehr das Verlangen ſeine Herrſchaft behauptet.

Sophron bezog die Univerſität, mit ziemlich guten Grundſätzen von ſeinem Vater und von ſeinen Lehrern ausgeſtattet. Er erſtaunte aber nicht wenig, als er das erſte Mal in die Geſellſchaft ſeiner Landsleute trat, ſie alle dieſe Grundſätze verſpotten hörte, und ſie denſelben entgegen handeln ſah. Zu ſcheu, ihnen zu widerſprechen, ſuchte er ſich in ihren Ton zu ſtimmen, und folgte verſchiedene Male ihren Einladungen an gewiſſe Orte, die der Verletzung der Pflicht geweiht ſind. Seine Sinnlichkeit erwachte dabei mit ungewohnter Stärke, und ſtimmte ſich nach der Leitung, die ihr gegeben wurde. Die Erfüllung

der Pflicht wurde ihm von jetzt an äußerſt ſchwer, und die Verletzung derſelben war für ihn ſchmerzhaft. Oft durchwachte er qualvolle Nächte, in welchen er von den Vorwürfen gepeinigt wurde, die er ſich ſelbſt, wegen der Untreue gegen ſeine Grundſätze, machte. Die darauf folgenden Tage waren nicht weniger traurig. Er verließ ſein Lager mit dem feſten Vorſatze, ſeinen Grundſätzen treu zu bleiben. Aber nun begann ein heftiger Kampf, den ihm ſeine zur Inſubordination gewöhnten Begierden, und die Einladungen, Spöttereien und Neckereien ſeiner Freunde verurſachten. Selten ſiegte er, mehrentheils wurde er mit fortgeriſſen zum Wandeln auf einem Wege, von welchem er wußte, daß er zum Verderben führe — fortgeriſſen von den Lehrſälen, wo er ſich die, zu ſeiner Beſtimmung nöthigen, Kenntniſſe erwerben ſollte, nach den Orten, die der Befriedigung der Sinnlichkeit geweihet ſind. So durchlebte er einige unſelige Monate. Endlich wird er aufgefordert, einem ſeiner Bekannten, wegen einer zugefügten Beleidigung, durch ein Duell Genugthuung zu geben. Er durchwacht eine ſchreckliche Nacht, in welcher er die Abſcheulichkeit des Duells, und die Verwerflichkeit ſeiner bisherigen Denkungs- und Handlungsart lebhafter als jemals fühlt, und am Ende zu der feſten Ueberzeugung kommt, daß alle ſeine bisherigen Leiden von Verletzung der Pflicht herrührten, und es für ihn ſchlechterdings keinen andern Weg gebe, Ruhe für ſeine Seele zu finden, als unverbrüchlich treue Erfüllung ſeiner Pflichten.

Durch dieſe Ueberzeugung geſtärkt, thut er mit Tages Anbruch einen Schritt, der ihm viele Anſtrengung koſtet. Er erfüllt die Pflicht, die er dem ſchuldig iſt, der ſich von ihm für beleidigt hält, ohne darauf Rückſicht zu nehmen,

was die Welt, in welcher er lebt, dazu ſagen werde. Unbewaffnet ſucht er ſeinen Gegner auf, und redet ihn, bei dem Eintritt in ſein Zimmer, männlich folgendermaßen an: Freund! du hältſt dich für beleidigt von mir, und verlangſt Genugthuung. Ich komme in der Abſicht, ſie dir zu geben. Was für Genugthuung kann dir aber ein Duell gewähren? Wenn wir uns darauf einlaſſen, ſo gerathe ich in die ſchrecklichſte Gefahr, einen Mann, der viel Gutes ſtiften kann, für die Welt unbrauchbar zu machen; und du geräthſt in die Gefahr, mir, der ich auch noch Gutes zu ſtiften gedenke, ein Gleiches zu thun. Ich will dir eine wahre Genugthuung geben, ich — will dich um Verzeihung bitten. Hier iſt meine Hand! oder macht es dir mehr Freude, ſie zu lähmen?

Unentſchloſſen hört der Gegner dieſen unerwarteten Antrag an. Sophron fährt aber fort, ſo nachdrücklich zu ſprechen, daß ſein Gegner endlich überzeugt wird, und, ſtatt die Bitte um Verzeihung abzuwarten, ihm um den Hals fällt und ihm dankt, daß er dieſen Schritt gethan habe.

Von dieſer Zeit an geht ſein ganzes Beſtreben dahin, jeden Augenblick zu thun, was die Pflicht verlangt, ohne ſich an die Schwierigkeiten zu kehren, die ihm von Innen und Außen entgegentreten; und er fühlt, daß er nun den Himmel gefunden habe. Freilich kann er von keinem ſeiner Lebenstage rühmen, daß er an demſelben ſeinen Pflichten vollkommen ein Genüge geleiſtet habe; allein die Vernachläſſigung der Pflicht, die er ſich bisweilen zu Schulden kommen läßt, iſt doch nur vorübergehend: ſeine Seligkeit wird dadurch zwar unterbrochen, aber eben dieß beſtärkt ihn noch mehr in der Ueberzeugung, daß nur Erfüllung der Pflicht zum Himmel auf Erden führe.

Ein großer Theil unſerer innern Unruhe oder Unglück-ſeligkeit rührt auch von unſern vielen Wünſchen her. Wenn der Wanderer vom Hauſe ausgeht, ſo wünſcht er in der nächſten Station zu ſein; hat er dieſe erreicht, ſo wünſcht er die nächſtfolgende erreicht zu haben, und ſo wünſcht er fort, bis er wieder nach Hauſe kommt. Es prüfe ſich ein jeder ſelbſt, und er wird finden, daß er mit dieſem Wanderer viel Aehnlichkeit habe. Immer hat der Menſch etwas zu wünſchen. Jeder Wunſch ſetzt aber ein Gefühl von Mangel voraus, welches ſtets ſchmerzhaft iſt. Je mannigfaltiger nun unſere Wünſche ſind, deſto lebhafter iſt dieß unangenehme Gefühl. Je mannigfaltiger ferner unſere Wünſche ſind, deſto mehr bleiben, wie die Erfahrung lehrt, unerfüllt, um ſo viel mehr Nahrung erhält alſo die Unzufriedenheit.

Freund! Freundin! ſtärke dich! leite dein Hauptbeſtreben auf die Erfüllung der Pflicht; dann haſt du nur einen Wunſch, und die Befriedigung deſſelben hängt lediglich von dir ab. Wenn du ernſtlich willſt, ſo kannſt du deine Pflicht erfüllen. Wenn du nun je gefühlt haſt, wie ſüß es ſei, ſeinen heißen Wunſch befriedigt zu ſehen, ſo bedenke ſelbſt, welche Seligkeit du genießen werdeſt, wenn du eine ununterbrochene Erfüllung deiner Wünſche dir gewährt ſiehſt.

Du biſt bedenklich? Du haſt Einwendungen zu machen? Nun ſo will ich denn deinen Einwendungen zuvorkommen.

Wie iſt's möglich, ſagſt du, daß ich nichts wünſchen ſoll, als meine Pflicht zu erfüllen! Soll ich denn, wenn ich arm bin, nicht wünſchen, daß meine Einkünfte verbeſſert werden? Soll ich denn, wenn ich Neigung zum Ehe-

ſtande fühle, nicht wünſchen, daß ſie befriedigt werde? Allerdings iſt es nicht möglich, dergleichen Wünſche ganz zu unterdrücken. Allein je mehr der Wunſch, ſeine Pflicht zu thun, das Herz erfüllt, deſto mehr werden alle andern Wünſche gemäßigt, deſto mehr dem Hauptwunſche untergeordnet, deſto weniger beunruhigen ſie uns, deſto weniger leiden wir, wenn ſie zum Theil unerfüllt bleiben.

Ferner wendeſt du ein: die Behauptung iſt falſch, daß die Erfüllung meiner Pflicht bloß von meinem ernſtlichen Willen abhänge. Tauſenderlei Umſtände können ja eintreten, welche dieſelbe unmöglich machen. Ich nehme mir z. B. feſt vor, die Pflichten zu erfüllen, die ich denen ſchuldig bin, die für mich gearbeitet oder mir Geld geliehen haben. Wie kann ich es denn aber, wenn meine Einnahme, auf die ich gewiß rechnete, ausbleibt? Ich wünſche herzlich, die Pflichten gegen meine Kinder zu erfüllen! wie iſt es aber möglich, wenn mein Amt mich von meiner Familie entfernt? Meinem Amte Genüge zu thun, iſt mein ernſtlicher Wille; wie kann ich es aber, wenn ich krank werde?

Allerdings iſt es wahr, daß es uns bisweilen durch die Umſtände ſchwer gemacht wird, gewiſſe beſtimmte Pflichten zu erfüllen; allein wenn man ernſtlich will, ſo kann man es doch oft noch möglich machen. Etwas mehr Anſtrengung, Nachdenken, und Einſchränkung der Ausgaben, kann uns doch wohl in den Stand ſetzen, ſelbſt dann noch zu bezahlen, wenn eine gewiſſe Einnahme, auf die wir beſtimmt rechneten, ganz wegfallen ſollte. Nachdenken und mehr Ordnung in den Geſchäften machen es oft möglich, daß man, auch bei einem ſehr läſtigen Amte, die Pflichten gegen ſeine Familie erfüllen kann. Ein höherer Grad von

Selbſtbeherrſchung ſetzt oft den Kränklichen in den Stand, ſeinem Amte Genüge zu leiſten, und dient ihm in vielen Fällen zur Stärkung.

Wenn nun aber wirklich Umſtände eintreten, die uns die Erfüllung gewiſſer Pflichten ganz unmöglich machen? — Was folgt daraus? Weiter gar nichts, als dieſes: daß wir dadurch von dieſen Pflichten losgezählt und aufgefordert werden, andere zu erfüllen. Die Loszählung kann uns nicht ſehr beunruhigen, da ſie gar nicht von uns abhängt; und den Wunſch, unſere Pflichten zu erfüllen, können wir fernerhin hegen, weil nun neue Pflichten eintreten, deren Erfüllung in unſerm Vermögen ſteht.

Ich denke mir jetzt einen der ſchrecklichſten Fälle: daß ein rechtſchaffener Mann, durch einen Deſpoten, aus dem Kreiſe ſeiner Familie herausgeriſſen und in den Kerker geworfen wird. Dieſer Rechtſchaffene iſt nun von ſeinen mehreſten Pflichten losgezählt. Aber ſogleich treten auch neue Pflichten für ihn ein: die Pflicht der Geduld — die Pflicht, den Kerkermeiſter zur Menſchlichkeit zu ſtimmen — vielleicht die Pflicht, etwas für die Menſchheit Wichtiges zu erfinden, wozu eine lange, durch nichts geſtörte Muße nöthig iſt.

Abſichtlich habe ich einen der ſchrecklichſten Fälle angenommen, um zu zeigen, daß auch in den ſchrecklichſten Fällen uns doch noch die Möglichkeit übrig bleibe, unſern ſtärkſten Wunſch — den Wunſch, unſere Pflicht zu erfüllen — zu befriedigen.

Ferner lehrt die Erfahrung, daß ein ſehr großer Theil unſerer Leiden durch das zu lebhafte Denken an die Zukunft erzeugt werde. Zwar kann allerdings eine erfreuliche Ausſicht in die Zukunft unſere gegenwärtigen Schmer-

zen und Kümmerniſſe mildern; aber ſie kann uns auch verleiten, daß wir für das Gegenwärtige gar nichts thun, und in Erwartung einer beſſern Zukunft, das gegenwärtige Uebel immer weiter überhand nehmen laſſen.

Curtius hat z. B. die Anwartſchaft auf ein einträgliches Amt. Die Vorſtellung von den Vortheilen, die ihm daſſelbe verſchaffen werde, iſt bei ihm ſo lebhaft, daß er gar nicht daran denkt, ſeinen Aufwand einzuſchränken, und bei dieſer Gedankenloſigkeit ſo tief in Schulden geräth, daß dieſe auch dann, wann er das ſo ſehnlich gewünſchte Amt angetreten haben wird, noch viele Jahre ſeine Freude verbittern werden.

Die fröhlichen Ausſichten in die Zukunft können uns aber auch gegen das Gute, das wir gegenwärtig genießen, fühllos machen, und uns verleiten, daß wir, aus Begierde nach dem Schatten, das Wirkliche unbeachtet laſſen.

Und ſind die Ausſichten in die Zukunft trübe oder gar ſchrecklich: wie wird dann der Genuß des Gegenwärtigen durch ſie verbittert! wie werden alle Leiden dadurch erhöhet! Durch die Neigung, in die Zukunft zu blicken, wird das Leben der Menſchen weit freudenloſer und kummervoller, als das Leben der Thiere. Dem Hammel, der ſchon fünfzig von ſeinen Kameraden zum Tode führen ſah, fällt es nicht ein, daß ihm ein gleiches Schickſal bevorſtehe, und ſein Futter genießt er noch am Vorabend ſeines Todestages ganz unbekümmert; der Menſch hingegen kann durch die Vorſtellung eines Leidens, das ihn möglicher Weiſe in der Zukunft treffen könne, ſo niedergebeugt werden, daß er für das Gegenwärtige fühllos wird.

Der Reiter ſtürzt; er und ſein Pferd brechen zugleich ein Bein. Beide leiden; der Reiter aber gewiß ungleich

mehr, als das Pferd. Dieſes empfindet bloß Schmerz, jenen peinigt, neben dem Schmerze, auch noch die Vorſtellung von allen den Leiden, die für ihn aus dieſem Beinbruche entſpringen können.

Man ſei ganz Menſch! Man lebe ganz für die Erfüllung ſeiner Pflichten, ſo werden auch dieſe Leiden erſt ſich mindern, am Ende ganz wegfallen. Das Beſtreben, unſere Pflichten zu erfüllen, wird uns täglich ſo beſchäftigen, daß uns keine Muße dazu übrig bleibt, Vorſtellungen von der Zukunft ſehr lebhaft werden zu laſſen.

Warum iſt Chriſtian immer ſo heiter? dieſer Chriſtian, der eine ſchreckliche Zukunft vor ſich ſieht: den nun bald die Reihe treffen wird, zu dem Regimente zu gehen, das eben jetzt auf einem blutigen Kampfplatze ſteht? Er lebt bloß für ſeine Pflicht. Die Eltern, die ihn großzogen, bei ihren Geſchäften zu unterſtützen, und ihnen jeden Tag Beweiſe ſeiner Dankbarkeit zu geben, iſt ſein einziges Beſtreben; und dieſes Beſtreben erhält ihn in ſolcher Thätigkeit, daß ihm keine Zeit übrig bleibt, viel an die Zukunft zu denken, und die ſeiner wartenden Leiden ſich lebhaft vorzuſtellen.

Vielleicht hellt ſich dieſe Zukunft auf, und zeigt ihm angenehme Vorfälle, an die er gar nicht dachte; wären dann ſeine Beſorgniſſe nicht ganz vergeblich geweſen? Vielleicht trifft aber dieſe traurige Zukunft ihn wirklich. Es ſei! dann werden andere Pflichten für ihn eintreten, deren Erfüllung ſeine Heiterkeit ſicher ſtellen wird.

Endlich iſt es gewiß, daß, wenn wir irgend etwas Anderes, als die Erfüllung der Pflicht zu unſerm Hauptzwecke machen, das Gelingen unſerer Bemühungen größtentheils von Umſtänden abhängt, deren Leitung gar nicht

in unſerer Macht ſteht, ſo daß wir uns im Zuſtande einer ſchimpflichen Abhängigkeit befinden. Man denke ſich irgend einen andern Hauptzweck, als Erfüllung der Pflicht, und überlege, ob jene Behauptung nicht wahr ſei.

Unter tauſend denkbaren Beiſpielen wähle ich nur ein einziges — es ſei das Beiſpiel eines Predigers, deſſen Hauptzweck bei ſeiner Amtsführung es iſt, Ruhm und Beifall zu ernten. Die Erreichung dieſes Zweckes hängt von dem Umſtande ab, daß nie ein Prediger in ſeine Nähe komme, der mehr Talent, mehr die Gabe beſitzt als er, die Herzen ſeiner Zuhörer zu gewinnen; ferner von dem Umſtande, daß er ſeine gute Stimme und ſeine bisherige Lebhaftigkeit behält, welche beide ihm durch mancherlei Unglücksfälle können entriſſen werden. Die Erreichung dieſes Zwecks hängt ferner von dem Umſtande ab, daß nie ein Verleumder ſich einſchleiche, der ſeine Blößen aufdeckt, und ſeinen Handlungen eine hämiſche Deutung gibt. Der Beifall und Ruhm gleicht alſo bei dem Prediger, (ſo wie bei allen andern Menſchen) einer weichlichen Blume, die nur ſo lange blüht, als kein Nachtfroſt eintritt.

Das einzige Mittel, ſich möglichſt unabhängig von allem, von der Witterung und dem Urtheile der Nebenmenſchen, von der Gnade der Höhern und dem Beiſtande der Niederen, von Krieg und Frieden, glücklichen und unglücklichen Zufällen zu machen, iſt — daß man die Erfüllung ſeiner Pflichten zu ſeinem Hauptzwecke mache. Dieſe iſt von den Umſtänden ganz unabhängig. Die Erfüllung gewiſſer beſtimmter Pflichten kann freilich durch die Umſtände unmöglich gemacht werden, aber dann werden immer andere an ihre Stelle treten, deren Erfüllung in unſerer Macht ſteht.

Marianens Beiſpiel mag dieſes erläutern. Sie gab in der Jugend ihre Hand einem Manne, der durch ſeine gute Bildung und durch Schmeicheleien ihre Neigung ſich erwarb. Sobald ſie die Seinige war, ging ihr ganzes Beſtreben dahin, ihm zu gefallen und ſich ſeine Liebe zu erhalten. Sie verfehlte aber ihren Zweck. Dieſer Mann war ein Wollüſtling, auf welchen jede freche Weibsperſon mehr Eindruck machte, als die Anhänglichkeit ſeiner rechtſchaffenen Frau. Sie war troſtlos. Einige Jahre gingen ihr unter dem nagendſten Grame vorüber, der ſie dem Tode nahe brachte. Sie ſuchte alle Troſtgründe auf, um Beruhigung zu finden und — fand ſie nicht. Ihr Leben war eine Hölle: weil ſie die Liebe ihres Mannes zum Hauptzwecke ihres Strebens gemacht hatte.

Ein Beſuch von ihrem Bruder ſtimmt ſie um. Er öffnet ſein Ohr ihren Klagen, und — nachdem ſie ihr ganzes Herz gegen ihn ausgeſchüttet hat, faßt er traulich ihre Hand und ſagt: gute Schweſter! deine Leiden rühren mich; doch — ſie werden aufhören, ſobald wir die Urſache derſelben wegſchaffen. Weißt du, worin die Urſache von all' deinen Leiden zu ſuchen iſt?

In meinem pflichtvergeſſenen Manne, erwiedert die Schweſter.

Du irreſt dich, meine Liebe! antwortet der Bruder. Die Urſache deiner Leiden liegt in dir ſelbſt: liegt darin, daß du deine Zufriedenheit von einem andern Menſchen — von deinem Manne abhängig gemacht haſt.

Von dieſer Stunde an gib deinem Streben nach Glückſeligkeit eine andere Richtung! lebe ganz für deine Pflichten! mache die Erfüllung derſelben zu deinem Hauptgeſchäft, und freue dich, wenn deine Bemühung dir gelingt!

Je mehr du verkannt wirſt, je weniger dich dein Mann durch Liebe und Treue belohnt, deſto ſüßer wird das Bewußtſein für dich ſein, daß du deine Pflicht gethan haſt.

Dieſe Lection dünkt Marianen hart und verurſacht ihr eine ſchlafloſe Nacht. Aber eben dieſe ſchlafloſe Nacht gibt ihren Seelenkräften eine ſolche Spannung, daß ſie die Wahrheit der Behauptung ihres Bruders ganz deutlich erkennen kann.

Von dieſer Zeit an lebt Mariane ganz für ihre Pflicht. Durch Sparſamkeit ſucht ſie wieder beizubringen, was ihr Mann verſchwendet; und die Mühe, die ſie ſich ſonſt gab, ſich ſeiner Liebe zu verſichern, verwendet ſie jetzt darauf, ihre Kinder zu unterrichten und zu erziehen. Der Kaltſinn des Mannes rührt ſie nicht mehr, weil ſie auf ſeine Liebe Verzicht gethan hat; und das Bewußtſein, gegen ihn und ihre Kinder ihre Pflicht erfüllt zu haben, verurſacht ihr Freude, die deſto größer iſt, weil ihr Mann ſie nicht bemerkt, und ſie alſo überzeugt iſt, daß ſie, bei ihrer Berufstreue, keinen andern Zweck, als Erfüllung der Pflicht habe.

Wenn es uns wirklich ein Ernſt iſt, für unſere Pflicht ganz zu leben, ſo werden wir doch bald die Erfahrung machen, daß es uns ſchwer werde, und daß uns noch etwas fehle, was dazu nöthig iſt. Und was iſt denn dieſes? Der Menſch iſt nie beredter, als wenn er die Gründe aufzählt, die ihn von der Erfüllung ſeiner Pflichten abgehalten haben. Da müſſen bald die Lage, bald die Verbindung, in welcher man mit andern ſteht, bald die eingeſchränkten Vermögensumſtände, bald das Klima, und wer weiß, was ſonſt noch, daran Urſache ſein, daß man ſeinen Pflichten nicht Genüge leiſten kann.

Manche Kinder, wenn es ihnen verwieſen wird, daß ſie ſchlecht geſchrieben haben, bringen ähnliche Entſchuldigungen vor. Bald ſoll die Feder, bald die Dinte, bald das Papier, bald der Nachbar, bald der Mangel an Licht Urſache geweſen ſein, daß die Handſchrift ſo ſchlecht ausgefallen iſt. Unterſucht man aber die Sache etwas genauer, ſo findet man faſt immer, daß die Urſache in den Schreibern gelegen habe.

Sollte es mit uns nicht auch ſo ſein? Laßt uns aufrichtig gegen uns ſelbſt handeln, Freunde! Es kommt hier auf keine Kleinigkeit, es kommt auf den Himmel auf Erden an, den wir durch Selbſttäuſchung zu verſcherzen in Gefahr ſind. Und wenn ich nun dich, mein Freund! noch einmal frage: was fehlt dir denn dazu, daß du für deine Pflichten nicht ganz lebſt? und du willſt aufrichtig ſein, ſo wirſt du in den meiſten Fällen geſtehen müſſen — ich ſelbſt. Da fehlt es bald an richtigen Einſichten, bald an Kenntniſſen, bald an innerer Kraft, bald an Geſundheit u. dgl. Dies iſt eine Erfahrung, die jeder wird gemacht haben, der auf ſich aufmerkſam geweſen iſt. Wollen wir es alſo dahin bringen, daß wir ganz für unſere Pflicht leben, ſo müſſen wir nothwendig uns beſſern, und immer darauf denken, wie wir uns mehr vervollkommnen wollen.

Hat dieſe Vervollkommnung die Erfüllung der Pflicht zum Zwecke, ſo iſt ſie ſelbſt Pflichterfüllung.

Es fragt ſich nun, wobei man mit der Vervollkommnung anfangen ſoll? Ich antworte: bei dem Körper. Man verſuche es und urtheile! Durch den Körper erwerben wir unſere mehreſten Kenntniſſe; durch ihn handeln wir; bei unſerm Denken iſt er uns unentbehrlich; ſoll ich denn noch beweiſen, daß man bei ihm den Anfang machen müſſe, wenn

man ſich vervollkommnen will? Der Körper iſt, nach der Behauptung verſchiedener Weiſen, der Sitz der Sünde; die Erfahrung ſtimmt dieſer Behauptung, wenigſtens in vielen Fällen bei; und wir ſollten dieſen Sündenſitz nicht zu reinigen ſuchen? Ablegen können wir ihn nun einmal nicht, ſo lange wir uns zu den Erdenbürgern rechnen; was bleibt uns denn alſo übrig, als: ihn zu reinigen oder zu vervollkommnen.

Dies iſt ehedem faſt ganz verſäumt worden. Man ſorgte blos für die Seele; und da die Seele mit dem Körper auf das innigſte verbunden iſt, ſo mußte dieſe einſeitige Sorge nothwendig entweder ganz vergeblich ſein, oder ſie konnte doch wenigſtens die Wirkung nicht hervorbringen, die man davon erwartete.

Sollte dies vielleicht eine von den Urſachen ſein, warum in jenen Zeiten, wo faſt gar nicht auf die Vervollkommnung des Körpers gedacht wurde, man ſo viel vom Jammer- und Thränenthale ſprach und ſang, und ſo ſehr ſich ſehnte, von der Erde abzuſcheiden? Es kann ja nicht anders ſein; wenn der Körper zum Dienſte für die Seele nicht tauglich, wenn er ihr vielmehr bei der Erfüllung der Pflicht immer hinderlich iſt, ſo muß ja die Erde nothwendig als ein Jammer- und Thränenthal erſcheinen; ſo iſt ja der natürliche Wunſch, welchen ein Menſch, dem die Erfüllung der Pflicht wichtig iſt, hegen muß, dieſer — von dem Leibe getrennt zu werden.

Wer nun ſeinen Himmel blos jenſeits des Grabes erwartet, der mag fortfahren, ſeinen Körper zu vernachläſſigen. Wer aber den Himmel ſchon dieſſeits genießen will, der muß nothwendig auf ſeinen Körper mehr Aufmerkſam-

keit verwenden, wenn ſein Streben nach dem Himmel nicht vergeblich ſein ſoll.

Der Himmel auf Erden iſt kein geheiztes Zimmer; es friert und ſtürmt und ſchneit und regnet, reift und thauet darin. Wenn alſo unſer Körper nicht dazu gewöhnt iſt, alle dieſe Arten von Witterung zu ertragen: wie kann er ſich denn darin wohl befinden? Iſt der, der einen verzärtelten Körper hat, dem Sturm oder dem Platzregen, oder ſtrenger Kälte ausgeſetzt: wie ſchwer wird es ihm fallen, zu glauben, daß auf der Erde der Himmel ſei! Welch' unangenehme Empfindungen muß er vielmehr haben! welchen Krankheiten iſt er unterworfen! wie ſehr wird er in ſeiner Wirkſamkeit gehemmt!

Es iſt alſo Pflicht für uns, unſern Körper abzuhärten, oder ihn in den Stand zu ſetzen, daß er die mannigfaltige Abwechſelung der Witterung, welche auf dem Planeten, für welchen er gemacht iſt, vorkommt, und die Anſtrengung und die Mühſeligkeiten, welche mit den Arbeiten, für welche er beſtimmt iſt, verknüpft ſind, aushalten kann.

Dies iſt eine der erſten Pflichten, die wir nicht blos uns, ſondern auch dem Ganzen ſchuldig ſind. Wie iſt es denn möglich, ſeine Schuldigkeit zu thun, wenn der Körper, durch den man wirken ſoll, die freie Luft und die Anſtrengung nicht aushalten kann?

Da dies Buch nicht für Kinder geſchrieben iſt, auch nicht pädagogiſchen Inhalts ſein ſoll, ſo kann ich hier keine Anweiſung geben, wie der jugendliche Körper abgehärtet werden muß. Die Schriften der neuern Erzieher geben dazu die beſten Vorſchläge, deren Werth vielleicht die Nachwelt erſt gehörig ſchätzen wird.

Es fragt ſich nur, wie Erwachſene, die durch Erziehung und Mode verzärtelt wurden, ihren Körper abhärten ſollen?

Statt der Antwort will ich die Abhärtungsgeſchichte eines Mannes erzählen, der Georg heißen ſoll. Nach der Erziehungsweiſe der vorigen Zeit befand er ſich in ſeiner Jugend, einen großen Theil des Jahrs hindurch, den Tag über im warmen Zimmer, und des Nachts in einem dicken Federbette. Mußte er ausgehn, ſo ſuchte man den ſtärkenden Einfluß jeder rauhen Witterung durch Pelzwerk und andere warme Kleidungsſtücke vom Körper abzuhalten. Seine Beſchäftigung war: Leſen, Schreiben, Federſchneiden und Klavierſpielen. Als er die Jünglingsjahre erreicht hatte, ſetzte er dieſe Lebensart fort; nur mit dem Unterſchiede, daß er bis um Mitternacht wachte, und bis um neun Uhr ſchlief. Die Wirkung davon war: die Hölle auf Erden. In ihr befand er ſich in ſeinen männlichen Jahren. Er wurde im höchſten Grade hypochondriſch, war mit ſich und der ganzen Welt unzufrieden, zu allen Geſchäften, die einige Anſtrengung erforderten, untüchtig, und nicht einmal fähig, die Welt ſo vollkommen als ein Thier zu genießen.

Zum Glück fielen ihm ein Paar Schriften der neuern Erzieher in die Hände, die ihn wie aus einem Traume erweckten. Er wurde vollkommen überzeugt, daß nicht die Erde, ſondern ſein Körper ſeine Hölle ſei, und er dachte nun ernſtlich darauf, denſelben zu vervollkommnen.

Er faßte Entſchließungen und führte ſie aus. Den Anfang machte er mit der Veränderung ſeines Lagers. Die Federbetten, auf welchen er ſonſt ruhete, wurden mit einem Strohſacke, und die dicke Federdecke wurde mit einer ungleich leichtern vertauſcht. Zwei Stunden vor Mitternacht

beſtieg er ſein nächtliches Lager, und verließ es vor Sonnenaufgang. Es war gerade an einem heitern Frühlingsmorgen, als er, mit einiger Anſtrengung, das erſte Mal ſo früh aufſtand und einen Spatziergang auf einen nahen Berg machte. Hier ſah er die erwachende Natur in allen ihren Reizen; allenthalben Leben, allenthalben Freude, allenthalben Aufforderung dazu. Er wurde dadurch ſo gerührt, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten, und er neue Stärke fühlte, ſeinem Vorſatze treu zu bleiben.

Von ſeinen überflüſſigen Kleidungsſtücken legte er nach und nach eins nach dem andern ab; das Pelzwerk gänzlich. Er brachte es bald ſo weit, daß er mit bloßer Bruſt und mit unbedecktem Haupte in freier Luft ſich aufhalten konnte. Nur wenn er im Wagen reiste, kleidete er ſich wärmer, weil in dieſem Falle dem Körper die von innen erwärmende Bewegung fehlt. Sich täglich, wenigſtens eine Stunde, in freier Luft, bei aller Art von Witterung, zu bewegen, hat er ſich zum Geſetz gemacht, über welches er ſtreng hält. Anfänglich beſtand ſeine Bewegung in einem Spatziergange. Seitdem es ihm aber gelungen iſt, einen kleinen Garten zu bekommen, wechſelt er mit Gartenbau, dem natürlichſten Geſchäft des Menſchen, ab. Zweimal wöchentlich badet er ſich in kaltem Waſſer mit der nöthigen Vorſicht. Im Genuß ſeiner Nahrungsmittel iſt er jetzt weit mäßiger, als vormals. Nie genießt er bis zur völligen Sättigung *). Sonſt war ihm ein Arzt unentbehrlich, jetzt iſt er mehren-

*) Wollten manche Leſer dies letztere nachahmen, ſo würden ſie die Welt ſchon deßwegen weit ſchöner finden. Eine Menge trauriger und ängſtlicher Vorſtellungen, Trägheit und Kraftloſigkeit, Unfähigkeit des Geiſtes, hell zu denken, entſpringen aus einem überladenen Magen.

theils ſein eigener Arzt. Fühlt er Unordnung in ſeinem Körper, ſo denkt er vor allen Dingen über ſeine bisherige Lebensart nach, um den Grund von dieſer Unordnung aufzufinden. Hat er ihn entdeckt, ſo iſt es ihm leicht, denſelben wegzuſchaffen. Etwas ſtarke Bewegung, das Ausſetzen einer Mahlzeit, und einige höchſt einfache Arzneimittel ſind es, wodurch er bald die Ordnung in ſeinem Körper wieder herſtellt. Dabei verachtet er den Arzt nicht; weil er wohl weiß, daß Zerrüttungen im Körper entſtehen können, die nur eine Perſon heben kann, welche ſich ganz der Erforſchung des innern Baues des menſchlichen Körpers, und der zweckdienlichſten Heilungsmittel gewidmet hat.

Den Zeitpunkt, in welchem er dieſe Entſchlüſſe zu faſſen und auszuführen anfing, pflegt er die Zeit ſeiner Wiedergeburt zu nennen. Wirklich iſt auch mit ihm, ſeit dieſer Zeit, eine merkliche Veränderung vorgegangen. Die Abwechſelung der Witterung hat auf ſeinen Körper weit weniger Einfluß, als ehemals. Eine Menge unangenehmer körperlicher Empfindungen ſind nach und nach gewichen. Die düſtern Bilder, die ſonſt um ſeine Seele flatterten, und bei ihm eine beſtändige Aengſtlichkeit unterhielten, ſind verſchwunden; der tägliche Aufenthalt in der Natur öffnet ihm einen Schauplatz, der ihm immer neue Freuden gewähret. Das Jammer- und Thränenthal, über welches er ſonſt ſeufzte, iſt nicht mehr. Alles, was um ihn iſt, hat eine reizendere Geſtalt gewonnen: die Menſchen ſind nicht mehr ſo böſe; die Laſter, die er ſonſt an ihnen bemerkte, haben ſich in Schwachheiten und Thorheiten verwandelt; wo ſonſt in der Natur nichts als Verwirrung war, erblickt er jetzt Ordnung und Zuſammenhang.

Wodurch iſt denn dieſe große Veränderung verurſacht

worden? Die Menſchen, unter welchen er lebt, und die Natur, die ihn umgibt, ſind unverändert geblieben; aber mit ihm ſelbſt ging eine große Veränderung vor. Sein verzärtelter Körper verurſachte ihm früherhin viel unangenehme Empfindungen; jede Thorheit der Menſchen, jede rauhe Witterung verurſachte ihm Schmerz. Nun hat er ſeinen Körper abgehärtet — er iſt geſund — und die Dinge, die um ihn ſind, machen auf ihn theils weit angenehmere, theils weit weniger unangenehme Eindrücke.

Ueberdies wird ihm die Erfüllung ſeiner Pflichten viel leichter, ſeitdem ſein geſtärkter Körper ihm dabei weniger hinderlich iſt. Wie ſeufzte er ſonſt, wenn ihm die Pflicht gebot, bei rauher Witterung auszugehen, oder etwas früher, als gewöhnlich, das Bette zu verlaſſen! Jetzt macht er die nöthigen Wege, und verläßt das nächtliche Lager mit einer gewiſſen Freudigkeit, da die rauhe Witterung ihm weniger unangenehme Empfindungen verurſacht, und das nächtliche Lager ihn weniger feſſelt.

Unter dieſen Umſtänden, wird mancher Leſer und manche Leſerin denken, iſt für mich in dieſem Himmel kein Platz. Mein Körper iſt ſo geſchwächt und zerrüttet, daß er keiner Abhärtung mehr fähig iſt.

Dies kann freilich bei Vielen der Fall ſein; Fehler bei der erſten Erziehung, Abſtammung von ungeſunden Eltern, jugendliche Ausſchweifungen, Unglücksfälle, können allerdings einen Körper ſo ſchwächen, daß er weder durch Abhärtung noch durch Arzneien vollkommen wieder hergeſtellt werden kann.

Demungeachtet wird für ſolche Perſonen noch ein Platz im Himmel auf Erden ſein. Kann ihr Körper nicht ganz wieder hergeſtellt werden, ſo iſt's doch vielleicht noch mög-

lich, durch Nachdenken Mittel zu erſinnen, durch deren Anwendung die Zerrüttung deſſelben gemildert werden kann, und durch allmählige Abhärtung den Zuſtand des Körpers zu beſſern. Und geſetzt, daß dies alles fruchtlos bliebe, ſo folgt weiter nichts daraus, als — daß eine Quelle der Seligkeit für ſolche Perſonen verſiegt ſei. Gibt es denn aber deren nicht mehrere? Allerdings. Sie werden in der Folge beſchrieben werden, und diejenigen mögen ſie deſto begieriger aufſuchen, denen die Quelle der Seligkeit verſiegt iſt, die aus einem geſunden, abgehärteten Körper entſpringt.

Im Himmel jenſeits wird es, wie wir alle glauben, Stufen der Seligkeit geben; warum wundern wir uns denn, wenn wir ſie auch im Himmel dieſſeits finden? —

Eine andere Art der Vervollkommnung, die wir uns geben können und geben müſſen, wenn wir in Erfüllung unſerer Pflichten nicht gehindert werden wollen, iſt dieſe, daß wir richtig empfinden lernen.

Richtig empfinden? Allerdings. Obgleich bei weitem der größere Theil der Menſchen geſunde Werkzeuge der Sinne empfangen hat, ſo empfindet doch nur der kleinere Theil richtig.

Ich will es beweiſen. Wenn ein Nordlicht ſich zeigt, ſo ſehen viele tauſend Menſchen feurige Schwerter, auch wohl Wagen und Reiter. Wenn ein vornehmer, prächtig gekleideter Geck in einer Geſellſchaft ſich zeigt, ſo entdeckt faſt Jedermann an ihm einen feinen Witz und eine richtige Beurtheilungskraft; einen verſtändigen, geſchickten, aber armen und ſchlichtgekleideten Mann findet man dagegen einfältig und lächerlich. Es gibt ſogar Menſchen, die ſo fehlerhaft empfinden, daß ſie nie gute oder böſe Menſchen,

allenthalben nur Engel oder Teufel ſehen. Empfinden denn dieſe nicht alle unrichtig? — Und worin mag wohl der Grund davon zu ſuchen ſein? In den Empfindungswerkzeugen nicht: denn dieſe ſind, wenn man ſie unterſuchen will, faſt immer geſund.

Der Grund davon liegt weit tiefer; er liegt in der leidigen Gewohnheit, über die Gegenſtände zu urtheilen, ehe man ſie empfindet; welche Gewohnheit uns hernach verleitet, zu glauben, daß wir dieſe Dinge wirklich ſo empfunden hätten, wie wir ſie uns vorher vorſtellten. Viele Gegenſtände lernten wir zuerſt aus den Beſchreibungen kennen, die wir davon in Büchern fanden, oder welche unſere Eltern, Lehrer, Bekannte uns von denſelben machten. So oft wir uns nun dieſe Gegenſtände dachten, geſchah es unter dem Bilde, das uns davon beigebracht wurde; empfinden wir ſie endlich wirklich, ſo ſtellt ſich das uns beigebrachte Bild derſelben, an welches wir einmal gewöhnt ſind, durch unſere Einbildungskraft uns dar, und wir glauben nun, daß wir es empfunden hätten.

Wer gehört hat, daß am Himmel ſich bisweilen feurige Schwerter, Roſſe, Reiter, Wagen zeigten, und ſich dieſe Gegenſtände oft in dieſer Beziehung dachte, in dem wird dieſe Vorſtellung bei dem Anblicke eines jeden Nordlichts erneuert. Begierig ſieht er hin, um jene Dinge zu entdecken; die Vorſtellung von feurigen Schwertern, Reitern, Wagen wird bei ihm immer lebhafter; am Ende in einem ſolchen Grade, daß er ſie für wirkliche Empfindung hält. Eben ſo geht es denen, die oft reichen Kleidern die Achtung bezeigen ſehen, die einem ausgebildeten Verſtande gebührt, und einfach gekleideten Perſonen mit der Verachtung begegnen, die nur den Unverſtand treffen ſollte. Sie

ſind nun einmal ſo gewöhnt, bei dem Anblicke eines reichen Kleides an Verſtand, und bei Erblickung eines ſchlichten Kleides an Unverſtand zu denken, daß ſie jenen unter einem reichen, dieſen unter einem ſchlichten Kleide wirklich zu finden glauben. Nicht anders geht es denen, die oft Schriften leſen, in welchen die Menſchen nicht nach der Wirklichkeit geſchildert, in welchen ſie ſtets als Engel oder als Teufel vorgeſtellt werden. Die Vorſtellung davon wird ihnen ſo geläufig, daß ſie ihnen immer gegenwärtig iſt, ſobald ſie entweder etwas Gutes oder etwas Schlechtes an ihren Nebenmenſchen bemerken.

Das richtige Empfinden wird am beſten in der erſten Jugend gelernt, wenn die mit der Welt noch unbekannte Seele auf die Dinge, die um ſie ſind, aufmerkſam gemacht und angeleitet wird, ſie ſelbſt zu beobachten und darüber ſelbſt zu urtheilen. Man wird aus dem Munde eines zum Selbſtbeobachten angeleiteten Kindes nicht ſelten weit richtigere Urtheile, als von Erwachſenen, hören, die gewöhnt ſind, über die Dinge zu urtheilen, ehe ſie dieſelben empfunden haben. Ein Kind, das von Vorurtheilen frei iſt, wird bei der Erſcheinung eines Nordlichts nichts, als einen hellen Schein und leuchtende Strahlen bemerken; es wird die Menſchen beurtheilen, ohne dabei auf ihre Kleidung Rückſicht zu nehmen; und ſein Urtheil über gewiſſe Menſchen wird weit richtiger ausfallen, als das Urtheil ſolcher Perſonen, die die Menſchen aus Romanen kennen lernten *).

---

*) Die Uebungen im richtigen Empfinden müſſen ſchon in dem erſten Lebensjahre angefangen werden. Die Perſonen, die zu dieſen Uebungen am geſchickteſten ſind, und die meiſte Verbindlichkeit

Erwachſene, die noch nicht richtig empfinden, lernen dies, ſo wie alles, was ſie in der Jugend nicht lernten, weit ſchwerer. Es iſt auch in dieſem Sinne wahr, was die Schrift ſagt: *wer das Reich Gottes nicht empfähet als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen*, oder ſchwerlich hinein kommen.

Unmöglich iſt es aber nicht. Man muß ſich nur dazu gewöhnen, alles zu vergeſſen, was man über die Dinge, die man empfinden will, gehört und geleſen hat; dann wird man von ihnen durch die Sinne richtige Vorſtellungen bekommen. Wie mancher meiner Leſer ſieht und hört jetzt da, wo er in ſeiner Jugend nur Geſpenſter wahrnahm, ganz natürliche Dinge: findet in Religionsverwandten, die er ſonſt für Kinder der Hölle hielt, Züge der Rechtſchaffenheit. Dies beweist, das man, auch wenn die Jugendzeit verſtrichen iſt, noch richtig empfinden lernen kann.

Und dies iſt ſehr nöthig für den, der den Himmel auf Erden finden will. Je richtiger wir empfinden, deſto höher ſtehen wir in dieſem Himmel. Je richtiger man empfindet, deſto mehr wird man überzeugt, daß *alles, was um uns herum iſt, gut ſei*, deſto ſeliger fühlt man ſich.

---

dazu haben, ſind die Eltern. Durch die Beobachtungen, die ich als Erzieher angeſtellt habe, bin ich überzeugt worden, daß die ſchiefe Richtung der Beurtheilungskraft, die man an ſo vielen Menſchen bemerkt, und die in der Folge ſo vieles Unheil in der Welt ſtiftet, großentheils daher rühre, daß die Menſchen in ihren erſten Lebensjahren dem Geſinde überlaſſen werden.

Eine Anleitung zur frühen Uebung des Empfindungsvermögens findet man in meinem „*Conrad Kiefer, oder Anweiſung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder.*“

Dreißig Jahre ſchon durchlebte Aemil; er ſuchte den Himmel, hoffte ihn aber erſt jenſeits des Grabes zu finden. Dieſſeits war für ihn keine Seligkeit. Er hörte und ſah Geſpenſter, und brachte manche Nacht in ängſtlicher Schlafloſigkeit zu. Er hörte in jedem Gewitter die Stimme des ergrimmten Gottes, und ſah in jeder Ueberſchwemmung und Viehſeuche deſſen Zornruthe. Den Umgang mit ſeinen Nachbarn floh er, weil ſie nicht ſeines Glaubens waren, und er ſie deßwegen für verworfene Menſchen hielt; in den Kindern, die ſeiner Erziehung anvertraut waren, ſah er allenthalben Tücke und Bosheit. Konnte er eine ſo grauenvolle Lage wohl für den Himmel halten?

Erſt ſeit einigen Monaten iſt ihm, beim Leſen guter Schriften und durch den Umgang mit einem verſtändigen Freunde, ein Licht aufgegangen. Er iſt noch auf dem nämlichen Platze, auf welchem er vor einigen Jahren ſtand: — aber wie ſehr hat ſich derſelbe verändert! Die Geſpenſter ſind entflohn; die Zornſtimme Gottes wird nicht mehr vernommen, ſeine Strafgerichte haben aufgehört; Aemil ſieht allenthalben wohlthätige Wirkungen Gottes in der Natur; er nähert ſich ſeinen Nachbarn, und findet bei ihnen, ſo verſchieden von ihm ſie auch in Anſehung mancher Glaubenspunkte denken, doch viele Rechtſchaffenheit; und von Tücke und Bosheit bemerkt er bei ſeinen Zöglingen faſt gar nichts mehr; nur Muthwillen und Gedankenloſigkeit, über welche er ſich nicht mehr ärgert, die er nur zu mäßigen und zum Beſſern zu leiten ſich bemüht.

Wo iſt denn nun dieſe Veränderung vorgegangen? — In ihm ſelbſt. Er bemühte ſich, zu vergeſſen, was er ehedem von den Dingen, die ihn umgaben, gehört und geleſen hatte, und beobachtete ſie nun ſelbſt. Sein Zimmer

war finſter; aber es wurde hell, da er die trüben Fenſter reinigen ließ. —

Die himmliſche Seligkeit wird einſt, wie wir glauben, auch darin beſtehen, daß wir in unſerer Kenntniß wachſen, und immer mehr Einſichten uns erwerben werden. Und wenn wir uns dies lebhaft vorſtellen, ſo fühlen wir uns ſelig in Hoffnung.

Warum bemerken wir es denn aber nicht, daß dies Wachsthum ſchon jetzt bei uns vorhanden iſt? Man vergleiche die Kenntniſſe ſeiner erſten Lebensjahre mit denen, die man als Erwachſener beſitzt, und urtheile! Wir ſind das gar nicht mehr, was wir ſonſt waren; wir ſind uns ſelbſt ſo entwachſen, wie der Schmetterling der Larve, in welcher er ſonſt umherwandelte. Tauſend Dinge, die uns ſonſt unbekannt waren, kennen wir nun; und vieles von dem, was uns ſonſt unbegreiflich war, haben wir durchſchaut. Und könnten wir nicht noch mehr wiſſen, wenn wir eifriger in Erwerbung unſerer Kenntniſſe geweſen wären? Noch liegt eine Reihe von Jahren vor uns, die wir auf dieſem Planeten zu durchleben haben, in denen unſer geiſtiges Wachsthum fortdauern und immer mehr zunehmen wird, je eifriger wir es uns angelegen ſein laſſen, das Magazin unſerer Kenntniſſe zu füllen. Welche Seligkeit wartet alſo ſchon unſer auf der Erde!

Ich ſehe es voraus, daß mancher Leſer, der ſich bewußt iſt, daß er in der Erwerbung der Kenntniſſe nicht ſäumig war, und einen großen Vorrath derſelben wirklich beſitzt, bei dieſer Stelle ſeufzen wird. Wachsthum an Kenntniſſen, wird er denken, ſoll Seligkeit verſchaffen? Welcher Irrthum! Daß ich in dieſer Hinſicht nicht hinter Andern zurückgeblieben bin, das weiß ich, das fühle ich; — aber

von der Seligkeit, die daraus entſpringen ſoll, habe ich leider keine Erfahrung.

Ich glaube es wohl. Eben deßwegen halte ich es für nöthig, die Leſer auf einige Fehler, die bei'm Erwerben der Kenntniſſe oft begangen werden, und die uns immer von dem rechten Wege zum Himmel abführen, aufmerkſam zu machen.

Erſtlich fehlen wir oft darin, daß wir uns Kenntniſſe erwerben, ohne zu unterſuchen, ob ſie auch auf Wahrheit gegründet ſind. Kann dies wohl Seligkeit verſchaffen? Unwiſſenheit iſt ſchädlich; noch ungleich ſchädlicher aber iſt Irrthum. Ein Menſch, der die Mittel gar nicht kennt, durch welche man bei eintretenden Krankheiten ſich helfen kann, iſt zu bedauern; aber noch lange nicht ſo ſehr als ein anderer, der zwar Mittel kennt, die aber zweckwidrig ſind. Jener wird wahrſcheinlich geneſen, wenn er die Kräfte der Natur frei wirken läßt; dieſer kann ſich lebenslanges Siechthum zuziehen, wenn er durch den Gebrauch ſeiner falſchen Mittel die Kräfte der Natur in ihrer Wirkſamkeit hemmt. Geſetzt nun, es hätte Jemand ein Heilungsſyſtem recht gründlich einſtudirt, das aber durchaus falſch wäre, würden dann ſeine Kenntniſſe nicht für ihn eine Quelle von Leiden werden? wäre es nicht beſſer, wenn er dieſe Kenntniſſe gar nicht beſäße?

Dies iſt nur ein Beiſpiel, das aber beweist, daß eine irrige Kenntniß weit ſchädlicher iſt, als gar keine, und daß es möglich ſei, durch ſeinen Eifer, Kenntniſſe zu erwerben, ſich den Weg zur Hölle auf Erden zu bahnen.

Dies erfährt Martius. Seit vielen Jahren war es ſein vorzüglichſtes Beſtreben, gut zu ſein, um Ruhe für ſeine Seele zu finden. Er las in dieſer Abſicht Bücher,

die den Weg, auf welchem man zu dieſem Zwecke gelangen könne, ſehr umſtändlich beſchrieben; machte ſich dieſen Weg bekannt, betrat ihn, und fühlt nun, daß er ſeinen Zweck nicht erreicht habe. Immer iſt er noch nicht der gute Menſch, der er ſo gern ſein möchte; immer noch fehlt ihm die Ruhe der Seele, die er ſo ſehnſuchtsvoll ſucht. Wie konnte es anders kommen? Der Weg, den dieſe Bücher ihm vorſchlugen, war Irrweg.

Oft hört man behaupten: durch den Glauben gelange man zum Himmel; man erſchrecke nicht, wenn ich ſage, daß in gewiſſer Rückſicht Unglaube den Weg zum Himmel auf Erden bahne. Der Widerſpruch zwiſchen dieſen beiden Behauptungen iſt nicht ſo groß, als es ſcheint. Wenn man den Glauben als Bedingung annimmt, unter welcher wir den Himmel erlangen ſollen, ſo verſteht man darunter den Glauben an Gott, von welchem in der Folge auch wird geredet werden. Aber wenn ich vom Unglauben, als von einem Mittel rede, das zum Himmel auf Erden führe, ſo verſtehe ich darunter den Unglauben an Menſchen.

Dieſer iſt denn freilich ſehr nöthig. Iſt's nicht wahr, daß alle Menſchen irren? Und wenn dem ſo iſt, wie dürften wir ihnen denn blindlings glauben? Wenn ich einen Reiſegefährten habe, der immer nicht weiß, ob er rechts oder links gehen ſoll, wie kann ich ihm ganz unbedingt glauben, wenn er mit zuverſichtlichem Tone, nachdem er ſich mehrere Male verirret hat, ſagt: dies iſt der rechte Weg?

Für jeden Menſchen gibt es eine Periode des Glaubens; dies iſt die erſte Kindheit. So wie er bei ſeinem Eintritte in die Welt genöthigt iſt, die Milch der Bruſt, an welche er gelegt wird, einzuſaugen, ohne unterſuchen

zu können, ob ſie auch für ihn eine geſunde Nahrung ſei, ſo iſt er anfänglich gezwungen, die Meinungen ſeiner Eltern, Lehrer und Erzieher anzunehmen. Nach und nach wird man aber entwöhnt, nicht nur von der Bruſt, ſondern auch von der Leitung der Eltern und Lehrer. Man fängt an, ſelbſtſtändig zu handeln. — Dann pflegt man nicht mehr alles zu eſſen, was aufgetragen wird; man wählt ſeine Mahlzeiten ſelbſt. Eben ſo glaube man dann auch nicht mehr alles, was Andere behaupten! — man zweifle an Allem, und nehme nur das für gewiß an, von deſſen Wahrheit man ſich durch hinlängliche Gründe überzeugt hat!

Freilich iſt es begreiflich, daß die Ueberzeugung nicht immer von uns abhängt; daß ſie nicht das Werk Eines Jahres iſt; daß unſere ganze Lebenszeit vorbeiſtreichen werde, ehe wir über manche Meinungen hinlängliche Gewißheit bekommen, ehe wir von allem, was wir glauben, gewiß überzeugt ſein werden. Woran ſoll ich mich aber, wird man fragen, bis dahin halten? An das, antworte ich, was für dich die mehrſte Wahrſcheinlichkeit hat. Daran halte dich; glaube es; doch ſo, daß du es dir als möglich denkſt, es könne auch irrig ſein, und geneigt bleibſt, die Gründe zu prüfen, die dir dagegen vorgebracht werden möchten. So wirſt du eine Würde erlangen, die dir Seligkeit verſchafft. Die Ungewißheit, in welcher du in Anſehung mancher Punkte ſchwebſt, wird dich wenig beunruhigen, wenn du bedenkſt, daß dies ein unabänderliches Schickſal aller Menſchen iſt, welches dich eben ſo wenig bekümmern darf, als die Beſchränktheit deiner Sehkraft, die nicht bis in den Mond reicht, und dir nicht geſtattet, die Begebenheiten, die in demſelben vorgehen, zu beobachten.

Auf dieſem Wege wirſt du auch frei werden von dem die Ruhe deiner Seele ſtörenden Unwillen gegen Andersdenkende; wirſt Menſchen dulden können, die faſt von allem, was du für höchſt wahrſcheinlich hältſt, das Gegentheil glauben; wirſt ein Weſen von der Vollkommenheit werden, wie wir uns einen Engel denken, der ſeine Pflichten auch gegen Perſonen erfüllt, von deren mannigfaltigen Irrthümern er überzeugt iſt; wirſt die große Freude genießen, daß du, zwar langſam, aber doch nach und nach zu immer größerer Gewißheit in Anſehung deſſen gelangſt, was du bisher für wahrſcheinlich hielteſt; und wirſt in der Erſtrebung jedes neuen Grades der Gewißheit ſicher mehr wahre Seligkeit finden, als — blinder Glaube dir verſchaffen kann.

So handelte Julius. Er heirathete, ohne eine andere Erziehungsweiſe zu kennen, als diejenige, die in den Jahren ſeiner Kindheit gäng und gebe geweſen war. Er nahm ſich vor, ſeine Kinder eben ſo erziehen zu laſſen, wie er war erzogen worden. Die Schriften der neuern Erzieher machten ihn aber mißtrauiſch gegen ſeine pädagogiſchen Einſichten; er las, prüfte, ſtellte mit Vorſicht Verſuche an, kam nach und nach zu immer mehr Gewißheit, behandelte ſeine Kinder der erkannten Wahrheit gemäß, und hat dafür nun die Freude, Vater von einigen geſunden, guten, frohen Kindern zu ſein.

Der Weg des Lebens, auf dem wir jetzt wandeln, iſt für uns alle neu und unbekannt. So ganz unbeſorgt auf demſelben fortzuwandeln, ohne zu unterſuchen, wohin er führe, würde Thorheit ſein, weil wir dann immer der Gefahr ausgeſetzt wären, daß er uns ganz von unſerm Ziele ableiten möchte. Auf die Meinungen unſerer Mitwanderer

zu hören und ſie zu prüfen, iſt vielmehr Pflicht für uns, deren Erfüllung uns immer mehr Gewißheit und Beruhigung verſchaffen wird.

Ein anderer Fehler, den wir bei Erwerbung unſerer Kenntniſſe zu begehen pflegen, iſt dieſer: daß wir dabei nicht die nöthige Auswahl treffen, ſondern blindlings lernen, wozu wir die mehreſte Luſt haben. Daraus muß dann nothwendig die Folge entſtehen, daß wir uns eine Menge Kenntniſſe erwerben, die uns unnütz ſind, daß wir Nahrungsmittel einſammeln, denen die Fähigkeit fehlt, unſern Geiſt zu ſtärken.

Dies iſt Corvls Schickſal. Er, der ſich zum Prediger bilden ſollte, ſammelte mit heißer Begierde Kenntniſſe der alten Sprachen ein, und dies gelang ihm ſo glücklich, daß ſeine Gelehrſamkeit bewundert wird. Den Himmel auf Erden hat er nicht gefunden. Sein Körper iſt ſiech; die Behandlung deſſelben hängt nicht von ihm, ſondern von dem Arzte ab; ſeine Kinder ſind ſchwächlich und unſittlich; ſeine Ehe iſt mißvergnügt, ſeine Haushaltung zerrüttet und mit Schulden beladen; in der Gemeinde, bei welcher er als Prediger angeſtellt iſt, ſtiftet er keinen Nutzen, weil er mit ſeiner Sprachkenntniß nichts zur feſtern Begründung ihres Wohls beitragen kann, und gar nicht gelernt hat, wie man die Menſchen behandeln muß. Er war ſtets ein Muſter von Fleiß, und iſt es noch; aber wozu nützt es ihm und ſeinen Nächſten?

Willſt du wiſſen, welche Kenntniſſe du dir erwerben ſollſt, ſo frage dich ſelbſt, wer bin ich? Die wohl überlegte Antwort, die du dir auf dieſe Frage geben kannſt, wird dir auch ein Wink ſein, nach welchen Kenntniſſen du vorzüglich ſtreben mußt.

Du biſt ein Menſch, haſt einen Körper, der von einem vernünftigen Weſen belebt wird, empfindeſt Begierden nach Nahrung, nach Fortpflanzung, und lebſt unter Menſchen.

Die Erwerbung der Kenntniſſe, die du als Menſch nöthig haſt, muß dir alſo bei weitem das Wichtigſte ſein. Ehe du noch ſtrebſt, die Geſtirne, die Geſchichte der Vorwelt, und andere Dinge, die weit von dir entfernt ſind, kennen zu lernen, lerne erſt, wie du deinen Körper geſund erhalten, ſeine Begierden leiten und dich gegen die Menſchen betragen mußt, mit welchen du verbunden biſt. Dieſe Kenntniſſe, welche die nothwendigſten ſind, findet man gerade am ſeltenſten. Man vermißt ſie in Paläſten und Hütten gleich oft. Allenthalben iſt Unwiſſenheit in Anſehung der Geſundheitspflege, Mangel an Selbſtbeherrſchung, Ungeſchicklichkeit in Anſehung der Beiſchaffung der nöthigen Bedürfniſſe, und Unfähigkeit, unter Menſchen zu leben und mit ihnen gemeinſchaftlich zu wirken, ſichtbar. Wie kann man ſich unter ſolchen Umſtänden wohl befinden? gerade eben ſo wenig als ein Fiſch, der nicht ſchwimmen kann, oder ein Vogel, deſſen Flügel gelähmt ſind.

Willſt du den Weg zum Himmel auf Erden finden, ſo ſtrebe nach dieſen Kenntniſſen: denke nach; benutze die Erfahrungen, die du gemacht haſt, beſonders die unangenehmen, und merke auf die Winke, die dir da und dort in dieſer Rückſicht gegeben werden, dann wirſt du finden, daß gewiß deine Leiden ſich nach und nach mindern, und deine Seligkeit zunimmt.

Du biſt aber nicht blos Menſch, ſondern auch noch etwas; biſt durch das Zuſammentreffen verſchiedener Umſtände, durch Geburt, Erziehung, Schickſale dazu beſtimmt worden,

ein gewiſſes Geſchäft zu treiben. Es ſei welches es wolle, du ſei'ſt Fürſt oder Hirte, Gelehrter oder Handwerker, Mann oder Weib: lerne nur dein Geſchäft recht gründlich; bemühe dich, deinen Arbeiten, ſie mögen Bücher oder Schuhe, Rechtsverwaltung oder Handlung ſein, die möglichſte Vollkommenheit zu geben. Dann erſt, wenn du dir bewußt biſt, in deinem Geſchäft Meiſter zu ſein, kannſt du auch nach andern Kenntniſſen ſtreben, die mit deinem Geſchäft in einem entferntern Zuſammenhange ſtehen.

Doch es heißt auch hier: viele ſind berufen, aber wenige auserwählet. Eigentlich ſind alle berufen, allen ſind gewiſſe Geſchäfte angewieſen, wenige aber verſtehen ſie; in allen Ständen iſt ein Ueberfluß von Menſchen, denen es in ihren Geſchäften an den nöthigen Kenntniſſen fehlt. Dies iſt ein vorüglicher Grund ihres Mißvergnügens; ihre Geſchäfte werden ihnen ſchwer; ſie gelingen nicht; wenn ſie vollbracht ſind, ſo iſt der Anblick deſſen, was dadurch zu Stande gebracht wurde, unangenehm; es erlangt weder den Beifall deſſen, der es zu Stande brachte, noch den Beifall Anderer.

Im Himmel jenſeits wird es unſerer Meinung nach recht ſchön ſein. Da werden Menſchen aus allen Ständen, Fürſten und Hirten, Reiche und Arme, Gelehrte und Ungelehrte wandeln und alle ſelig ſein; ohne Rückſicht auf Stand und Würde und Herkunft werden ſie alle ſelig ſein.

Dieſe Vorſtellung iſt recht reizend. Man vergeſſe doch aber ja nicht, daß wir dies alles ſchon auf Erden haben. Auch da wandeln Menſchen aus allen Ständen; und in jedem Stande ſind ſolche, die mit Eifer ihre Pflicht erfüllen, die richtig empfinden, nach Wahrheit ſtreben, und die Kennt-

niſſe beſitzen, die ihnen als Menſchen, ſo wie zu den beſondern Geſchäften, die ſie treiben, nöthig ſind. Freilich iſt ihre Anzahl klein; ſind denn aber nicht auch in jenem Himmel der Auserwählten wenige? Wollen wir es uns denn befremden laſſen, wenn es dieſſeits eben ſo, wie jenſeits iſt? *Beſtrebe du dich nur, unter den wenigen Auserwählten zu ſein!*

Auch *das Wachsthum an Kraft*, dem wir im überirdiſchen Leben entgegenſehen, denken wir uns als Beſtandtheil der himmliſchen Seligkeit, und finden ein Vergnügen darin, uns dieſe Kraft recht groß vorzuſtellen. Ein gewiſſer Gelehrter hoffte ſogar, daß er einſt mit eben der Leichtigkeit Weltkörper hervorbringen und wieder zerſtören werde, mit welcher er Buchſtaben niederſchrieb und ausſtrich. In wiefern ſolch eine Erwartung gegründet oder Traum ſei, will ich nicht unterſuchen. So viel nur iſt gewiß, daß Wachsthum der Kraft als ein nothwendiger Beſtandtheil der Seligkeit gewöhnlich angeſehen wird. Kennen wir aber dazu wohl ein anderes Mittel als — Vervollkommnung? Die Kraft, das Vermögen, etwas hervorzubringen, iſt eine Eigenſchaft, die uns ſelbſt angehört, und die auf keine andere Art wachſen kann, als — durch Vervollkommnung unſer ſelbſt. Alle Kräfte der lebendigen Weſen wachſen von innen heraus; warum ſollte bei uns eine Ausnahme Statt finden? welchen Grund haben wir, zu erwarten, daß je durch äußern Zuwachs unſere Kraft ſich vergrößern werde? Nur das Mineral vergrößert auf dieſem Wege ſeinen Gehalt; die Kräfte der Pflanzen und Thiere, und ihres Oberherrn, des Menſchen, wachſen von innen heraus.

Vervollkommne dich alſo, und du wirſt dies ſtufenweiſe

Wachsthum deiner Kraft und die daraus entſpringende Seligkeit gewiß empfinden. Welche Kraft verſchafft uns das Bewußtſein, unſere Pflicht gethan zu haben! Mit Freudigkeit geht man bei dieſem Bewußtſein jeden Morgen an ſein Tagewerk; — möge nun die Regierung einer Nation, oder die Verfertigung eines ihrer geringſten Bedürfniſſe, dieſes Tagewerk ausmachen. — Alles wird leichter; alles gelingt beſſer. Die Gefahren, die uns bei demſelben entgegentreten, ſchrecken uns nicht. Je lebhafter wir es fühlen, daß wir auf dem Wege wandeln, den uns die Pflicht vorzeichnet, deſto weniger vermag die Furcht über uns. Ein Mann, der durch das Gefühl der Pflicht zur Vertheidigung des Vaterlandes gerufen, und ein Weib, das durch eben dies Gefühl zu dem Bette ihres, an einer anſteckenden Krankheit leidenden, Kindes gezogen wird, kennen beide keine Furcht mehr.

Und was vermag der Menſch nicht, ſobald er von aller Furcht ſich befreit ſieht! Er wird gewiſſermaßen allmächtig; geht immer vorwärts, wo der Furchtſame ſich zurückzieht; arbeitet immer, wo jener ſeufzt; macht Dinge möglich, die dieſer für unmöglich hält; und beharrt in ſeiner Thätigkeit, bis er ſeinen Zweck erreicht hat, oder ſeine Wirkſamkeit gehemmt wird.

Wie viele Beiſpiele hievon liefert die Geſchichte der Helden! Allein ich will abſichtlich lieber ein Beiſpiel aus dem bürgerlichen Leben aufſtellen. Denn nicht nur auf dem Kampfplatze, auch in der Werkſtatt und in der Kinderſtube findet die menſchliche Kraft Gelegenheit, ihre Größe zu zeigen.

Es ſei das Beiſpiel Gutmanns, eines ehrlichen Handwerksmannes, der ſich nichts mehr angelegen ſein ließ, als

ſeine Pflicht zu thun. Ihn und ſeine Handwerksgenoſſen trifft eine ſchwere Zeit. Die Lebensmittel ſteigen zu einem unerhörten Preiſe, und die Waaren, welche ſie durch ihren Fleiß hervorbrachten, werden nicht mehr geſucht. Die mehreſten ſeiner Handwerksgenoſſen werden muthlos; der Anblick des Hungers, der ihnen drohend ſich naht, lähmt gleichſam alle ihre Kräfte; ſie verſinken in immer größeres Elend, bis ſie zum Bettelſtabe ihre Zuflucht nehmen, und großentheils ein Raub der aus Hunger und Kummer entſpringenden Krankheiten werden.

Gutmann bekommt durch das Gefühl der Pflicht, ſeine Familie zu verſorgen, neue Kraft. Der Anblick ihres Kummers und die lebhafte Vorſtellung, daß ſie keinen menſchlichen Verſorger habe, als ihn, daß es alſo ſeine höchſte Pflicht ſei, ſie gegen den Untergang zu ſchützen, läßt ihm gar keinen Zweifel übrig, daß er alles möglich machen könne, was die Pflicht von ihm fordert. Durch dieſen Glauben geſtärkt, ſinnt er auf Arbeiten anderer Art, die er mit vieler Anſtrengung erlernt, die er unter die Glieder ſeiner Familie vertheilt, woran er ſelbſt den vorzüglichſten Antheil nimmt; und — es gelingt ihm. Mitten unter den Verwüſtungen, die der Hunger anrichtet, findet ſeine Familie Sättigung. Welche Seligkeit für ihn daraus entſpringen müſſe, daß er der Retter ſeiner Familie wurde, kann man ſich leicht vorſtellen. Im ſpäten Alter noch wird er ſich nicht ſeliger fühlen, als — wenn er dieſen Theil ſeiner Lebensgeſchichte ſeinen Kindern erzählt.

Das Bewußtſein, ſeine Pflicht erfüllt zu haben, verſchafft uns vorzüglich im Umgange mit Menſchen eine Würde und eine damit verknüpfte Wirkſamkeit, wie kein vornehmer Stand, kein Reichthum, nichts von dem, was außer uns

iſt, ſie uns geben kann. Man denke ſich den Menſchen, in welchem Verhältniß man will — immer wird ſeine Kraft, durch das Bewußtſein, ſeine Pflicht erfüllt zu haben, erhöht. Der Hausvater, der Regent einer Familie und des damit verbundenen Geſindes, der die Erfüllung der Pflichten gegen die Seinigen zu ſeinem höchſten Zwecke macht, erlangt unter ihnen ein unumſchränktes Anſehn. Das unabläſſige Beſtreben, ihnen die nöthigen Bedürfniſſe zu verſchaffen, ihre Geſundheit zu erhalten, ihren Unterricht zu beſorgen, ſie zum Guten zu erziehen, jedem, wie er kann, zu helfen, erwirbt ihm ihre Liebe, ihre Hochachtung und ihr Zutrauen, und er wirkt bei ihnen gewöhnlich durch Winke das, was ein Pflichtvergeſſener durch die größte Strenge nicht auszurichten vermag. Was von dem Weltregierer geſagt wird: ſo er ſpricht, ſo geſchieht's, ſo er gebeut, ſo ſteht's da, das gilt von jedem Hausvater, der ſeinen Pflichten treu iſt, in Beziehung auf ſeinen kleinen Wirkungskreis.

So iſt die Erfüllung der Pflicht gewiß auch das ſicherſte, vielleicht das einzige Mittel, den Vorgeſetzten größerer Geſellſchaften, ſie mögen Gemeinden oder Nationen heißen, ihre Herrſchaft zu ſichern. Wenn man vor einer Geſellſchaft von Menſchen mit dem Bewußtſein auftreten kann, man habe ſeine Pflichten gegen ſie ſo treu erfüllt, daß man keinen gegründeten Vorwurf erwarten dürfe, ſo kann man mit Nachdruck ſprechen, und verſichert ſein, daß die Rede ihres Zwecks nicht verfehlen werde.

Unter den Reden, die in neuern Zeiten Vorgeſetzte an ihre Untergebene hielten, wirkte vielleicht keine mit ſo durchgreifender Kraft auf die Zuhörer, als diejenige, welche der ehrwürdige Waſhington an die Repräſentanten der ver-

einigten nordamerikaniſchen Freiſtaaten hielt, als er ſeine Präſidentenſtelle niederlegte. Woher rührte aber dieſe durchgreifende Kraft? Blos von dem Bewußtſein dieſes edeln Mannes, ſeine Pflicht erfüllt zu haben. *)

Durch dieſes Mittel erhält der Menſch auch bei den Unterhandlungen mit Andern ein ſchätzbares Gewicht. Ein Menſch, dem es ein Ernſt iſt, der Arbeit, die er liefert, die möglichſte Vollkommenheit zu geben, der über alle Künſte des Betrugs erhaben iſt, kann ſicher darauf rechnen, daß zu ſeiner Zeit ſeine Rechtſchaffenheit werde erkannt und geſchätzt, und ſein Wirkungskreis werde vergrößert werden. Der thätigſte und rechtſchaffenſte Kaufmann wird immer am mehreſten geſucht; und der Handwerksmann, von dem es bekannt iſt, daß er gut und redlich arbeite, erwirbt ſich immer mehr Kunden.

Bei weitem der größere Theil der Menſchen lebt im Stande der Abhängigkeit von Höhern. Aeußerſt wenige ſind unabhängig. Dies darf uns nicht befremden, darf keinen Zweifel gegen das Daſein eines Himmels auf Erden erregen. Wird es denn im Himmel jenſeits anders ſein? Wird es nicht auch da höhere Weſen geben, von welchen die niedrigern abhängen.

Das Läſtige bei der Abhängigkeit iſt: die Ungerechtigkeit, welche die Vorgeſetzten, in den niedern ſowohl, als in den höhern Ständen, oft gegen ihre Untergebenen ſich

*) Bisher ließen ſich die Großen der Erde mehr durch Politik, als durch Moral leiten; und ihre Throne wanken und ſtürzen zum Theil zuſammen. Sollten ihre Throne nicht dadurch können befeſtiget werden, daß ſie, bei ihren öffentlichen und ihren Privathandlungen, die Erfüllung der Pflicht zu ihrem höchſten Zwecke machten? (Geſchrieben im Jahre 1797.)

erlauben: indem ſie die Würde des Menſchen in ihnen verkennen, und ſie als Weſen betrachten, die ſie nach Willkühr behandeln könnten. Das ſicherſte Mittel, ſich gegen ſolche Mißhandlungen zu ſchützen, iſt — die Erfüllung der Pflicht. Der Untergeordnete in jedem Stande, der ſich bewußt iſt, keine gegründeten Vorwürfe verdient zu haben, tritt ſeinem Vorgeſetzten getroſt unter die Augen, und dieſer achtet ſeinen freien Blick, und ſcheuet ſich, ihm Aufträge zu ertheilen, die unter der Würde deſſelben ſind. Wenn alle Untergebene ihren Pflichten treu wären, ſo wäre kein Deſpotismus möglich, der immer nur in der Pflichtvergeſſenheit der Untergebenen ſeine Nahrung findet.

Durch Abhärtung des Körpers bekommt die Kraft ebenfalls einen anſehnlichen Zuwachs. Er iſt der Seele Werkzeug. Je dauerhafter dieſes iſt, deſto mehr kann ſie wirken. Die Zeit, welche eine in einem ſchwächlichen Körper wohnende Seele an die Ausbeſſerung ihres Werkzeugs verwendet, widmet die in einem, ſolcher Ausbeſſerung nicht bedürfenden, Körper wohnende dem Wirken durch denſelben. Mit einem dauerhaften Werkzeuge verſehen, richtet man in einem Tage mehr aus, als ein Anderer vielleicht in einer Woche, wenn er mit einem Werkzeuge arbeitet, das ihm von Zeit zu Zeit den Dienſt verſagt. Schreibt man nicht mit einer guten Feder weit ſchneller und ſchöner, als mit einer ſchlechten? — Aller Widerſtand von außen wird leichter durch einen abgehärteten, als durch einen ſchwächlichen, kränklichen Körper überwunden. Regen, Sturm, Froſt und Hitze, und jede Art der Witterung hemmen ſeine Wirkſamkeit nicht. Und treten Fälle ein, wo körperliche Anſtrengung nöthig iſt, wo z. B. ein Körper weggeſchafft werden muß, der dem Streben des Geiſtes

im Wege liegt, ſo werden die dazu nöthigen Kräfte nicht fehlen.

Ich führe zum Beweiſe das Beiſpiel der Brüder Siegmund an. Der ältere ließ es ſich von Jugend auf angelegen ſein, den Körper abzuhärten, der jüngere war eben ſo beſorgt, den ſeinigen zu verzärteln. Wie kraftvoll iſt der ältere, wie ſchwach der jüngere! Beide ruft die Pflicht auf, an einem beſtimmten Tage eine Reiſe zu unternehmen. Jener ſagt entſchloſſen: ich will reiſen! Dieſer kann zu keiner feſten Entſchließung kommen. Hunderterlei Beſorgniſſe ſteigen in ſeiner Seele auf. Faſt alle Stunden ſieht er nach dem Barometer, nach dem Himmel, ſieht woher der Wind kommt, erkundigt ſich allenthalben nach dem Wege, nach den Gaſthöfen, die er auf demſelben finden wird. Ehe er ſich zur Reiſe entſchließt, hat ſein Bruder ſie vollendet.

Je richtiger man ferner empfindet, je mehr Wahrheit in den Kenntniſſen iſt, die man ſich erwirbt, deſto mehr kann man auch wirken. Ein Satz, den die tägliche Erfahrung beſtätigt. Wenn du einen Feind angreifen mußt, und kenneſt ihn, ſeine Stärke ſowohl als ſeine Schwäche, machſt dir keine übertriebene Vorſtellung von ſeiner Stärke, aber hältſt ihn auch nicht für ſchwächer, als er iſt: wirſt du alsdann nicht im Stande ſein, die ſchicklichſten Mittel auszudenken, durch welche er zu beſiegen iſt? wird dir der Sieg nicht leichter zu Theil werden, als einem andern, der falſch empfindet, der entweder ſeinen Feind für unüberwindlich hält, oder ihn wegen ſeiner vermeintlichen Schwäche verachtet? Wenn du den rechten Weg zu dem Orte weißt, nach welchem du wandelſt, wirſt du ihn nicht weit ſchneller erreichen, als ein Anderer, der

ſich auf Irrwegen umhertreibt? Wenn du den Fehler deines Kindes richtig erkennſt, wirſt du ihn nicht weit leichter wegſchaffen können, als ein Anderer, der ſeiner Kinder Fehler entweder durch ſeine Einbildungskraft vergrößert, oder ſie für ganz unbedeutend hält? Wenn du, um es noch fühlbarer zu machen, über einen ſchmalen Steg gehen willſt, wirſt du, mit deinen geſunden Augen, ihn nicht ſicherer treffen als dein Reiſegeſellſchafter, der Alles doppelt ſieht?

Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Dieß iſt ein goldener, ſtärkender, Herz erhebender Ausſpruch. Es wird da ſo ganz geradezu geſagt: ihr werdet die Wahrheit erkennen. Und gewiß mit Recht: denn wenn man nur die Wahrheit redlich ſucht, ſo findet man ſie; zwar nicht auf einmal, aber doch nach und nach. Der Weg zur Wahrheit geht immer durch das Land des Irrthums. Wenn man erſt geirrt und ſeinen Irrthum eingeſehen hat, ſo wird man frei: frei von den Feſſeln, die man bisher trug, die die Kraft lähmten. Sobald du die wahre Urſache von deinen bisherigen Sorgen entdeckt, und ſo die Wahrheit erkannt haſt, ſo biſt du auf dem Wege, dich davon frei zu machen.

Endlich wird die männliche Kraft auch dadurch geſtärkt, daß jeder das Geſchäft, das er treibt, recht gründlich erlernt. Ein Menſch, er ſei von welchem Stande man wolle, wird immer mächtiger, wirkt immer mehr, je eifriger er ſich angelegen ſein läßt, ſich die zur Treibung ſeines Geſchäfts nöthige Kenntniſſe zu erwerben. Die Beweiſe davon liegen allenthalben vor Augen.

Sobald ein Fürſt, der die Kunſt, ein Volk zu regieren

und glücklich zu machen, gründlich erlernt hat, den Thron beſteigt, ſo wirkt ſeine Kraft durch's ganze Land. Wüſteneien werden bevölkert; die Armuth verwandelt ſich in Wohlhabenheit; die Aemter werden mit den würdigſten Männern beſetzt; der öffentliche Unterricht wird verbeſſert; Unwiſſenheit, Aberglauben, Rohheit verſchwinden nach und nach; der Geiſt der Duldung läßt ſich im Lande nieder; jeder Unterthan erhält Sicherheit ſeines Eigenthums; und der wirklich Arme, der kein Eigenthum hat, auch das Vermögen nicht beſitzt, ſich welches zu erwerben, erhält — Verſorgung. Sein Volk wird von den Nachbarn geachtet, und man bewirbt ſich um ſeine Freundſchaft.

Und woher rührt denn dieſe Kraft? Von der Fürſtenwürde? Wäre dieſes, ſo müßte man ja die Wirkungen davon allenthalben verſpüren, wo Fürſten regieren. Nein, ſie kommt daher, daß dieſer Fürſt die Regierungskunſt erlernt hat.

Eben ſo wird jeder andere Menſch durch die gründliche Erlernung ſeines Geſchäfts mächtiger, und die Wirkungen davon ſind eben ſo ſichtbar; nur mit dem Unterſchiede, daß ſein Wirkungskreis kleiner iſt.

Selbſt der Bauer Kilian beweiſt es durch ſein Beiſpiel. Als er ſein väterliches Erbtheil in Beſitz nahm, fand er es in ſchlechtem Zuſtande. Jetzt iſt es umgeſchaffen. Der Acker trägt ihm noch einmal ſo viel ein, als ſonſt; die ſonſt ſumpfigen Wieſen liefern jetzt ein ſüßes Gras; Plätze, die ſonſt wüſt lagen, liefern ihm jetzt Weizen; alle ſonſt öden Ränder ſind mit Bäumen beſetzt; in ſeinem Garten, wo ehedem herbes Obſt wuchs, ſammelt er jetzt die ſchmackhafteſten Früchte ein; ſein Viehſtand iſt vergrößert; ein Bienenſtand iſt dazu gekommen; ſein ſonſt

unfruchtbares Land iſt in einen Platz umgeſchaffen, von dem man ſagen könnte, daß darin Milch und Honig fließe. Dieß alles hat Kilians Kraft gewirkt. Wie geht dieß zu? Er hat ſich die zu ſeinem Geſchäfte nöthigen Kenntniſſe erworben.

So iſt's mit den Menſchen in allen Ständen. Je gründlicher ſie ihre Geſchäfte erlernt haben, deſto mehr Kraft beſitzen, deſto mehr wirken ſie. Die Eltern erziehen geſunde, gute, geſchickte, thätige, frohe Kinder; der Lehrer und Erzieher ſchafft eine Anzahl noch roher, unwiſſender Kinder zu lenkſamen, gut unterrichteten Menſchen um. Der Schriftſteller macht eine Nation in gewiſſen Rückſichten vernünftiger und geſitteter; der Kaufmann öffnet für das Land neue Nahrungsquellen; der Handwerksmann verfertigt Waaren, die immer mehr geſucht werden.

Wenn nun Jemand predigte: „Freuet euch, daß eure Namen im Himmel angeſchrieben ſind! Wenn ihr dort erſt angekommen ſeid, wenn ihr erſt die Hülle dieſes Leibes abgelegt habt: dann werdet ihr weit mächtiger ſein, mehr wirken, und die großen Abſichten Gottes in ſeinem Reiche befördern helfen;" — welchen Eindruck würde dieß machen! wie würde man ſich auf dieſen Himmel freuen!

Vermögen wir aber nicht dieß alles ſchon auf Erden? können wir dieſe Freuden nicht ſchon jetzt uns ſchaffen?

Der Unterſchied liegt nur darin, daß man, um den Vorſchmack jenes Himmels zu haben, blos empfinden darf; aber, um dieſe Seligkeit im Himmel auf Erden zu genießen, nachdenken und ſeine Kräfte gebrauchen muß. Wahrſcheinlich wird ſich aber auch im Himmel jenſeits

unſere Kraft, ohne Nachdenken und Thätigkeit, nicht vergrößern.

Einen hohen Grad von Seligkeit gewährt endlich ſchon der Gedanke, in welch' weitem Kreiſe man, bei richtigen Einſichten, und den zum Berufsgeſchäfte nöthigen Kenntniſſen, durch treue Erfüllung der Pflicht Gutes wirken kann. Dieß iſt bei manchen Perſonen ganz vorzüglich ſichtbar. Der Regent eines Reichs, wie ausgebreitet kann er wirken! Den wohl durchdachten Entſchluß ſchreibt er in ſeinem Kabinete nieder, und in wenigen Tagen iſt er in den entlegenſten Winkeln ſeines Reichs bekannt, und wird befolgt. Selbſt auf andere Nationen hat er Einfluß, und vermag bisweilen ihrem Schickſal eine neue Wendung zu geben. Seine weiſen Geſetze werden noch nach Jahrhunderten befolgt und als Muſter aufgeſtellt.

Der Schriftſteller ſchreibt auf ſeinem Zimmer die Wahrheiten nieder, die Nachdenken und Erfahrung ihn lehrten. Bald ſind ſie, durch die Thätigkeit des Druckers, vervielfältigt, verbreiten ſich durch die ganze Nation, werden bisweilen, durch die Thätigkeit der Ueberſetzer, andern Völkern mitgetheilt; wirken allenthalben, wohin ſie kommen, und immer Gutes, wenn der Schriftſteller wahr und gut ſchrieb, und ſein höchſter Zweck bei dem Schreiben Erfüllung der Pflicht war. Dauert die Wirkſamkeit mancher Schriftſteller nicht Jahrhunderte hindurch fort?

Der Kaufmann ſitzt auf ſeiner Schreibeſtube, und wirkt, vermittelſt einiger Zeilen, in allen Theilen der Erde. Wohin ſeine Briefe kommen, da entſteht Thätigkeit, Beſtreben ſeinen Willen zu thun.

Iſt dieß nicht eine Wirkſamkeit, die derjenigen gleicht,

welche man den höhern Weſen, die wir Engel nennen, zu-ſchreibt?

Freilich erreichen nur wenige Menſchen eine ſo hohe Stufe der Vollkommenheit. Es iſt im Himmel dieſſeits eben ſo, wie wir glauben, daß es im Himmel jenſeits ſein werde. Es gibt hier ſo wie dort Stufen. Je höher dieſe ſind, deſto kleiner iſt die Zahl derer, die ſie erreichen; die größere Zahl bekommt ihren Platz immer auf den mittle-ren und unteren Stufen angewieſen.

Aber auch auf der unterſten Stufe kann das, durch Erfüllung der Pflicht gewirkte Gute ſehr weit verbreitet werden. Auch der arme Taglöhner iſt im Himmel, wenn er ſeinen Pflichten treu iſt. Zwar verrichtet er, nach dem Willen eines andern, ſehr einfache Geſchäfte um einen ge-ringen Lohn; und es ſcheint ſeine Wirkſamkeit nicht viel größer, als die des Laſtthiers zu ſein, das mit ihm einem Herrn dient. Iſt er aber nur treu und redlich in ſeinem Berufe, ſucht er ſeinem Geſchäfte immer mehr Vollkom-menheit zu geben, ſo wird auch er bald ſeinen Wirkungs-kreis vergrößert ſehen. Das Beiſpiel des Fleißes, der Ge-duld, der Sparſamkeit, das er durch ſein Verhalten gibt, wird auf manchen ſeiner Mitarbeiter wirken, und ihn beſ-ſern, mancher Reiche wird ihn ſehen, wird hingehen, nach-denken und gute Entſchließungen faſſen; wird er Vater, ſo werden ſeine gute Eigenſchaften auf ſeine Kinder fort-erben, vielleicht wird eins davon der Stammvater eines großen Mannes, der auf der Erde mächtig wirkt. Den erſten Grund zu ſeiner Wirkſamkeit legte jener arme Tagelöhner, von dem er abſtammt, und deſſen Berufstreue vielleicht auch noch bei ſeinem Leben bemerkt wird und

Veranlaſſung gibt, daß man ihn zum Aufſeher über Andere ſetzt.

Es beobachte ſich nur jeder genau, und er wird gewiß finden, daß, wenn er es ſich ſtets angelegen ſein läßt, auf die hier beſchriebene Art ſich zu vervollkommnen, auch ſeine Wirkſamkeit und ſein Wirkungskreis ſich vergrößern werden.

Man wende mir nicht ein, daß im hohen Alter oft die Wirkſamkeit des Menſchen gehemmt werde, und daß er alſo doch alsdann den Himmel auf Erden nicht mehr finde. Dieß ſcheint nur ſo. Ein betagter Menſch, der ſeinen Pflichten treu war, hat gewiß im Laufe ſeines Lebens ſo viel Gutes gethan, daß die Wirkungen davon auch dann noch fortdauern, wann die Kräfte zum fernern Wirken ihm zu fehlen anfangen. Gerathen wir doch täglich in einen Zuſtand der Unthätigkeit; wenn das Tagewerk vollbracht iſt, dann ſchließen ſich unſere Augen, und wir ſcheinen einige Stunden für die Welt unnütz zu ſein. Bewieſen wir aber nur bei unſerm Tagewerk die nöthige Treue, ſo wirken wir ſelbſt in dieſem Zuſtande noch fort. Geſetzt auch, wir hätten nichts gethan, als ein Beet beſäet, ſo ſchwellen doch wenigſtens, während unſers Schlafes, die Samenkörner auf, die wir ausſtreuten, und nähern ſich ihrer Entwickelung.

Nach der Vorſtellung, die wir uns von dem künftigen Himmel machen, wird auch ein Theil unſerer Seligkeit aus der Zurückerinnerung an das Gute entſpringen, das wir auf der Erde thaten.

Ihre Werke folgen ihnen nach!

Da ruft, — o möchte Gott es geben! —
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:

Heil ſei dir, denn du haſt mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du.
O Gott! wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele ſein!

Freilich muß ſo etwas erfreuen. Das Bewußtſein, daß man die von Gott anvertraueten Geſchäfte auf der Erde redlich ausgerichtet habe, daß die guten Wirkungen davon noch fortdauern; der Anblick von Seligen, die uns ihr Heil verdanken, muß freilich unausſprechliche Seligkeit verſchaffen.

Man hüte ſich doch aber ja, daß man durch ſolche Erwartungen ſich nicht ſelbſt täuſche! Wenn einſt gute Werke uns nachfolgen ſollen, ſo müſſen wir nothwendig jetzt gute Werke thun. Wenn einſt wohlausgerichtete Geſchäfte uns Freude machen ſollen, ſo müſſen wir auch unſere jetzigen Geſchäfte wohl ausrichten. Wenn einſt Selige uns danken ſollen, daß wir ihre Seele gerettet haben, ſo müſſen wir es uns auch jetzt angelegen ſein laſſen, Seelen zu retten.

Wenn wir nun dieß alles thun, ſo können wir uns ja jetzt ſchon unſerer Werke freuen, und den Himmel auf Erden haben. Thun wir es aber nicht, was für Grund haben wir dann zu hoffen, daß wir dieſe Freude künftig genießen werden? Iſt dieſe Erwartung nicht eben ſo thöricht, als die Hoffnung eines Landmannes ſein würde, der ſeinen Acker nicht beſäet hätte, und doch eine reichliche Ernte erwarten wollte?

Willſt du alſo wirklich einſt die Freude haben, daß deine Werke dir nachfolgen ſollen, daß die Zurückerinnerung an dieſelben dir Seligkeit ſchaffen ſoll, ſo fange nur heute an und thue Gutes. Suche auch dem geringſten

deiner Geſchäfte die möglichſte Vollkommenheit zu geben, von jeder Stunde den beſten Gebrauch zu machen, und jede Gelegenheit zu benutzen, wo du etwas zum Beſten anderer Menſchen beitragen kannſt; und du wirſt gewiß erfahren, daß das Ende des Tages, den du ſo verlebteſt, für dich erheitert wird, und die Zurückerinnerung an gut vollendete Geſchäfte dir Freude macht.

Wende nicht ein, daß du zu ſchwach und unvermögend wäreſt, viel Gutes zu thun. Für wen iſt denn die künftige Seligkeit beſtimmt? für Fürſten? für Gelehrte? für Reiche? für ſolche Perſonen, die hier einen großen Wirkungskreis hatten? Nein, antworteſt du, für die Guten und Rechtſchaffenen. Sieh! eben ſo iſt's auch mit dem Himmel auf Erden. Jeder kann daran Theil haben, wenn er ſich nur bemüht, gut und rechtſchaffen in jeder Rückſicht, folglich auch in Anſehung des Betreibens ſeiner Geſchäfte, ſich zu beweiſen.

Es kommt bei der Seligkeit, die aus dem Anblicke unſerer vollbrachten Werke entſpringt, nicht ſowohl auf die Größe, als auf die Güte derſelben an. Freilich muß der Anblick eines vollendeten großen, für die Menſchheit ſehr wichtigen, Werkes auch große Freude verurſachen; allein dieſe wird wieder durch das Wahrnehmen der Unvollkommenheiten gemindert, die faſt immer an großen Werken bemerkbar bleiben. Ein Fürſt, wenn er auch der weiſeſte und thätigſte wäre, kann ſein Volk unmöglich ſo gut regieren, als ein weiſer Hausvater ſeine Familie. Wer mannigfaltige Geſchäfte auszurichten hat, wird ſie ſchwerlich ſo gut beſorgen können, als ein Anderer, dem ein mäßiges Geſchäft angewieſen iſt.

Daher lehrt die Erfahrung, daß man jene ruhige Hei-

terkeit, die man als ein Bild der himmliſchen Seligkeit anzuſehen pflegt, eben ſowohl in Hütten als in Paläſten, eben ſowohl bei denen findet, die einen ſehr kleinen, als bei ſolchen, die einen großen Wirkungskreis haben.

Ich denke mir jetzt einen Handwerksmann, dem blos mechaniſche Geſchäfte angewieſen ſind, der alſo ſehr vieles entbehren muß, was Andere genießen, und gegen ſie in einem niedrigen bürgerlichen Verhältniſſe ſteht: wird nicht auch er im Himmel ſein können, wenn er nach den Grundſätzen handelt, die hier vorgetragen wurden? Wenn er den Tag hindurch unverdroſſen arbeitet, und es ſich angelegen ſein läßt, gut zu arbeiten; wenn er ſeine Kinder gut erzieht, ihnen Geſchäfte anweist, die ihren Kräften angemeſſen ſind, und ſo ihre Kräfte übt und ausbildet; wenn er ſeinen ärmern Nachbarn eine Kleinigkeit zur Erquickung ſendet, einem armen Reiſenden etwa ſeine Kleidung ausbeſſert, oder ihm ſonſt einen Dienſt leiſtet; und ſich dann am Abend unter ſeine Familie ſetzt, und ſich mit ihr über das vollendete Tagewerk unterhält: kann dieſer nicht die reinſten Freuden genießen?

Jetzt geht die Sonne unter; der Abend bricht an, und ladet die Menſchen zur Ruhe ein. Alle, denen es ein Ernſt war, ihr Tagewerk gut auszurichten, überdenken es: der Fürſt die Verordnungen, die er gab; der Bauer ſeine Feldarbeit; der Arzt den Beiſtand, den er den Kranken leiſtete; der Schullehrer den Unterricht, den er ertheilte; die Mutter die erfüllten Mutterpflichten; der Schuhmacher die Schuhe, die er verfertigte; der Künſtler das Kunſtwerk, an dem er arbeitete. — Wer unter ihnen allen wird ſich ſeines Tagewerks wohl am mehreſten freuen?

gewiß in der Regel derjenige, der es am redlichſten verrichtete.

Ich ſage in der Regel: denn bisweilen treten freilich Umſtände ein, die ſelbſt dem Gelingen ſolcher Arbeiten hinderlich werden, die wir mit der möglichſten Treue und Anſtrengung verrichtet haben; oder Umſtände, die uns trübſinnig machen, und uns keine Freude übrig laſſen, als diejenige, die aus dem Bewußtſein entſpringt, daß wir unſere Pflicht redlich gethan haben.

Wenn gleich nun die Freude über das Gelingen unſerer Bemühungen nicht an jedem Tage von uns genoſſen werden kann, ſo wird ſie uns doch von Zeit zu Zeit zu Theil, wenn wir nur nicht ablaſſen, in unſern Geſchäften Treue zu beweiſen. Nach dem Verlaufe einiger Jahre, bisweilen auch ſchon einiger Monate, werden die angenehmen Wirkungen unſerer Berufstreue uns gewiß fühlbar. Da bricht der Gärtner die Früchte von den Bäumen, die er pflanzte; da erntet der fleißige Bauer von dem Felde, das er urbar machte; da tritt das Kind, das die treue Mutter mit vieler Mühe erzog, in einen Wirkungskreis, wo es Gutes ſtiften und ſich hinlänglichen Unterhalt verſchaffen kann; da feiert der graue Vater ſeinen Geburtstag im Kreiſe wohlgerathener Kinder und Enkel; da ſieht der Schulmeiſter ſeine ehemaligen Schüler und Schülerinnen die Lehren, die er ihnen einſt gab, wieder ihren Kindern mittheilen; da begegnet der Menſchenfreund dem, den er einſt rettete, und wird von ihm mit warmem Händedruck belohnt; da kömmt der Schriftſteller an einen Ort, wo die guten Wirkungen ſeiner Schriften ſichtbar ſind; da geht der thätige Kaufmann durch eine Straße, aus welcher ſeine Thätigkeit die ehemalige Armuth ver-

drängt hat, und empfängt freundliche Grüße von Alten und Jungen, die ihm ihre Wohlhabenheit verdanken; da bekommt der rechtſchaffene Offizier erfreuliche Beweiſe von der Veredelung, die von ihm auf ſeine Untergebenen übergegangen iſt; da durchreist der landesväterlich geſinnte Fürſt ſein Land, und trifft allenthalben Spuren von ſeiner weiſen und thätigen Regierung an.

Abſichtlich führe ich Beiſpiele aus vielerlei Ständen an, um in meinen Leſern den eben ſo wahren als herzerhebenden und beruhigenden Glauben zu begründen — daß alle Menſchen, in allen Ständen ein Recht zum Himmel haben, und zum Genuß der himmliſchen Seligkeit gewiß gelangen, wenn ſie nur, durch gewiſſenhafte Erfüllung ihrer Pflichten, ihr Recht geltend zu machen wiſſen.

Welche Freude, wenn man nun einmal ein wohlgelungenes Werk erblickt! Dann macht die Zurückerinnerung an die Mühe, die es koſtete, keinen Verdruß mehr, ſie erhöht die Freude; je mehr Anſtrengung es koſtete, je mannigfaltiger die Schwierigkeiten waren, die man dabei überwinden mußte, deſto ſüßer iſt die Zurückerinnerung. Dann verliert ſich das Andenken an mißlungene Bemühungen, wenn die gelungenen uns aufheitern. Der Gärtner denkt nicht mehr an die eingegangenen Bäume, wenn er von den wohlgerathenen Früchte bricht; der Menſchenfreund vergißt die Gedankenloſen, an denen er ſeine wohlthätigen Abſichten nicht erreichte, wenn er einen Dankbaren findet, der durch ihn auf den rechten Weg geleitet wurde.

Wenn es wahr iſt, daß wir einſt uns ſelig fühlen werden, wenn unſere Werke uns nachfolgen, daß wir uns freuen werden des Gelingens unſrer Geſchäfte, des Guten,

München

das wir thaten, ſo iſt es ja ganz gewiß, daß wir dieſe Seligkeit auch ſchon hier genießen können. Jetzt iſt uns ja alles noch in friſchem Andenken. Und wenn es möglich wäre, daß ein Menſch, der es ſich angelegen ſein ließ, ſeine Geſchäfte redlich auszurichten und ſeine Pflichten zu erfüllen, ſich ſeiner Werke hier auf Erden gar nicht freuen könnte: aus welchem Grunde dürfte er denn hoffen, daß er dieſe Freude jenſeit des Grabes genießen werde?

Zweites Buch.

Von dem Umgange mit Gott, und der daraus entſpringenden Seligkeit.

Als die Menſchheit noch im Stande der Kindheit ſich befand, genoſſen, nach der Verſicherung der Bibel, die Menſchen oft des Umgangs mit Gott. Adam hörete ſeine Stimme; Noah erhielt von ihm Verheißungen; dem Abraham erſchien er oft in ſeinem Haine; und Moſes ging mit ihm um, wie ein Mann mit ſeinem Freunde. Dieß geſchieht nun nicht mehr; wir können uns nicht rühmen, ſeine Stimme gehört, ſeine Befehle vernommen, eine Erſcheinung von ihm gehabt zu haben.

Wie geht denn dieſes zu? ſind denn etwa jene Nachrichten von dem Umgange der Menſchen mit Gott erdichtet? oder hat ſich Gott von uns zurückgezogen, und würdiget uns ſeines Umgangs nicht mehr? — Keins von beiden.

In jenen grauen Zeiten der Vorwelt waren die Einſichten der Menſchen noch ſehr eingeſchränkt; ſie wußten

nichts, als was ſie ſelbſt erfahren oder aus Erzählungen von ihren Voreltern und ihren Zeitgenoſſen erlernt hatten. Daher waren ſie mit den mehreſten Kräften der Natur ganz unbekannt. Wenn Blitze über ihnen die Luft durchſchnitten, der Donner ſie durch ſein Krachen erſchreckte, der Sturm Bäume umriß; wenn ein ſanftes Säuſeln der Luft ſich in den Wipfeln des ſchattigen Hains hören ließ, ein bedenklicher Traum im Schlafe ihre Seele beſchäftigte, ſo empfanden ſie dieß alles — ſie empfanden die Wirkungen, ſie kannten aber die Urſachen nicht. Da ſie aber überzeugt waren, daß keine Wirkung ohne Urſache erfolge, ſo ſchrieben ſie jede Naturbegebenheit, deren Entſtehung ſie ſich nicht erklären konnten, einem unmittelbaren Wirken der Gottheit zu. Und da ihnen das mehreſte in der Natur unerklärbar war, ſo ſahen und hörten und empfanden ſie allenthalben Gott.

Wir ſind in unſern Einſichten weiter vorgerückt. Seit Jahrtauſenden haben unſere Vorfahren die Natur betrachtet, ihren Kräften nachgeſpürt, Entdeckungen gemacht; vorzüglich tief iſt man in dem vorigen und dem gegenwärtigen Jahrhundert in ihre Geheimniſſe eingedrungen. Daher geſchieht jetzt in der Natur ſelten etwas, wovon der fleißige Beobachter derſelben nicht die nächſtliegende Urſache anzugeben wüßte. Wenn es donnert, hört er nicht mehr die Stimme Gottes; wenn die Lüfte in den Wipfeln der Bäume ſäuſeln, glaubt er nicht mehr das Wandeln Gottes zu vernehmen; wenn er einen bedenklichen Traum hat, ſo ſucht er den Grund davon in der Beſchaffenheit ſeines Blutes und ſeiner Eingeweide. Wir empfinden noch die nämlichen Wirkungen, wie die erſten Erdbewohner, aber wir ſchreiben ſie näher liegenden Urſachen zu.

Daher fällt der Umgang mit Gott, ſo wie ihn unſere Vorfahren genoſſen, in unſern Tagen weg, und mit ihm alle die Seligkeit, die z. B. Abraham empfand, wenn er, nach einer erhaltenen Verheißung, auf ſein Antlitz fiel und anbetete.

Bei vielen unſerer Zeitgenoſſen geht es ſo weit, daß ſie Gott ganz vergeſſen, und ſein Daſein zu bezweifeln anfangen. Der Donner iſt eine Wirkung der Elektricität, ſagen ſie, und vergeſſen dabei, daß die Elektricität auch ihre Urſachen haben, und daß unter allen denkbaren Urſachen doch eine die erſte ſein müſſe.

Ehe alſo vom Umgange mit Gott geredet wird, möchte es doch wohl nöthig ſein, von Gottes Daſein etwas zu ſagen.

Wenn Glaube an Gott, wenn Umgang mit ihm, dem Menſchen Seligkeit verſchafft, welches wohl Niemand läugnen wird, der ſich die ſeligen Gefühle denkt, die derjenige haben muß, der bei dem Weltſchöpfer zu ſein und mit ihm umzugehen glaubt; wenn dieſer Glaube alſo für den Menſchen Bedürfniß iſt, ſo muß auch der Beweis ſeines Daſeins ſehr faßlich ſein. Denn gehörte ein anhaltendes Nachdenken, viele Beleſenheit und Gelehrſamkeit dazu, um ſich zu überzeugen, daß es einen Gott, einen Schöpfer und Regierer des Weltalls gebe, ſo müßte bei weitem der größere Theil der Menſchen auf dieſe Seligkeit Verzicht thun. Da nun alle nothwendigen Bedürfniſſe der Menſchen, z. B. Luft, Waſſer, Brod, leicht zu haben ſind, ſo iſt zu erwarten, daß auch dieß Bedürfniß des Geiſtes, Ueberzeugung von Gottes Daſein, leicht müſſe können erlangt werden. Und ſo iſt es auch. Daß ein Gott ſei,

daran kann jeder, der wirklich Menſch iſt, d. h. der nur einigermaßen ſich zum Nachdenken gewöhnt hat, ſich ſehr leicht überzeugen.

Hier iſt ein ſolcher Beweis, den hoffentlich jeder, der dies Buch verſteht, faſſen kann.

Wenn wir über das nachdenken, was um uns geſchieht, und was wir ſelbſt thun, ſo fühlen wir uns ſchlechterdings gedrungen, einzugeſtehen, daß alles, alles durch unſichtbare Kräfte gewirkt werde. Wir ſprechen, ſchreiben, weben, bauen Häuſer, und ſehen, daß die Zunge, die Finger und die Hände es ſind, die dies alles wirken. Aber was ſetzt denn alle dieſe Gliedmaßen in Bewegung? Laßt uns zu einem Zergliederer gehen, und von ihm den innern Bau des menſchlichen Körpers erklären hören. Er wird uns eine Menge Muskeln zeigen, durch deren Ausdehnen und Zuſammenziehen die mannigfaltigen Bewegungen der menſchlichen Gliedmaßen begreiflich werden. Wenn ich ihn aber frage, wo iſt denn die Urſache, die dieſe Muskeln ſo ausdehnt und zuſammenzieht, daß ſie gerade das wirken, was ich will, daß z. B. durch ſie meine Finger ſo gelenkt werden, daß ſie jetzt das Wort Gott hinſchreiben: ſo muß er geſtehen, daß es ihm unmöglich ſei, dieſe Frage zu beantworten.

Verſchiedene Leſer dieſes Buchs pflanzten vor einigen Jahren Bäume. Nun ſind ſie herangewachſen, tragen Früchte, und die Pflanzer laben ſich an denſelben. Aber wodurch wurden ſie denn ſo groß? woher entſtanden denn die Früchte? — Aus den Säften der Erde, wird man antworten, die durch die Wurzeln eingeſogen wurden. Fragt man aber weiter: welche Kraft trieb denn dieſe Säfte von den Wurzeln bis zu den Zweigen? ſo mag man antworten,

was man will, man wird doch geſtehen müſſen, daß dieſe Kraft unſichtbar ſei.

Wer iſt ſo fühllos, daß er ſich nicht freuen ſollte, wenn er am Horizonte den Mond aufſteigen ſieht! aber woher kommt es denn, daß er aufſteigt? Der Aſtronom wird uns dies aus der Bewegung unſerer Erde um ihre Axe erklären. Wenn ich aber weiter frage, was iſt denn die Urſache von dieſer Bewegung? ſo berührt er in ſeiner Antwort lauter Dinge, die nie ein menſchliches Auge ſah.

So iſt es mit allen Erſcheinungen, die wir wahrnehmen. Wir glauben die Urſachen davon zu kennen. Denken wir aber darüber nach, ſo müſſen wir geſtehen, daß ſie alle nur Werkzeug oder Wirkung ſind.

Wenn du z. B., mein Leſer! gefragt wirſt: wodurch die Waſſermühle in Bewegung geſetzt wird, ſo wirſt du antworten: durch das Waſſer. Frage ich aber weiter: durch welche Kraft wird denn das Waſſer fortwährend nach der Waſſermühle getrieben? was iſt denn die Urſache, daß es nicht bisweilen ſtehen bleibt? ſo wirſt du mir wieder eine unſichtbare Kraft nennen müſſen.

Alles was wirkt, iſt alſo unſichtbar. Das Sichtbare iſt blos Wirkung oder Inſtrument. Dieſe unläugbare Wahrheit faſſe man, präge ſie ſich tief ein, gewöhne ſich zu ſehen nicht auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare, beurtheile in dieſer Geiſtesverfaſſung die Welt, und was darin vorgeht, und man wird bemerken, daß man von derſelben ſogleich eine ganz andere Anſicht bekommt.

Wer in der Meinung ſteht, daß das Sichtbare durch ſeine eigene Kraft das wirke, was es zu wirken ſcheint, gleicht einem Kinde, das einem Marionettenſpiele zuſieht,

und in dem Wahne ſteht, die Bewegung der Puppen, und die Stimmen, die es hört, würden durch die Puppen ſelbſt hervorgebracht. Er wird aber die Welt, ſobald er weiß, daß ſie durch unſichtbare Kräfte regiert werde, eben ſowohl mit andern Augen anſehen, als ein Kind die Puppen, wenn es auf die Perſonen aufmerkſam gemacht wird, die hinter dem Vorhange verborgen ſind.

Hat man ſich einmal daran gewöhnt, an unſichtbare Kräfte zu glauben: ſo erzeugt ſich der Glaube an eine unſichtbare Kraft, unter deren Leitung alle übrigen Kräfte ſtehen, von ſelbſt.

Allenthalben herrſcht Harmonie; und es iſt nicht zu läugnen, daß alles nach gewiſſen Geſetzen erfolgt. Wie wäre es ſonſt möglich, daß man die Minute angeben könnte, in welcher eine Sonnen= oder Mondfinſterniß entſtehen, oder ein Stern in unſerm Geſichtskreiſe erſcheinen wird? wie möglich, daß die Erde ſo viele Jahrtauſende hätte beſtehen und ſich, mit dem Fortgange der Zeit, immer mehr verſchönern können.

Daß die Bewegung einer Uhr, einer Mühle, daß das gemeinſchaftliche Wirken einer Geſellſchaft von Bauleuten zu einerlei Zweck, die Bewegung einer Armee, unter Aufſicht und Leitung einer Kraft geſchehen, glauben wir alle; warum ſollte es denn nicht eben ſo einleuchtend ſein, daß die Kräfte, die in dem Weltall ſo harmoniſch, ſo wohlthätig wirken, unter der Aufſicht und Leitung eines höhern Weſens ſtehen?

Ich ſollte meinen, wer bei dem Anblicke einer Windmühle, in welcher alle Theile nach einem beſtimmten Zwecke wirken, an das Daſein eines Windmüllers zu glauben ſich gedrungen fühlte, der könne auch bei dem Anblicke der

Welt, die doch wohl größer und zuſammengeſetzter als eine Windmühle iſt, das Daſein eines Weltregierers oder Gottes nicht läugnen; und es iſt faſt unerklärbar, wie man bei jeder wirkſamen Windmühle das Daſein eines Windmüllers glauben, und bei dem Anblick der Regelmäßigkeit, die doch wenigſtens in der Bewegung der Himmelskörper ganz unläugbar nachzuweiſen iſt, das Daſein Gottes bezweifeln kann.

Freilich iſt's wahr, daß auf der Erde eine Menge ſcheinbare Unordnungen bemerkbar ſind; daß eine Kraft zerſtört, was die andere hervorbrachte, der Hagel z. B. die Saat zerſchmettert, welche durch mannigfaltige Kräfte hergeſtellt wurde, die Pocken die Augen zu Grunde richten, welche durch die Erzeugung entſtanden. Allein da doch jeder geſtehen muß, daß ſein Blick viel zu kurz ſei, als daß er das Ganze überſehen könnte, ſo iſt es gewiß vernünftiger, ſich über dieſe ſcheinbaren Unregelmäßigkeiten zu beruhigen, als deßwegen das Daſein eines allgemeinen Regierers abzuläugnen. Glaubt doch auch derjenige an das Daſein eines Windmüllers, der es nicht begreifen kann, warum die Flügel der Windmühle Lücken haben.

Sobald man nun von dem Daſein einer höchſten Kraft überzeugt iſt, unter deren Leitung alle Kräfte wirken, deren Werkzeuge ſie ſind, ſo wie die Muskeln die Werkzeuge des unſichtbaren Weſens, das die Bewegungen unſers Körpers anordnet, ſo wird man auch die mehreſten Eigenſchaften ihm beilegen müſſen, die ihm zeither beigelegt wurden.

Eine Kraft, deren Werkzeuge alle übrigen Kräfte ſind, kann alles, was ſie will, iſt allmächtig. Denn was könnte denn einer Kraft unmöglich ſein, welcher alle vorhandenen

Kräfte zu Gebote ſtehen, welcher alſo ſchlechterdings keine Kraft widerſteht?

Gütig muß ſie ſein: weil alles, was ſie hervorbringt, ſo eingerichtet iſt, daß es in ſeiner Art glücklich ſein kann.

Man betrachte doch nur den innern Bau des Menſchen, und man wird die Güte Gottes eingeſtehen müſſen. Es iſt da alles Werkzeug: theils zum Genuſſe, theils zum Wirken. Man müßte ein eigenes Buch von anſehnlicher Stärke ſchreiben, wenn man dies hinlänglich auseinander ſetzen wollte.

Die Zunge des Menſchen z. B., welchen Werth hat ſie für ihn! Wenn man ihm ein Königreich bieten wollte, im Fall er ſie ſich auslöſen ließe, welcher vernünftige Menſch würde ſich dazu verſtehen? Durch ſie empfinden wir täglich die Annehmlichkeit der Speiſen und Getränke; durch ſie wirken wir; theilen wir unſere Gedanken mit, belehren, tröſten, warnen wir, vertheidigen wir uns. An der Spitze eines kleinen Heeres, gegen einen mächtigen Feind, ſteht ein tapferer General. Denkt, ruft er dem kleinen Haufen zu, an Gott und Vaterland, an eure Weiber und Kinder! ſein Wort wirkt auf alle, wie ein electriſcher Schlag. Muth und Unerſchrockenheit erfüllen ihre Seelen; ſie ſprechen dem Tode Hohn, der ihnen aus hundert Feuerſchlünden droht; ſie rücken an, kämpfen und ſiegen.

Und von wem haben wir denn die Zunge, durch welche wir ſo ungemein viel genießen, und ſo erſtaunliche Dinge wirken können? Nur ein Thor kann ſagen, er habe ſie ſich ſelbſt gegeben. Auch können wir ſie nicht als eine Wirkung der Thätigkeit unſerer Eltern anſehn. Dieſe befriedigten

bei unſerer Erzeugung ihren ſinnlichen Trieb, ohne an uns oder an unſere Zunge zu denken. Iſt denn etwa auf der ganzen Erde ein Vater oder eine Mutter zu finden, welche angeben könnten, wie eine menſchliche Zunge gebildet werden müſſe. Es iſt eine unſichtbare Kraft, es iſt die höchſte unſichtbare Kraft, unter deren Leitung alle übrigen Kräfte ſtehen, welcher wir unſere Zunge, ſo wie alle unſere Gliedmaßen, zu verdanken haben. Und dieſe Kraft, die mir ein Glied gab, durch welches ich ſo viel genießen und wirken kann, ſollte nicht gütig ſein?

Was von der Zunge gilt, gilt, mit einiger Abänderung, von allen Theilen des Körpers der Menſchen, der Würmer, Fiſche, Amphibien, Pflanzen, kurz von allen Theilen organiſirter Körper ohne Ausnahme. Nirgends findet ſich ein Theil, der zum Leiden gebildet wäre. Und die Kraft, welche dies alles wirkte, ſollte nicht allgütig ſein?

Freilich iſt es nicht zu läugnen, daß wir auch durch unſere Gliedmaßen leiden, und daß jedes unſerer Glieder verletzbar iſt. Wenn wir aber deßwegen die Güte der höchſten Kraft, oder, um mich verſtändlicher auszudrücken, die Güte Gottes bezweifeln wollten, ſo müßten wir auch in die Rechtſchaffenheit des Baumeiſters Mißtrauen ſetzen, der, um Licht in's Haus zu bringen, und den Bewohnern eine ſchöne Ausſicht in die freie Natur zu verſchaffen, daſſelbe mit Fenſtern verſah: wir müßten, ſage ich, Mißtrauen in ſeine Rechtſchaffenheit ſetzen, wenn etwa durch eines derſelben ein Kind herabſtürzte, oder die Scheiben durch irgend einen Zufall zerſchlagen wurden.

Auch iſt es wahr, daß bisweilen einmal ein Menſch oder ein Thier auf der Erde ankommt, deſſen Gliedmaßen unvollkommen und gebrechlich ſind. Allein daraus folgt

weiter nichts, als daß ein ſolches Geſchöpf eines geringern Grades von Glückſeligkeit fähig ſei, als ein anderes, das vollkommener gebildet wurde. Dies kann gegen Gottes Güte keine Zweifel erregen. Zur Vollkommenheit des Ganzen gehört eine große Mannigfaltigkeit der Theile. Wie viel würde die Erde von ihrer Schönheit verlieren, wenn ſie von keinen andern belebten Weſen, als von Menſchen, bewohnt würde; und wie viel die menſchliche Geſellſchaft, wenn ſie aus lauter Perſonen von großen Talenten beſtände! Wer von ſeinem Schöpfer weniger Vollkommenheit als ſein Mitgeſchöpf erhielt, der hat entweder ein Verlangen nach höherer Vollkommenheit, oder nicht. Im letztern Falle vermißt er auch nichts. Es gibt Thiere von menſchenähnlicher äußerer Bildung, die ſich eben ſo wohl befinden, als jedes andere Thier. Hegt aber Jemand den Wunſch nach höherer Vollkommenheit, ſo wird er auch gewiß Mittel finden, derſelben näher zu kommen. Die Gebrechlichen ſind oft die Klügſten; die Tauben die Scharfſichtigſten; die Blinden haben das feinſte Gefühl, und Perſonen, denen die Hände verſagt wurden, beſitzen in den Füßen die Geſchicklichkeit, die ſonſt den Händen eigen zu ſein pflegt.

Daß Gott weiſe ſei, oder zur Erreichung großer Zwecke ſich immer der ſchicklichſten Mittel bediene, davon zeugen ſeine Werke. Dies könnte mit vielen Beiſpielen bewieſen werden, wenn dieſes Buchs Zweck wäre, die Weisheit Gottes darzuthun. Da aber derſelben hier nur beiläufig Erwähnung geſchieht, ſo berufe ich mich zum Beweiſe blos auf den Bau des menſchlichen Auges. Nicht als wenn dies vorzüglich von Gottes Weisheit zeugte; — denn in eben dem Grade zeugen von ihr auch die Floßfedern der Fiſche, die Tatzen des Maulwurfs, die Fühlhörner

der Inſekten, die Halme des Getreides und die Blätter der Bäume; — ſondern weil doch aus unzähligen Beiſpielen eines gewählt werden muß.

Alle Körper, die meinen Augen gegenüber ſtehen, bilden ſich in demſelben ab; Thürme und Menſchen und Vögel bilden ſich ab auf einer kleinen Fläche, und erſcheinen alſo nothwendig auch auf derſelben äußerſt klein. Gleichwohl ſehe ich jeden Gegenſtand in ſeiner natürlichen Größe. In beiden Augen bildet er ſich ab, aber ich ſehe ihn gleichwohl nur ein Mal. Das Bild davon befindet ſich im Auge, und ich empfinde es durch Vermittelung eines Nerven, der vom Innern des Auges ausgeht, und ſich im Gehirne endiget. — Welch' großer Zweck, für den das Auge beſtimmt iſt! Durch daſſelbe werden wir in die engſte Verbindung mit der Körperwelt geſetzt, und von den unzählig mannigfaltigen Kenntniſſen, die ſich der Menſch erwirbt, ſtrömt ihm bei weitem der größere Theil durch das Auge zu. Und was iſt das Auge? ein Körper, der aus verſchiedenen Häuten, Gefäßen und Feuchtigkeiten beſteht, die alle äußerſt verletzbar ſind, und von denen doch keins darf verletzt werden, wenn nicht das ganze Auge unbrauchbar werden ſoll. Und gleichwohl wie ſelten wird das Auge verletzt! Wie klein iſt die Zahl der Menſchen, die den Gebrauch deſſelben entbehren müſſen! Dies Glied, welches eines der unentbehrlichſten iſt, muß alſo von dem Schöpfer des menſchlichen Körpers ganz vorzüglich gegen Verletzungen geſichert worden ſein. Und wodurch? nicht durch einen großen Aufwand von Mitteln; nein, durch die allereinfachſten Mittel. Zum Schutz und Schirm gegen äußerliche Verletzungen dienen eine kleine Erhöhung des Knochens, der die Augenhöhle bildet, ein Paar Häutchen und einige Haare.

Welch einfache Mittel! und wie groß iſt der Zweck, der dadurch erreicht wird! Die Mittel, durch welche Verletzungen von innen her verhütet werden, ſind ſo verborgen, daß ſie vielleicht der aufmerkſamſte Zergliederer noch nicht entdeckt hat.

Von Gottes Allgegenwart kann man ſich eben ſo leicht überzeugen, als von ſeiner Güte und ſeiner Weisheit. Führe ich gen Himmel, ſagt der Verfaſſer der Pſalmen, ſo biſt du da; und ſtieg ich bis in die Abgründe der Erde, ſiehe ſo biſt du auch da! Blicke ich gen Himmel: ſo entdecke ich Wirkſamkeit, die durch Weisheit geleitet wird; Körper, die nach gewiſſen Geſetzen ſich bewegen; Sonnen, die den dunkeln Körpern ihr Licht mittheilen; dunkle Körper, die es von ihrer Sonne empfangen, und es wieder auf andere Planeten werfen, wenn dieſe von der Sonne nicht unmittelbar können beſchienen werden. Und ſteige ich in die größte Tiefe hinab, ſo vermiſſe ich auch da dieſe weiſe Wirkſamkeit nicht. Ich entdecke Werkſtätten, wo die Quellen bereitet werden, die die Erdbewohner mit Waſſer verſehen; wo Steine und Metalle, Schiefer und Thon ſich erzeugen.

Ob aber Gott an allen Orten ſelbſt, oder nur durch die Wirkungen zugegen ſei, die er durch unſichtbare Kräfte hervorbringt? dies iſt eine Frage, über die wahrſcheinlich kein Sterblicher mit Gewißheit entſcheiden kann. Gott wirkt auf uns! dieß zu wiſſeu iſt zu unſerer Beruhigung hinlänglich; wenn wir auch die Art und Weiſe, wie es geſchieht, uns nicht erklären können. — Weit wichtiger für unſere Beruhigung iſt die Ueberzeugung, daß Gott jeden von uns kenne, und bei ſeiner Regierung des Ganzen auch auf das Beſte eines jeden von uns Rückſicht nehme.

Dies iſt es, was viele bezweifeln. Der Anblick der regelmäßigen Bewegung der Himmelskörper dringt ihnen den Glauben an das Daſein eines allweiſen und allmächtigen Schöpfers und Regierers der Welt auf. Sie meinen aber, er wache nur über das Ganze; um das Schickſal der kleinern Theile deſſelben ſei er unbekümmert. Dieſer Glaube kann uns keine wahre Beruhigung gewähren; er ſichert mich zwar gegen die Beſorgniß, daß die Erde aus ihrer Laufbahn ſich verrücken, oder der Mond auf ſie herabſtürzen werde; aber er gibt mir keinen Troſt bei dem Verluſte meiner Freunde, bei den Kränkungen meiner Feinde, bei dem Druck, unter dem ich ſeufze. Ich kann zertreten werden, in meinem Blute mich winden, und der Regierer des Himmels und der Erde bemerkt es nicht.

Wer ſo glaubt, glaubt aber auch ganz vernunftwidrig. Bin ich einmal überzeugt, daß ein Gott da ſei, der die Welt regiert, ſo werde ich durch eine wohl zuſammenhängende Reihe von Schlüſſen auf den Glauben geleitet: er kennt auch mich und ſorgt für mich.

Denn wozu ſind denn die zahlloſen Weltkörper alle hervorgebracht? wozu nützt ihre regelmäßige Bewegung, die ſchon ſo viele Jahrtauſende gedauert hat, ohne jemals unterbrochen zu werden? Wollen wir aufrichtig ſein, ſo müſſen wir geſtehen, wir wiſſen es nicht. Denn welcher Erdenbürger weiß wohl die Abſicht von dem Daſein des Jupiters und von dem Umlaufe ſeiner Monde anzugeben? Fragt man aber: wozu iſt die Erde da, wozu dient ihre Bewegung um die Sonne und um ihre eigene Axe? ſo iſt die Antwort nicht ſchwer. Durch die Bewegung der Erde werden Tag und Nacht, Sommer und Winter, Herbſt und Frühling hervorgebracht; und dieſe dienen wieder zur Her-

vorbringung von zahlloſen Gewächſen und Thieren. Das Weſen, welches ſie alle betrachtet, unterſucht, benutzt, iſt der Menſch. Alles was die Erde hervorbringt, bleibt auf der Stufe ſtehen, die ihm anfänglich angewieſen wurde. Nur der Menſch rückt immer weiter, wächst an Kenntniſſen, an Einſichten, an Kraft; und wenn auch manche Gewächſe und Thiere jetzt vollkommner ſind, als ſie es anfänglich waren, ſo ſind ſie es durch die Bemühungen und durch den Fleiß der Menſchen geworden. So lange alſo kein vollkommener Bewohner der Erde, als der Menſch, entdeckt werden kann, muß die Begründung ſeines Wohls als der vorzüglichſte Zweck von dem Daſein und der Bewegung der Erde angeſehn werden. Und Gott ſollte den Menſchen nicht kennen? nicht für ihn ſorgen? Dieß kommt mir vor, als wenn man eine Flotte ausrüſten, ſie auf der See herumſchwimmen laſſen, aber um das Schiffsvolk ſich nicht bekümmern wollte.

Und wenn wir des Menſchen irdiſches Werkzeug ſelbſt betrachten: ſeinen Knochenbau, an welchem kein einziger Theil zwecklos iſt; die unaufhörlichen Arbeiten ſeiner Eingeweide, durch welche jedem Muskel, jedem Knochen, jedem Haare ſeine eigene Nahrung bereitet und zugeführt wird; das Gewebe ſeiner Nerven, wodurch der Bewohner dieſes bewunderungswürdigen Körpers in den Stand geſetzt wird, alles zu erfahren, was um ihn vorgeht, und die Gliedmaßen nach ſeinem Willen zu lenken; wenn wir bedenken, daß die Arbeiten der Eingeweide raſtlos fortgehen, ohne daß wir uns darum bekümmern; daß wir durch unſern Körper wirken, ohne zu verſtehn, wie es damit zugehe, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß eine höhere Kraft

uns hervorgebracht habe, und daß dieſe mannigfaltigen Arbeiten unter ihrer Leitung ſtehen.

Sobald wir aber überzeugt ſind, daß der Menſch ein Gegenſtand der Fürſorge Gottes ſey, ſo müſſen wir auch zugeben, daß alles übrige unter ſeiner Aufſicht ſtehe, oder, wie die Schrift es ausdrückt, daß kein Sperling auf die Erde falle, ohne ſeinen Willen. Denn unſere Geſundheit oder Krankheit, Leben oder Tod, Freude oder Traurigkeit, Fleiß oder Trägheit werden großentheils durch die Dinge beſtimmt, die außer uns vorhanden ſind. Eine Meſſerſpitze voll Arſenik, die durch irgend einen Zufall in meine Speiſe kommt, macht mit einem Male meiner bisherigen Wirkſamkeit ein Ende, und zerrüttet meinen Körper gänzlich. Wie kann ich alſo glauben, daß Gott mich kenne, und meine Schickſale lenke, wenn ich nicht auch zugleich glaube, daß der Arſenik unter ſeiner Aufſicht ſteht?

Die vorzüglichſte Urſache, warum es von vielen bezweifelt wird, daß Gottes Regierung ſich über Alles erſtrecke, was vorhanden iſt, liegt wohl darin, daß ſie nicht begreifen können, wie es möglich ſei, daß der Regierer der Welt um alles, auch um die geringſten Kleinigkeiten ſich bekümmern könne.

Wenn aber die Unbegreiflichkeit einer Sache ſie unglaubwürdig machen ſollte: was bliebe uns denn noch zu glauben übrig? es iſt ja faſt alles für uns unbegreiflich, und ſelbſt dasjenige, was wir recht gut glauben begreifen zu können. Man ſehe z. B. einem Muſikdirektor zu, der mit Fertigkeit auf dem Flügel ſpielt; deſſen Finger mit der größten Geſchwindigkeit und nach gewiſſen Geſetzen, durch den Anblick gewiſſer Zeichen, die vor ihm liegen, in Bewegung geſetzt werden; der zugleich den Gang eines Con=

certs leitet, und jeden falſchen Griff auf der Violine bemerkt; und ſage, ob man wohl begreifen könne, wie es möglich ſei, daß ein Mann mit einer ſolchen Geſchwindigkeit ſehen, ſich entſchließen, handeln, auf Andere wirken, und zugleich jeden Mißklang, der durch andere hervorgebracht wird, bemerken könne! Hätten wir ſo etwas noch nie geſehen, ſo würden wir ſagen, es ſei nicht möglich. Da wir es aber geſehen haben, ſo glauben wir es. — Aber was haben wir denn geſehen? nichts, als Inſtrumente. Denn der Körper, deſſen geſchwinder Finger uns in Erſtaunen ſetzen, iſt ſo gut ein Inſtrument, als der Flügel, den er ſpielt. Die Kraft, die die Finger in Bewegung ſetzt, bleibt unſern Augen verborgen.

Iſt es denn mit Gottes Regierung nicht eben ſo? Wir bemerken, wenn die Sonne auf- und untergeht, den Umlauf der Erde ſo gut, als wir die ſchnelle Bewegung des Wagens bemerken, wenn Bäume und Thürme an demſelben vorbei zu laufen ſcheinen; wir ſehen die mannigfaltigen Dinge, die durch Gottes Wirkſamkeit hervorgebracht werden; den Menſchen ſehen wir, der ſo weislich gebildet iſt, und wollen doch nicht glauben, daß eine unſichtbare Kraft dies alles regiere.

Wenn gleich wir aber von der göttlichen Regierung uns keine recht deutliche Vorſtellung zu machen vermögen, ſo können wir uns doch die Möglichkeit derſelben denken, wenn wir auf das ſehen, was die Menſchen thun, und uns nun vorſtellen, daß Gott auf eine ähnliche Art handele.

Es gibt Uhrmacher, dies wiſſen wir. Wenn dieſe ihre Kunſt gehörig verſtehen, ſo können ſie durch die Zuſammenſetzung von verſchiedenen Rädern, und durch das Anbringen und Anſpannen einer Feder es bewirken, daß in jeder

Sekunde jeder Zahn eines in der Uhr angebrachten Rades auf dem Punkte ſein muß, den ſie ihm beſtimmt haben. Sie wiſſen auch wenigſtens 24 Stunden vorher zu beſtimmen, welchen Platz in jeder Sekunde der Zeiger einnehmen wird. So wie nun der Uhrmacher, durch die anfängliche Zuſammenſetzung der Uhr und durch das Aufziehen der Feder, es möglich machen kann, daß in der Uhr eine Zeit lang alles nach ſeinem Willen geht, ſo könnte auch wohl der Schöpfer der Welt derſelben gleich anfänglich eine ſolche Einrichtung gegeben haben, daß darin alles nach ſeinem Willen erfolgen muß.

Man wird freilich einwenden: welche Vergleichung zwiſchen einer Uhr und dem Weltall! Ich kann aber eben ſowohl ſagen, welcher Unterſchied zwiſchen einem Uhrmacher und dem Weltenſchöpfer! Warum kann denn der Uhrmacher alle Bewegungen der Uhr nach ſeinem Willen lenken? — weil er ſie gemacht hat. Sollte denn nun die Kraft, die eine Welt hervorbringen konnte, nicht auch in derſelben alles nach ihrem Willen lenken können?

Es gibt ferner Fürſten, und hat dergleichen gegeben, die in ihren Ländern eine ſo weiſe Einrichtung getroffen haben, daß ſie von den geringfügigſten Begebenheiten, die in denſelben vorfallen, Nachricht bekommen, und bis in die entfernteſten Winkel hin wirken können. Gute Geſetze und das Anſtellen ſolcher Perſonen, die einander ſtreng ſubordinirt ſind, und auf die Befolgung der Geſetze halten, machen dies möglich.

Du kämſt z. B., mein Freund, auf einer Reiſe in ein fremdes Land, geriethest in einen Strom, ſuchteſt dich zu retten, verlörſt am Ende aber dein Bewußtſein, deine Kräfte, und ſänkſt nun, als todt, zu Boden. Nach einiger

Zeit erwachteſt du aber wieder, und ſäheſt dich von Menſchen umgeben, die dich aus dem Waſſer herausgezogen, dich in's Leben zurückgerufen hätten, und nun damit beſchäftigt wären, dich zu erquicken. Wollteſt du dich nun erkundigen, wem du deine Erhaltung zu verdanken hätteſt, ſo würdeſt du finden, daß du am Ende den Dank für deine Erhaltung dem Fürſten des Landes ſchuldig wäreſt, der die Veranſtaltung traf, daß jedem, der im Waſſer verunglückt, ſchleunige Hülfe geleiſtet werden muß, und Perſonen verordnet hat, die ſeinen Willen in Ausübung bringen. Nie ſahſt du ihn, den gütigen Landesvater, wirſt ihn auch vielleicht nie ſehen, fühlſt es aber doch, daß er dein Erretter iſt.

Ich gebe es gern zu, daß ſelbſt in dem Lande des weiſeſten und beſten Fürſten viele Unordnungen und Ungerechtigkeiten vorfallen; allein er iſt auch nicht der Schöpfer ſeines Landes, und ſeine Kräfte und Einſichten ſind alſo nicht hinreichend, alles auf das Beſte einzurichten.

Laßt uns die Anwendung hiervon auf den Weltregierer machen. Könnte er nicht auch die Veranſtaltung getroffen haben, daß eine Reihe unſichtbarer Weſen für die Vollziehung ſeines Willens Sorge tragen müßte, ſo, daß er durch ſie in alle Theile ſeines Reiches hin wirken könnte? So viel iſt gewiß, daß das vollkommenſte Werk Gottes, das wir kennen, ich meine der Menſch, bei weitem noch nicht die Einſichten, die Weisheit, Güte und Stärke habe, die er ſich wünſcht, und die er glaubt beſitzen zu können. Es iſt alſo wohl gewiß, daß die Weisheit Gottes ſich an dem Menſchen nicht erſchöpft habe; daß es vielmehr noch weit vollkommnere Weſen geben müſſe, die uns unbekannt ſind.

Endlich ſind wir uns ſelbſt, in unſern gewöhnlichſten Handlungen, ein Beiſpiel, das die Möglichkeit der Welt-

regierung begreiflich machen kann. Sobald wir wollen, erhebt ſich unſer Körper, ſchreitet fort, ergreift ein Inſtrument, bearbeitet die Erde und beſtreuet ſie mit Samen. Wäre es denn nicht auch möglich, daß Gott, deſſen Bild wir, nach der Verſicherung der Bibel, ſein ſollen, mit den unſichtbaren Kräften, die durch das Weltall wirken, in ſolcher Verbindung ſtehe, wie wir mit unſerm Körper, ſo, daß er durch ſeinen bloßen Willen alles in derſelben möglich machen könnte?

Wir können uns alſo auf dreierlei Art die Möglichkeit der Weltregierung denken: entweder uns vorſtellen, daß Gott gleich anfänglich der Welt eine ſolche Einrichtung gegeben habe, daß in jeder Minute darin erfolgen müſſe, was er beſchloſſen hat; oder: daß er durch eine Reihe verſtändiger Weſen, die einander ſtreng ſubordinirt ſind, auf ſie wirke! oder: daß er mit den unſichtbaren Kräften, von welchen ohne Zweifel alle Wirkungen abhängen, auf ähnliche Weiſe verbunden ſei, wie wir mit unſerm Körper.

Die Wahrheit von keiner dieſer Vorſtellungsarten kann ſtreng erwieſen werden! jede macht doch aber die Möglichkeit der Weltregierung begreiflich; vielleicht die letztere am beſten. Man wähle welche man will: immer wird man doch zugeſtehen müſſen, daß Gott die Welt regiere, und daß Alles, Alles ohne Ausnahme, in derſelben nach ſeinem Willen erfolge.

Dies ſei genug von Gottes Daſein! Wer redlich die Wahrheit ſucht, wird in dem, was darüber geſagt wurde, in ſeinem Glauben an daſſelbe beſtärkt worden ſein; wer es aber läugnet, blos deßwegen, weil er ſich damit das Anſehen eines ſtarken Geiſtes geben will, oder weil der Glaube an Gott ihn in der Befriedigung ſeiner Lüſte ſtört: der

wird auch ſchwerlich durch irgend einen Beweis vom Gegentheile überzeugt werden können. Ich für mein Theil glaube, daß das Daſein Gottes gar keines Beweiſes bedarf. So lange man ohne Beweis glaubt, daß ein Schiff, welches nach beſtimmter, vom Winde unabhängigen Richtung, mit Vermeidung der Sandbänke und der Untiefen nach dem Hafen ſegelt, in welchem es gegen Stürme geſichert iſt, einen Steuermann habe; und daß eine Mühle, deren Räder immer in Thätigkeit ſind, und aus welcher immer ein Maß Mehl nach dem andern getragen wird, von einem Müller bewohnt werde, ſo lange ſcheint es mir Thorheit zu ſein, wenn man das unermeßliche Weltgebäude, das unläugbar nach gewiſſen Geſetzen eingerichtet iſt und geleitet wird, betrachten, und doch das Daſein eines Regierers deſſelben läugnen will *).

Ich komme nun auf den Umgang mit Gott, als eine der Hauptquellen unſerer Seligkeit. Iſt dieſer möglich, ſo iſt er ohne Zweifel für uns das wünſchenswertheſte Gut. Man hat ihn zu allen Zeiten geſucht, und viele Menſchen

---

*) Den überzeugendſten, über alle Zweifel weit erhabenen Beweis für das Daſein eines gütigen und weiſen Weltregierers bekommt jeder für ſich, der auf ſeine Schickſale merken und darüber nachdenken will. Wenn er die Kette derſelben überſieht, ſo wird er Folgendes bemerken: Vereitelung ſolcher Vorſätze, die ihm verderblich würden geweſen ſein; Zurückhaltung von unſittlichen Handlungen, die er im Begriff war zu vollbringen; unerwartete Rettung bei eintretenden Gefahren, und wohlthätige Wirkungen von Widerwärtigkeiten, von denen er glaubte, daß ſie ihn zu Grunde richten würden; welches alles beweiſt, daß unſere Schickſale unter einer höhern Leitung ſtehen. — Für Andere wirkt dieſer Beweis freilich wenig; aber zur eignen Ueberzeugung iſt er gewiß der kräftigſte.

haben ſich deſſelben gerühmt. Ob ihr Vorgeben immer gegründet geweſen ſei? ob man nicht bisweilen ſich getäuſcht oder des Umgangs mit Gott ſich gerühmt habe, um dadurch gewiſſe Abſichten zu erreichen? will ich nicht unterſuchen.

Genug, ein Umgang mit Gott iſt möglich; jeder, der ihn redlich ſucht, kann ihn genießen.

Denn was wird denn zum Umgange mit einer Perſon erfordert? nichts, als daß ſie bei uns ſei, daß wir ſie handeln ſehen, daß ſie mit uns ſpreche und wir mit ihr ſprechen können. Das Anſchauen dieſer Perſon iſt nicht einmal zum Umgange nöthig. Der Blinde ſieht ja auch ſeinen Bruder nicht, der vor ihm ſitzt; wollen wir ihm denn deßwegen die Fähigkeit des Umgangs mit ihm abſprechen?

Gott iſt bei uns, jeder Pulsſchlag bezeugt es. Jeder Pulsſchlag iſt eine Wirkung, die nicht von meinem Willen, die von einer unſichtbaren Kraft abhängt; und, da ſie die Erhaltung meines Lebens zur Abſicht hat, und für mich ſehr wohlthätig iſt, wie kann ich da anders, als glauben, daß ſie unter der Leitung der weiſen und gütigen Kraft ſtehe, welcher alle übrigen Kräfte unterworfen ſind? Und dieſe Kraft, die auf mich wirkt, ſollte nicht bei mir ſein? Geſetzt, ſie wäre auch nicht unmittelbar bei mir, ſo iſt ſie es doch vermittelſt der Kräfte, die auf mich wirken.

Hat man ſich einmal gewöhnt, nicht zu ſehen auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare; alles Sichtbare für Erſcheinungen zu halten, die durch unſichtbare Kräfte gewirkt werden; und iſt überzeugt, daß dieſe Kräfte nicht durch ein blindes Ungefähr getrieben werden, ſondern unter der Leitung einer höchſten, weiſen, gütigen Kraft ſtehen, ſo muß man ja alles, was in der Welt geſchieht, als eine Wirkung dieſer höchſten Kraft anſehen.

Iſt aber dieſer Glaube in der Seele herrſchend, ſo bekommt alles um uns eine andere Geſtalt, ein weit gefälligeres Anſehen; man ſieht dann allenthalben Gott handeln. Jeder Auf- und Untergang der Sonne und des Mondes, jedes Gewölk, jeder Nebel, jeder Blitz und Donner, jedes Hagelwetter und jeder Regen, jeder Vogelgeſang und jedes Schwirren eines Inſekts, erſcheint uns als Gottes Wirkung. Dann werden auch alle Spöttereien über die Erzählungen von den Wirkungen der Gottheit, die man in den älteſten Büchern des Menſchengeſchlechts, vorzüglich in der Bibel, findet, wegfallen. Wenn die Alten die Stimme Gottes im Donner hörten, wenn ſie ſeine Gegenwart im Säuſeln des Windes zu vernehmen glaubten, wenn ſie ſahen, wie Gott einen großen Hagel fallen ließ, oder durch eine Waſſerfluth ein zur thieriſchen Sinnlichkeit herabgeſunkenes Menſchengeſchlecht vertilgte, ſo hörten und ſahen ſie ganz recht. Aehnliche Wirkungen Gottes hören und ſehen wir auch in unſern Tagen. Der Unterſchied zwiſchen den älteſten Zeiten der Welt und den unſrigen beſteht blos darin, daß man ſonſt die Kräfte nicht kannte, durch welche Gott wirkt, und daher jene ungewöhnlichen Wirkungen dem unmittelbaren Einfluſſe der Gottheit zuſchrieb; wir hingegen wenigſtens viele Kräfte kennen, durch welche Gott zu wirken pflegt.

Daß Gott allenthalben wirke, haben wir freilich ſchon längſt gewußt; viele haben es auch geglaubt; wenn aber dieſer Glaube die Erde in einen Himmel umſchaffen ſoll, ſo muß er bei uns weit mehr Leben bekommen, als er bisher hatte. Wir dürfen nicht dabei ſtehen bleiben, daß wir im Allgemeinen glauben: Gott iſt bei mir; Gott wirkt wo ich bin: ſondern müſſen uns dazu gewöhnen, auch jede

einzelne Wirkung, auch dann, wenn wir die unmittelbare Urſache derſelben kennen, Gott zuzuſchreiben.

Dieß wird uns ganz leicht bei Wirkungen, die unſern Empfindungen angenehm ſind. Wenn an einem heitern Frühlingsmorgen die Kühle der Luft, der Duft der Blumen, der Blick in eine lachende Gegend, der Geſang der Vögel, das Blöcken der Heerden, alle unſere Sinne erquicken, oder eine reiche Ernte uns Ueberfluß und Wohlleben verſpricht; wenn nach überſtandenen Geburtsſchmerzen die Mutter ein geſundes und wohlgebildetes Kind an ihre Bruſt drückt: dann werden wir gleichſam zu Gott hingezogen, und ſchmecken und ſehen, wie freundlich er iſt.

Wie aber dann, wenn, ſtatt des erwarteten heitern Frühlingsmorgens, ein kalter Nordwind weht, der die Flur mit Schnee bedeckt, die Blüthen am Zweige mit Eis überzieht, die Hoffnung zur Obſternte vernichtet; Schaaren von hungrigen Vögeln zwingt, auf unſern Höfen Zuflucht zu ſuchen und unſere Barmherzigkeit anzuflehen? wenn anhaltender Regen die Früchte der Ernte verderbt; Seuchen die Heerden tödten; oder die Gattin mit dem gehofften Kinde unter den Geburtsſchmerzen erliegt? Dann wird es ſchwer, an Gott zu denken; und wenn man an ihn denkt, ſo geſchieht es vielleicht mit Mißtrauen, mit Unwillen.

Ein ſolches Benehmen iſt, daß ich mich gelinde ausdrücke, kindiſch. Biſt ein guter Vater! ſagt das Kind, wenn ihm der Vater ein gutes Frühſtück gibt, oder den Tiſch mit Spielzeug beſetzt, oder es zu ſeinem kleinen Freunde gehen läßt. Es hängt aber den Kopf und denkt vielleicht, wenn es auch dieſes nicht ſagt, biſt kein guter Vater! wenn ihm der Vater, ſtatt des erwarteten Frühſtücks, Rhabarbertropfen reicht, oder ihm ſein gelieb-

tes Spielzeug wegnimmt, oder ihm die Bitte, ſeinen Freund beſuchen zu dürfen, abſchlägt. Ein ſolches Kind hat dann gemeiniglich üble Laune, und es iſt ihm alles nicht recht.

Iſt's denn nun nicht eben ſo kindiſch, wenn wir nur bei den Wirkungen Gottes, die unſern Empfindungen ſchmeicheln, denken: Gott, wie gut biſt du! aber auf ihn mißtrauiſch werden und heimlich murren, wenn er unangenehme Begebenheiten uns zuſchickt?

Bei einer ſo kindiſchen Geſinnung iſt für uns kein Himmel auf der Erde möglich. Wenn unſere Seligkeit blos in unangenehmen Empfindungen beſtehen ſoll, ſo können wir auf dieſer Erde ſchlechterdings auf keine dauerhafte Seligkeit rechnen. Die Erfahrung hat uns belehrt, daß ſpäte Frühlingsfröſte, anhaltende Regen in der Ernte, das Hinſterben unſerer Geliebten, daß Krankheiten, Viehſeuchen, Theurung, Krieg oft das menſchliche Vergnügen geſtört haben. Wir haben keinen Grund, zu hoffen, daß dieß in den künftigen Jahren unſers Erdenlebens anders ſein werde. Immer werden uns Unfälle neuer Art treffen. Wie können wir denn nun im Himmel ſein, wenn wir jedes Schickſal, das unſern Empfindungen unangenehm iſt, übel aufnehmen und darüber murren wollen? Dieß kindiſche Weſen müſſen wir uns ſchlechterdings abgewöhnen, müſſen immer männlicher werden, immer mehr lernen, auch in widrigen Schickſalen die höchſte Weisheit und Güte wirken zu ſehen und zu verehren.

Es geht uns dabei freilich wie Kindern, wenn ſie von ihren Spielereien zu ernſthaften Geſchäften abgerufen werden; es wird uns etwas ſchwer; — aber dadurch dürfen wir uns nicht irre machen laſſen. Wenn ich einmal glaube, Gott regiert die Welt: ſo muß ich auch zugeben, daß Vieh-

ſterben und jede andere ſogenannte Plage von ihm kömmt. Sonſt ſcheine ich nur an Gottes Regierung zu glauben, und glaube ſie doch im Grunde nicht. Bin ich einmal überzeugt: Gott iſt höchſt gütig und weiſe, ſo muß ich auch zugeben: die Verheerung einer Provinz durch Krieg ſei eine Wohlthat. Bezweifle ich es, ſo bezweifle ich Gottes Güte und Weisheit.

So ſehr ſchwer es auch zu ſein ſcheint, jenes mit inniger Ueberzeugung zu glauben, ſo wird es uns doch ungemein leicht werden, wenn wir folgende zwei Wahrheiten, die Jedermann einleuchten, recht oft erwägen, und ſie uns recht tief einprägen: Erſtlich: das Wichtigſte in der Welt iſt das Unſichtbare; zweitens: ich bin vom Ganzen ein unendlich kleiner Theil.

Sind wir hiervon recht feſt überzeugt, ſo wird alles Schreckliche vor uns verſchwinden, wie die Geſpenſter vor dem, der zu richtigen Einſichten kömmt. Wenn das Unſichtbare das Weſentliche, alles Sichtbare nur Wirkung, nur Werkzeug des Unſichtbaren iſt, ſo gilt dieß auch von meinem unſichtbaren Theile. Geſetzt, daß auch mein ganzes ſichtbares Eigenthum, meine äußere Habe, mein Körper zerrüttet würde; wenn nur mein Unſichtbares dabei gewinnt, wenn ich ſelbſt nur dadurch weiſer, wohlwollender, im Guten feſter werde: ſo iſt auch das härteſte Schickſal für mich wahrer Gewinn.

Merke doch nur auf die Folgen, welche ſolche Schickſale, die deinen Empfindungen unangenehm ſind, für dich ſelbſt haben, und du wirſt faſt immer finden, daß ſie ſehr heilſam ſind, wenn du dich nur in dieſelben zu finden weißt, wenn du dich dabei ſo benimmſt, wie dir deine Vernunft ſagt, daß du dich benehmen mußt.

Du biſt z. B. arm. Dieß iſt freilich dann für dich ein großes Unglück, wenn du dich dadurch verleiten läßt, vor den Reichen zu kriechen und ſie um Unterſtützung zu bitten; wenn du Mittel gebrauchſt, um dir deine Bedürfniſſe zu verſchaffen, von denen du dir vor deinem Gewiſſen nicht Rechenſchaft zu geben traueſt. Wer heißt dich denn aber ſo handeln? — deine Vernunft gewiß nicht! nein, deine Weichlichkeit, deine Bequemlichkeit ſind es, die dir zu niederträchtigen Mitteln rathen. Denkſt du hingegen männlich (das heißt mit dem Vorſatze, dir ſelbſt durch Mittel zu helfen, die dein Gewiſſen nicht mißbilligt) über deinen Zuſtand nach: welch ein Licht wird dir aufgehen! welche himmliſche Seligkeit wird dir deine Armuth verſchaffen!

Du wirſt dich entſchließen, deinen Aufwand einzuſchränken, und wirſt eine Menge Dinge entbehren lernen, die du bisher für nothwendig hielteſt; du wirſt über deine Talente und Kräfte nachdenken; manches Talent, manche Kraft, die bisher in dir ſchlummerte, wird dadurch geweckt werden, wird zu wirken anfangen, und der Armuth, die dich bisher traurig machte, dich entreißen. Biſt du dann nicht mehr werth, als ein eitler, wollüſtiger, kraftloſer Müſſiggänger, der von den Gütern zehrt, die ſeiner Vorfahren Fleiß erwarb, oder von dem Gelde, das er von dem arbeitſamen Bürger und Landmanne zog? der zu ſeiner Zufriedenheit eine Menge Dinge nöthig hat, die du nun für Kindereien hältſt?

Dieß für uns Wohlthätige iſt faſt bei allen widrigen Schickſalen bemerkbar, wenn wir ihren Einfluß auf uns ſorgfältig erwägen. Wer über ſeine Lebensgeſchichte nachdenken will, wird gewiß finden, daß er ſeine Ausbildung, die Entwickelung ſeiner Talente, ſeine Geiſtesſtärke, ſeine

Geſchicklichkeit, ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Bekanntſchaft mit Gott, mehr noch den unangenehmen als den angenehmen Schickſalen, die Gott ihm zuſchickte, zu danken habe. Iſt denn dieß nicht wahr? muß denn dieß nicht jeder eingeſtehen, der ſeine Lebensgeſchichte überblickt? Warum wollen wir denn darin nicht den liebevollen Vater erkennen? warum wollen wir uns denn wie Kinder geberden, die der Vater, um ſie zu ſtärken und gegen Krankheiten zu bewahren, vom Spiele aus der warmen Stube abruft, um mit ihnen unter Schneegeſtöber und dem Heulen des Nordwinds einen Berg zu erſteigen?

Ich ſagte abſichtlich, wir würden faſt von allen unſern widrigen Schickſalen wohlthätige Wirkungen auf unſern Geiſt nachweiſen können. Daraus folgt aber nicht, daß diejenigen, bei welchen dergleichen wohlthätige Wirkungen nicht bemerkbar ſind, auch keine wohlthätigen Wirkungen für uns hätten. Wie manches Kraut ſchalt man ehedem Unkraut oder gar Giftpflanze, deſſen heilſame Kraft jetzt anerkannt wird; und wenn noch heute manche Pflanzen für unnütz und ſchädlich gehalten werden, folgt denn daraus, daß ſie es wirklich ſind? Jedes ſogenannte Unkraut hat wenigſtens die wohlthätige Wirkung, daß es den Gärtner zwingt, ſeine Thätigkeit zur Vertilgung deſſelben anzuwenden.

Die wenigen Zweifel, die uns gegen die gütige Regierung Gottes, bei widrigen Schickſalen, noch übrig bleiben, werden ſämmtlich wegfallen, wenn wir bedenken, was für ein kleiner Theil vom Ganzen wir ſind. Was bin ich gegen die tauſend Millionen Menſchen, die die Erde bewohnen? was bin ich gegen die zahlloſen Millionen von Thieren und Pflanzen, die auf der Erde leben und wachſen?

was bin ich? ein Waſſertropfen im Ocean. Wie kann ich denn alſo erwarten, daß der Weltregierer, bei der weitläuftigen Verwaltung ſeines Reichs, blos auf meine Wünſche Rückſicht nehmen ſoll! Iſt's nicht die Pflicht eines guten Bürgers, daß er um des Ganzen willen, in welchem er viel Gutes genießt, auch bisweilen etwas leide? Wenn die Obrigkeit durch ihre Armee das Land gegen feindliche Verwüſtungen beſchützt, ſo darf man nicht murren, wenn man dabei, zur Erhaltung der Sicherheit und Freiheit des ganzen Staats, mancherlei Beſchwerden übernehmen muß.

Wir ſind Bürger in Gottes Reiche, die in demſelben, ſeit ihrem Entſtehen, viel Gutes genoſſen haben und noch genießen. Um das Wohl dieſes Reichs zu befördern, muß der Regierer deſſelben oft Veränderungen vornehmen, die uns gewaltſam ſcheinen und deren Abſichten uns unbekannt ſind. Es müſſen von Zeit zu Zeit Ueberſchwemmungen, Kriege, Revolutionen u. dergl. kommen, die freilich unſerer Sinnlichkeit ſehr unangenehme Empfindungen verurſachen. Wenn die Ströme aus ihren Ufern treten, ſo wird manches Stück Feld, an dem wie bisher unſere Freude hatten, verheert; wenn Kriegsheere ein Land überſchwemmen, dann folgen ihnen auch gemeiniglich Plagen die uns fürchterlich zu ſein pflegen: unſer Gut wird ihnen zur Beute, unſere Wohnung vielleicht geplündert; Hunger und Seuchen werden verbreitet; wir ſelbſt und die Unſrigen werden auf allerlei Art gemißhandelt; Deſpotismus hemmt unſere Wirkſamkeit, und ſein Kind, die Revolution, verbreitet namenloſes Elend. Alles dieß ſchmeichelt unſern Empfindungen nicht, thut weh, und vielleicht hat der Menſch noch nicht gelebt, der bei all' ſolchen ſchauder-

haften Auftritten ganz gefaßt blieb. Aber wenn man ſich bisweilen ſo weit erheben kann, daß man ſie mit ruhigem Nachdenken betrachtet, ſo können ſie doch keinen Zweifel gegen die Güte des Weltregierers erregen. Unter ſeiner Leitung müſſen ſie ſtehen; denn wie könnte er wohl die Welt regieren, wenn das Uebergewicht, das bisweilen gewiſſe Kräfte bekommen, nicht von ihm verfügt wäre! Gliche er dann nicht dem Führer eines Wagens, deſſen zitternde Arme nicht im Stande ſind, die ſcheu gewordenen Pferde aufzuhalten? Wohlthätig für das Ganze müſſen ſie auch ſein, ob wir es gleich vor der Hand nicht begreifen können; dafür bürgt uns die Geſchichte der Menſchheit und unſers eigenen Lebens. Sie ſind vorübergehend und nähern ſich dem Ende immer mehr, je mehr ſie wachſen *). Sollten wir denn nun deßwegen ſcheel ſehen, wenn wir um des Ganzen willen, in dem wir ſo viel Gutes genießen, bisweilen auch etwas leiden müſſen?

Und wen treffen denn alle dieſe Leiden? immer nur unſer Sichtbares; das unſichtbare Weſen, das in uns wirkt, kann, wenn es will, immer aus ihnen Vortheile ziehen, eine Menge Erfahrungen ſammeln, mehr Weisheit und Stärke ſich erwerben und neue Einſichten in die Wege bekommen, die der Weltregierer einzuſchlagen pflegt.

Ich komme nun wieder auf das Sprechen Gottes mit den Menſchen. Die Bibel verſichert uns, daß Gott ehedem mit ihnen wirklich geſprochen habe. Wir leſen es und — die Leſer theilen ſich meiſt in zwei Partheien. Die eine bezweifelt die Wahrheit dieſer Nachrichten, die andere

---

*) Von der Wohlthätigkeit der Mühſeligkeiten dieſes Lebens wird in einem beſondern Kapitel gehandelt werden.

glaubt ſie buchſtäblich, und preiſet die Zeiten glücklich, wo Gott noch mit den Menſchen ſprach.

Wahrſcheinlich irren beide. Ich glaube: Gott habe ehedem wirklich mit den Menſchen geſprochen; aber glaube auch, daß er jetzt noch mit ihnen eben ſo ſpreche: und daß es nur an Perſonen fehlt, die auf ſeine Stimme merken.

Als Vater ſpricht er täglich mit uns, ertheilt uns Unterricht und erzieht uns.

Er iſt der vollkommenſte Lehrmeiſter; er ertheilt ſeinen Unterricht nicht durch Vorleſungen, welche für ſich allein gar wenig helfen, ſondern durch Aufſtellung von unzähligen Gegenſtänden, welche die Aufmerkſamkeit des denkenden Menſchen reizen, und ihn auf dieſe Art unterweiſen.

Es gibt keine Wiſſenſchaft, die Er uns nicht gelehrt hätte. Unſere Aſtronomie lehrte uns Gott, indem er die Himmelskörper und ihre Bewegungen täglich unſern Augen darſtellte, und uns dadurch reizte, ſie zu beobachten. Eben ſo lehrte er uns Naturgeſchichte. Von Geſchichte wüßten wir nichts, wenn er nicht ſolche Veranſtaltungen getroffen hätte, daß allenthalben Erinnerungen an die Begebenheiten der Vorwelt gefunden würden. Wenn du in dem Schooße eines Gebirgs, von dem du eine lachende Ausſicht haſt, eine verſteinerte Muſchel findeſt: ſo ruft Gott dir zu: Hier war ſonſt Meer. Entdeckſt du Ruinen von einem römiſchen Gebäude: ſo ſagt er dir: bis hierher drangen die Römer vor. Fällt irgend eine Handſchrift oder ein Buch, in welchem du Aufſchlüſſe über die Begebenheiten der Vorwelt findeſt, dir in die Hände, ſo mußt du beides den Veranſtaltungen Gottes zuſchreiben,

wenn du anders glaubſt, daß alles, was in der Welt geſchieht, unter Gottes Leitung ſtehe.

Sobald wir dieß als wahr annehmen, müſſen wir auch zugeben, daß wir ſchlechterdings alles, was wir wiſſen, von Gott gelernt haben! Wer entdeckte denn z. B. dem Columbus das Daſein von Amerika? Der, der es veranſtaltete, daß Leichname und geſchnitzte Hölzer an die portugieſiſche Küſte gerade damals getrieben wurden, als Columbus an derſelben ſich befand. — Mußt du ihm nicht auch alles zuſchreiben, was Menſchen dich lehrten? Wurde nicht die Neigung zum Forſchen und zum Beobachten, die ſie auf neue Entdeckungen leitete, durch Gott ihnen eingepflanzt? durch ihn geweckt? Und wem anders, als ihm, haſt du es denn zu verdanken, daß du mit ihnen oder mit ihren Schriften in Verbindung kommſt?

Er erzieht uns aber auch, ruft uns täglich und ſtündlich zu, was wir thun und laſſen ſollen, und läßt uns die ſüßen oder herben Folgen unſerer Folgſamkeit oder Unfolgſamkeit ſtets fühlen.

So befremdend es manchem Leſer vorkommen möchte, wenn hier von Gottes Zurufen geredet wird, ſo kann daſſelbe doch nicht abgeläugnet werden. Entweder regiert Gott die Welt, oder er regiert ſie nicht. Glauben wir das erſtere, ſo müſſen wir auch zugeben, daß die kleinſten Begebenheiten, weil ſie immer den Keim zu größern enthalten, unter ſeiner Leitung ſtehen. Iſt nun dieſes der Fall, ſo wird es ſchon begreiflich, wie Gott zu uns ſprechen kann. Wenn ich durch die Umſtände, unter welche ich verſetzt bin, aufgefordert werde, etwas zu thun oder zu laſſen, ſo kann ich allemal glauben, daß Gott mit mir ſpricht.

Wenn du alſo, wird man ſagen, unter dem Drucke

der Dürftigkeit, durch irgend Jemand aufgefordert wirſt, als Betrüger oder Dieb deine Umſtände zu verbeſſern; wenn bei einem Uebermaße von Sinnlichkeit eine wollüſtige Perſon dir winkt, ſie auf eine pflichtwidrige Art zu befriedigen — iſt dieß auch Gottes Stimme, welcher du folgen mußt?

Gottes Stimme iſt es allerdings, aber eine Stimme, die ich nicht befolgen darf. Ein guter Erzieher führt ſeine Zöglinge bisweilen abſichtlich in ſchlechte Geſellſchaft; jede Aufforderung, die ſie in derſelben bekommen, ſchlecht zu handeln, iſt dann als ſeine Veranſtaltung zu betrachten. Dieſe Veranſtaltung hat er aber nicht getroffen, um ſie dahin zu bringen, daß ſie ſchlecht handeln möchten, ſondern — um ſie zu gewöhnen, die Reizung zum Böſen zu überwinden, und ſie auf dieſe Weiſe ſtärker zu machen; ſo wie er ſie bisweilen zu Unternehmungen veranlaßt, die mit Gefahren für ihren Körper verknüpft ſind, damit ſie gewöhnt werden, dieſen Gefahren auf eine geſchickte Weiſe auszuweichen.

Auch in uns läßt Gott ſeine Stimme hören, durch den Ausſpruch unſers Gewiſſens, welches gleichſam der Dolmetſcher der von außen her kommenden Stimme iſt. Sie iſt das Urtheil, welches unſer Verſtand, in den Zeitpunkten, wo er frei denken kann und von der Sinnlichkeit unabhängig iſt, über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit unſerer Handlungen fällt. Die Stürme der Sinnlichkeit ſind, wie alle Stürme, vorübergehend; wenn ſie ſich gelegt haben, ſo tritt die Vernunft wieder in ihre Wirkſamkeit ein. Gewöhnen wir uns nun dazu, daß wir, während dieſer Stürme, die Segel einziehen, oder, ohne Bild zu reden, keine Entſchließung faſſen, ſondern es abwarten, bis die Vernunft wieder in ihre Rechte eintreten

kann, ſo werden wir durch dieſe immer ſicher die Erklärung vernehmen, in welchen Fällen wir die Stimme Gottes als ermunternd oder als warnend anſehen müſſen.

Nimmt man nun dieſes als wahr an, — wie man es doch annehmen muß, wenn man einen weiſen Weltregierer glaubt, — ſo wird man auch Gottes Stimme eben ſo gut vernehmen, als ſie ehedem Abraham und Moſes vernahm. Jede Aufforderung, die an mich zu irgend einer Handlung ergeht, deren Rechtmäßigkeit, bei ruhigem Nachdenken, meine Vernunft einſieht, iſt Stimme Gottes, die mir ſagt: dieß ſollſt du thun.

Wird es mir auf dem Platze, auf dem ich bisher ſtand, immer ſchwerer gemacht, nach meinen Einſichten zu handeln; will man mich gar zwingen, Schritte zu thun, die mein Gewiſſen mißbilligt; oder kann ich auf dieſem Platze, mit all meinem Nachdenken und meiner Thätigkeit, die Mittel nicht aufbringen, die zu meiner und der Meinigen Erhaltung nöthig ſind, ſo ruft mir Gott zu, mich nach einem andern Platze umzuſehen, wo ich mehr Gutes wirken, freier von drückenden Sorgen leben kann. Fügt es ſich noch überdieß, daß mir ein Platz angeboten wird, von dem mir meine Vernunft ſagt, daß er für mich paſſender als der bisherige ſei, ſo höre ich ganz deutlich die Stimme Gottes: Gehe aus, aus deinem Vaterlande und deiner Freundſchaft, in ein Land, das ich dir zeigen will.

Aber nicht nur ungewöhnliche Vorfälle, die auch den Gedankenloſeſten aufmerkſam machen, haben wir als göttlichen Zuruf zu betrachten: ſondern wir müſſen auch die alltäglichen Begebenheiten, durch welche wir zu gewiſſen Handlungen, die unſer Gewiſſen für rechtmäßig erkennt,

aufgefordert werden, als Winke von ihm anſehen. Du erwachſt z. B. mit Tages Anbruch, und faſſeſt den Vorſatz, auf die Winke, die dir Gott geben wird, zu merken, ſo wirſt du, ſo lange du deinem Vorſatze treu bleibſt, bei ihm ſein, und beſtändig ſeine Stimme vernehmen. Die Geſchäfte, die deiner warten, ſtellen ſich dir lebhaft dar, — ſo verlaß dein Lager, und greif dein Tagewerk friſch an: denn Gott ruft dich zu deinem Tagewerke. Den Stand, in dem du lebſt, das Geſchäft, das du treibſt, haſt du nicht ſelbſt gewählt. Deine Geburt, die erſten Verbindungen, in welche du bei deiner Ankunft auf der Erde verſetzt wurdeſt, der Unterricht, die Erziehung, die du genoſſeſt, die eigenthümliche Verbindung deiner Schickſale, dieß zuſammen, welches alles nicht dein Werk war, ſondern das Werk der alles regierenden Kraft, brachte dich auf den Platz, wo du jetzt ſtehſt, und wies dir die Geſchäfte an, die du jetzt treibſt. Mußt du alſo nicht jede beſondere Arbeit, wozu deine Lage dich verbindet, als einen Auftrag jener höhern Kraft betrachten, die dich in dieſe Lage verſetzt hat? Du trittſt nun unter deine Familie: und ihr Anblick — wenn du anders deine Augen nicht von ihr wegwendeſt, wenn du ſie, als Vater und Herr, mit dem herzlichen, liebevollen Vorſatze anblickſt, deine Pflichten gegen ſie zu erfüllen — ihr Anblick wird dir wieder eine Menge Aufträge geben, die du den Tag über für ſie zu beſorgen haſt. Ihre Abhängigkeit von dir erinnert dich, den Gang ihrer Geſchäfte zu leiten, und für ihre nöthigen Bedürfniſſe zu ſorgen; ihre Unwiſſenheit iſt eine Aufforderung, ſie zu belehren oder belehren zu laſſen; ihre Unarten ſind eine Erinnerung, auf ihre Erziehung mehr Sorgfalt zu verwenden; und die Kränklichkeit, die du an

einem oder dem andern Gliede derſelben bemerkſt, gibt dir einen Wink, für ſeine Wiederherſtellung Sorge zu tragen. Und von wem rühren denn dieſe Winke und Aufforderungen her? Von wem anders, als von dem, der dich mit dieſer Familie in Verbindung geſetzt und dich zum Haupte derſelben gemacht hat. — Nachdem du nun die Pflichten gegen deine Familie erfüllt haſt, greifſt du dein Tagewerk an, mit dem Vorſatze, es treu und redlich zu vollbringen. Kaum haſt du aber eine Stunde gearbeitet, ſo wirſt du unterbrochen; das Weib deines Freundes tritt weinend in dein Zimmer, und bringt dir die traurige Nachricht, daß ihr Mann dem Tode nahe ſei und dich noch einmal zu ſprechen verlange, um ſeine Waiſen deiner Fürſorge empfehlen zu können. Erſchrick nicht; werde auch nicht darüber unwillig, daß du in deiner Thätigkeit unterbrochen wirſt; Gott ruft dich ab, und trägt dir andere Geſchäfte auf. Dieſer Ruf iſt ſehr vernehmlich — zaudere nicht! Verziehſt du noch eine Stunde, ſo iſt vielleicht dein Freund von der Erde abgegangen, und keine Wünſche können ihn zurückbringen. Die Pflicht gegen deinen ſcheidenden Freund iſt wichtiger, als deine täglichen Geſchäfte. Laß ſie alle getroſt liegen, und eile, um den letzten Willen deſſelben zu vernehmen!

Nun kommſt du am Abend ſpät zurück, nachdem du den Abſchied des Freundes erwartet und in ſeine erkaltende Hand das Verſprechen abgelegt haſt, daß du ſeinen Kindern Vater ſein willſt. Wehmuth und Freude über die Gelegenheit, viel Gutes ſtiften zu können, haben dich ſo angegriffen, daß du Müdigkeit empfindeſt und mit dem Vorſatze in dein Haus trittſt, ſogleich dein Lager zu beſteigen und durch Schlaf dich zu erquicken. Da wird dir aber

bei dem Eintritte ein Brief überreicht, der während deiner Abweſenheit eingelaufen iſt. Lege ihn nicht bei Seite! Vielleicht enthält er neue Verhaltungsbefehle, die noch heute müſſen beſorgt werden. Du erbrichſt ihn und findeſt darin eine Anfrage, die für deinen Correſpondenten und für ſeine Familie äußerſt wichtig iſt, um deren Beantwortung, **mit der umgehenden Poſt, dringend** gebeten wird. Die Poſt geht Morgen früh ab. Daß ſie ſchon Morgen abgeht, und daß dieſe wichtige Anfrage an dich noch dieſen Abend geſchieht, haſt du beides nicht veranſtaltet. Es iſt Veranſtaltung von einer höhern Hand, die die Weltbegebenheiten leitet. Faſſe dich alſo! ſuche dich zu ermuntern und befolge die Stimme Gottes, die dir ganz vernehmlich ſagt, daß du jetzt noch nicht ruhen, ſondern — ſchreiben ſollſt.

So wird ein jeder, der geneigt iſt, auf Gottes Stimme zu merken, in der Geſchichte eines jeden ſeiner Lebenstage ähnliche Aufforderungen deſſelben zur Uebernehmung gewiſſer Geſchäfte finden.

Er wird dann auch bemerken, daß von Zeit zu Zeit an ihn Aufforderungen ergehen, die einander ganz widerſprechen. Faſt in der nämlichen Stunde z. B. ergeht an ihn die Aufforderung, eine Arbeit zu verrichten, die ſchlechterdings nicht bis auf den andern Tag kann aufgeſchoben werden, und kommt auch Beſuch von einem Freunde, der in ſeiner Geſellſchaft Erholung ſucht, und wird auch ſein Kind krank, das ſeiner Verpflegung bedauf. Solche widerſprechend ſcheinende Aufforderungen, die zu gleicher Zeit an dich ergehen, reizen dich zur Ungeduld. Was wird es dir aber helfen, wenn du dich von derſelben überwältigen läßt? Du wirſt nun alles verkehrt anfangen: dein nöthiges Geſchäft liegen laſſen, deinen redlichen Freund durch

deine Launen kränken, und zur Rettung deines kranken Kindes ganz verkehrte Mittel anwenden. Wäre es nicht beſſer, wenn du deine Ungeduld zu beherrſchen und zu überlegen ſuchteſt, wie du alle dieſe Pflichten erfüllen könneſt? Dann würdeſt du gewiß finden, daß du mehr zu leiſten vermögeſt, als du dir ſelbſt zutrauteſt; daß du manches durch Andere könneſt verrichten laſſen, was, ſelbſt zu beſtreiten, dir jetzt nicht möglich iſt; daß du alſo wirklich durch dieſe widerſprechend ſcheinenden Aufforderungen, wenn du dich bemüheſt, ihnen ein Genüge zu leiſten, mehr ausgebildet werdeſt. Dies muß dir dafür bürgen, daß dieſe Aufforderungen von dem Unſichtbaren herrühren, der deine Erziehung leitet.

Die Bibel erzählt uns von Männern, die der Geiſt Gottes trieb, und zur Unternehmung großer Thaten ſtärkte. Sollte dies Treiben des Geiſtes Gottes vielleicht Erdichtung, oder Betrug, oder eine ausſchließliche Begünſtigung der vorigen Zeiten geweſen ſein? Mir ſcheint keine von dieſen Vermuthungen der Wahrheit gemäß zu ſein. Gottes Geiſt trieb ehedem die Menſchen; und er treibt ſie auch noch jetzt. Ungewöhnliche Wärme für eine gute Sache, die durch den Anblick der Leiden der Nebenmenſchen gewirkt wird, und zu wohlthätigen, kühnen, mit Aufopferung verknüpften Unternehmungen ſpornt: dies iſt Gottes Geiſt. Die Leiden, die verhängt werden, das lebhafte Gefühl derſelben, der dadurch erzeugte Entſchluß, ſich ganz dahin zu geben, um dieſe Leiden wegzuſchaffen, dies alles iſt Gottes Werk.

Geht man in dieſe Vorſtellung ein, ſo wird man jetzt eben ſowohl, wie zu Moſes Zeiten, Perſonen finden, die durch Gottes Geiſt getrieben werden. Der Mann, der ſich in die Fluthen ſtürzt, um ein Kind zu retten, das in Gefahr

iſt, zu ertrinken; der Prediger, der alle ſeine Kraft und Zeit aufopfert, um eine in Unwiſſenheit und Sittenloſigkeit verſunkene Gemeinde zu beſſern; ein Howard, der dafür lebt, das Elend der Gefangenen zu mildern; ein Wilberforce, der nichts unverſucht läßt, um ſeine ſchwarzen Brüder vom Sklavenſtande zu befreien: ſie werden durch eben den Geiſt getrieben, der auf Moſes ruhete, als er ſich entſchloß, ſeine zur ſchimpflichen Sklaverei herabgeſunkene Nation in Freiheit zu ſetzen.

So wie nun Gott uns ſagt, was wir thun, ſo ſagt er uns auch, was wir laſſen ſollen: wenn wir nur immer auf ſeine Stimme aufmerkſam ſind. Wer nicht gedankenlos dahin lebt; wer ſich gewöhnt hat, über alles, was ihm begegnet, nachzudenken: der hat gewiß bemerkt, daß oft, wenn er etwas Wichtiges zu thun im Begriff ſtand, Menſchen auftraten, die ihn warnten, und, indem ſie die traurigen Folgen ihm vorſtellten, die ſeine Unternehmung haben werde, ihn davon abzubringen ſuchten. Du biſt z. B. im Begriffe, durch einen Fluß zu reiten, und eine Stimme ruft dir zu: Herr! da kann Er nicht durchreiten, da kommt Mann und Pferd um's Leben; ſo ziehſt du dein Pferd zurück, und gibſt, wenn du deiner Sache nicht ganz gewiß biſt, deinen Vorſatz auf. Erfährſt du in der Folge, daß du gewiß würdeſt ertrunken ſein, wenn dieſe Stimme dich nicht gerettet hätte, ſo ſagſt du auch wohl, es war mir, als wenn ein Engel mir zuriefe.

Aehnliche Stimmen laſſen ſich täglich vernehmen. Der bis zur niedrigſten Stufe der Sinnlichkeit herabgeſunkene Jüngling, das Weib, das im Begriffe iſt, die eheliche Treue zu verletzen, bekommen ein Buch in die Hand, das ihnen die traurigen Folgen einer unregelmäßigen Befriedi-

gung des Geſchlechtstriebs ſchildert, oder ſtoßen auf eine Perſon, die durch unregelmäßige Befriedigung der Sinnlichkeit ſich elend machte. Der Offizier, der im Begriffe iſt, einen Platz zu beſetzen, ſtößt auf einen Landmann, der ihm ſagt: am Ende des Wegs ſtehe ein Trupp von Feinden, der weit ſtärker, als der ſeine ſei. Der Kaufmann, der entſchloſſen iſt, eine gewiſſe Waare zu kaufen, um ſie in ein entferntes Land zu ſenden, erhält, eben da er den Kauf zu ſchließen im Begriffe iſt, einen Brief, der ihm meldet, daß in dem Lande, nach welchem er ſeine Waare zu ſenden entſchloſſen war, die Einfuhr derſelben verboten worden ſei.

Alle dieſe Warnungen kommen von dem, der die Welt regiert. Gegen ſie taub zu bleiben, iſt Ungehorſam, der nothwendig traurige Folgen haben muß. Auf ſie zu merken iſt Pflicht. Die Vernunft, die uns Gott gab, wird, wenn wir ſie gebrauchen, immer entſcheiden, ob ſie blos zu unſerer Prüfung, oder ob ſie zur Befolgung uns gegeben worden ſind. Unzählige Warnungen ergehen auch an uns, von denen unſre Vernunft uns ſagt, daß wir nicht auf ſie achten ſollen. Sie ſind auch Gottes Stimme, die uns prüfen ſoll. Der Zaghafte ruft dir auch vielleicht zu, daß du durch einen gewiſſen Fluß nicht reiten ſolleſt. Wenn du aber die Tiefe des Fluſſes kennſt, und gewiß überzeugt biſt, daß deine und deines Pferdes Kräfte demſelben gewachſen ſind, ſo dient dieſe Warnung blos dazu, daß du deine Kräfte deſto beſſer gebrauchen und deſto vorſichtiger ſein ſollſt.

Bisweilen verbietet Gott uns Etwas, indem er es uns moraliſch oder phyſiſch unmöglich macht, gewiſſe Entſchließungen auszuführen.

Moraliſch unmöglich wird uns etwas gemacht, wenn uns ſolche Hinderniſſe in den Weg gelegt werden, die wir nur durch unerlaubte, nur durch Mittel wegräumen können, die das Gewiſſen mißbilligt.

Solche Fälle treten häufig ein. Ich will einige Beiſpiele davon zur Erläuterung anführen; jeder Leſer wird ſich ähnlicher erinnern, die ihm in ſeinem Leben aufgeſtoßen ſind.

Du wünſcheſt ein Amt zu erhalten, von dem du dir verſprichſt, daß es dir ein reichliches Auskommen und Gelegenheit verſchaffen werde, viel Gutes zu ſtiften. Du kannſt es aber nur auf zweierlei Art erlangen; entweder wenn du gewiſſe Perſonen beſtichſt, oder wenn du eine gewiſſe Perſon heiratheſt, zu welcher du keine Liebe haſt, um welcher willen du dich vielleicht trennen mußt von einer andern, der dein Herz ewige Liebe ſchwor, und deren Gegenliebe du dir zuvor erwarbſt.

Oder du wünſcheſt in irgend einer Stadt ein Geſchäft anzufangen, z. B. eine Fabrik zu errichten. Dieß kann aber blos dann mit Glück ausgeführt werden, wenn du den Andern, der dies Geſchäft ſchon vor dir betrieben hat, verläumdeſt, und die Nahrungsquellen, die er hatte, dir zuzuleiten ſuchſt.

Du wünſcheſt den Beſitz einer Perſon, an welcher dein Herz hängt, die dir ihre Hand aber unter keiner andern Bedingung reichen will, als wenn du dich zu der Religion bekenneſt, der ſie zugethan iſt, die aber mit deinen Ueberzeugungen nicht übereinſtimmt.

Du haſt ein Pferd zu verkaufen, das einen Fehler hat, um deßwillen du es nicht länger haben magſt. Das einzige

Mittel, es um einen guten Preis los zu werden, iſt, — daß du ſeinen Fehler verſchweigſt.

In allen dieſen Fällen ſagt dir dein Gewiſſen, daß du dein Vorhaben aufgeben mußt. Dieſe Stimme des Gewiſſens mußt du als Gottes Stimme betrachten, deſſen Wille es gewiß iſt, daß wir gegen unſere Ueberzeugung nicht handeln, nichts thun ſollen, was wir für Unrecht halten. In ſolchen Fällen mußt du aber ſehr auf der Hut ſein, daß du dein Gewiſſen nicht etwa betäubeſt, und durch die Heftigkeit deiner Begierde, die nach allerlei kahlen Entſchuldigungen greift, den Ausſpruch deiner Vernunft unwirkſam zu machen ſucheſt.

Die Begierde: das Amt, die Perſon zu bekommen, nach welcher du ſtrebſt, das Geſchäft zu treiben, zu welchem du Geſchicklichkeit in dir fühlſt, das Pferd los zu ſein, das dir ſeines Fehlers wegen läſtig iſt, wird bei dir ſo heftig, daß es dir geht, wie einem Menſchen, der von der Wichtigkeit ſeines Plans ſo eingenommen iſt, daß er auf keine Erinnerung und Warnung eines Freundes Rückſicht nimmt. Um das Amt oder die Perſon zu bekommen, die du ſuchſt, ſtellſt du dir vor, wie viel Gutes du werdeſt ſtiften können, wenn du deine Abſicht erreicht habeſt, und glaubſt, die Güte deiner Abſicht werde die Abweichung von dem Wege der Rechtſchaffenheit entſchuldigen, die du dir dabei erlaubſt. Wie handelſt du dann? Wie ein Jeſuit, deſſen Grundſatz iſt: das Mittel wird geheiligt durch den Zweck. Auf ähnliche Weiſe wird dein Eigennutz Entſchuldigungen vorbringen, die dich zu berechtigen ſcheinen, die Nahrung eines andern durch niederträchtige Mittel an dich zu ziehen, oder mit einem fehlerhaften Pferde deinen Nebenmenſchen zu betrügen. Was thuſt du aber, wenn du deinem Eigen-

nutze gehorchſt? Du biſt Gott ungehorſam, der durch dein Gewiſſen, gegen deſſen Ausſprüche du dich zu betäuben ſuchſt, dir die nöthigen Warnungen zukommen ließ.

Du wirſt auch finden, daß jeder Schritt, den du gegen dein Gewiſſen thuſt, für dich ſehr traurige Folgen habe, und dir die himmliſchen Freuden verbittere, für welche dein Schöpfer dich beſtimmt hat.

Wie mancher, der durch Beſtechung ſein Amt, und durch unerlaubte Mittel ſein Weib erhielt, mag wohl jetzt, wo ich dieſes ſchreibe, der Verzweiflung nahe ſein! —

Auf dem Wege, auf den Gott uns leitet, können wir getroſt fortſchreiten; ſobald wir aber an eine Stelle kommen, bei welcher unſer Gewiſſen das Fortſetzen des Wegs mißbilligt, ſo müſſen wir dieſe Mißbilligung als einen Schlagbaum betrachten, den wir wenigſtens eben ſo achten ſollen, als die Schlagbäume, die wir da und dort auf unſern Reiſen vorgezogen finden.

Phyſiſch unmöglich wird uns etwas gemacht, wenn uns ſolche Hinderniſſe in den Weg gelegt werden, die wir mit möglichſter Anſtrengung unſerer Kräfte zu überſteigen nicht vermögen.

Du willſt z. B. eine Reiſe machen, und wirſt am Morgen des Tages, an dem du ſie antreten willſt, gefährlich krank; oder du willſt einen wichtigen Plan ausführen, zu deſſen Gelingen die thätige Beihülfe deiner rechtſchaffenen Frau vorzüglich nöthig iſt, und dieſe wird dir durch den Tod entriſſen; oder du willſt eine wüſte Gegend anbauen, alle Nachbarn ſprechen aber dagegen, und die Obrigkeit verbietet es dir; ſo kannſt du alle dieſe Hinderniſſe für's erſte dir dazu dienen laſſen, daß du nun dein Nachdenken anwendeſt, um Mittel zu finden, ſie zu überſteigen.

Nicht jedes Hinderniß darfſt du aber ſogleich als einen Befehl Gottes, daß du von deinem Vorhaben abſtehen ſolleſt, betrachten. Vielleicht ſoll es ein Sporn für dich ſein, deine Kräfte mehr anzuſtrengen: denn die Erfahrung aller Jahrhunderte hat gelehrt, daß Männer, die Muth und Standhaftigkeit genug hatten, zu überlegen, wie ſie die größten ihnen in den Weg tretenden Hinderniſſe, deren Ueberſteigung Jedermann für unmöglich hielt, beſiegen könnten, ſie wirklich beſiegten, und ſich dadurch zu großen Männern bildeten. Will es dir aber mit deinem Nachdenken nicht mehr gelingen, wollen deine Kräfte nicht mehr hinreichen, die vorliegenden Hinderniſſe zu überwinden, ſo tritt ehrfurchtsvoll zurück, und halte dich verſichert, daß dein Plan, der deiner Meinung nach für die Menſchheit ſehr wohlthätig iſt, doch dem Plane, den der Weltregierer für das Ganze gemacht hat, nicht angemeſſen ſein könne. —

Gott tröſtet, ſtärkt und hilft uns auch.

Jeder, der glaubt, daß ſeine Schickſale unter der Leitung der göttlichen Güte ſtehen, wird Erfahrungen genug geſammelt haben, die ihn hiervon überzeugen. Wenn ſich Leſer finden ſollten, die ſich gar keiner Beiſpiele von Troſt, Stärkung, Rettung, die ſie von Gott erhielten, in ihrer Lebensgeſchichte erinnern, ſo rührt dies gewiß blos von Mangel an Aufmerkſamkeit oder davon her, daß ſie nicht an Gott gedacht haben. Gelitten haben ſie doch gewiß; auch ſind ſie gewiß oft getröſtet, geſtärkt und gerettet worden. Wie können ſie nun an einen Gott glauben, und doch läugnen, daß er ihr Helfer in der Noth geweſen ſei?

Wie oft mußte, wenn das Zuſammentreffen widriger Begebenheiten und das Mißlingen wichtiger Unternehmungen uns ganz muthlos machte, ein Brief, den wir erhiel-

ten, eine Stelle aus einem lehrreichen Buche, das uns wie von ungefähr in die Hände fiel, oder der Beſuch eines weiſen, rechtſchaffenen Freundes uns aufrichten und ſtärken, daß wir dann mit neuem Muthe unſere Geſchäfte fortſetzen konnten! Wie oft kann ein ganz unerwarteter ſogenannter Zufall uns aus der größten Verlegenheit retten!

Iſt dir denn, mein Leſer! ſo etwas in deinem Leben noch nicht vorgekommen?

Der Greis Theophilus, der in dem kleinen Kreiſe, dem er bekannt iſt, als ein Vertrauter Gottes angeſehen wird, und durch ungewöhnliche Heiterkeit ſich vor Andern auszeichnet, erzählt von ſeinem Umgange mit Gott Folgendes:

Mein Vater war ein ehrlicher, verſtändiger Landedelmann. Seine vergnügteſten Stunden verlebte er im Schooße ſeiner Familie, und ſein vorzüglichſtes Beſtreben war — ſie mit Gott bekannt zu machen. Am Morgen eines jeden Tages verſammelte er ſeine Kinder auf ſeinem Zimmer, faltete die Hände und verrichtete in ihrer Gegenwart ein kurzes, aber ein ſehr herzliches und eindringendes Gebet.

„Allgütiger!“ ſagte er z. B., „du haſt in dieſer Nacht durch geſunden Schlaf unſere Kräfte geſtärkt, und läßt uns auch heute ruhig bei einander leben: hilf, daß wir die Kräfte, die du uns gabſt, gut anwenden, nach deinem Willen damit Gutes wirken, und die kurze Zeit hindurch, die wir hier zuſammen verleben, einander nicht kränken, ſondern vielmehr einander zu erfreuen ſuchen, ſo wie du uns täglich erfreueſt.“

Aehnliche Gebete verrichtete er an jedem Tage.

So oft es ſeine Geſchäfte erlaubten, führte er uns in die freie Natur, und freuete ſich mit uns über das viele

Schöne und Gute, das allenthalben in derſelben zu finden iſt. Dann zeigte er uns auch gewöhnlich den Nutzen, den die Dinge, die uns umgeben, für uns und für das Ganze haben; machte uns aufmerkſam auf die zweckmäßige Bildung der Säugethiere, Vögel, Fiſche, Inſekten, Pflanzen, und ſagte dann gemeiniglich: wie weiſe, wie gut muß der ſein, der dies alles erſchaffen hat, dieß alles erhält, und für dies alles ſorgt!

Hatte er bei ſeinen Unternehmungen Glück, hielt er z. B. eine gute Ernte, oder war glücklich mit ſeiner Schäferei und ſeiner Rindviehzucht, ſo nannte er dies Gottes Segen. Ging es ihm aber bisweilen nicht nach Wunſch, kamen Mißjahre, Seuchen, Einquartierung, Brandſchatzung, oder brannte ihm, welches wirklich einmal geſchah, ein Haus ab, ſo war er immer ruhig und ſagte: es iſt Gottes Schikkung; es muß alſo wohl gut ſein, daß es ſo gekommen iſt. Vielleicht bin ich zeither nicht fleißig genug geweſen, oder habe zu vielen Aufwand gemacht; da will mich der liebe Gott durch dieſe Schickung beſſern.

War er bisweilen in Verlegenheit, und ſah gar kein Mittel vor Augen, ſich zu retten, und meine Mutter weinte und klagte, ſo ſagte er lächelnd: der uns bis hieher half, der wird auch ferner helfen. Fand ſich nun die Hülfe, die er erwartete, wie dies faſt immer der Fall war, ſo verſammelte er ſeine Kinder um ſich, erzählte ihnen die Verlegenheit, in der er ſich befunden hätte, und wie er nun durch Gott daraus gerettet worden wäre.

Durch dieſes Benehmen meines Vaters bin ich nun gewöhnt worden, Gott allenthalten zu finden, und ſeine Leitung, auch in den kleinſten Vorfällen meines Lebens, zu bemerken. Dabei habe ich mich immer wohl befunden.

Als ich 24 Jahre alt war, verſammelten wir Geſchwiſter uns auch einmal in dem Saale, in welchem mein Vater ſein Morgengebet zu verrichten pflegte, und erwarteten ihn; aber — er kam nicht. Ich ging an die Thür ſeines Schlafzimmers, fand ſie verſchloſſen, pochte an, erhielt aber keine Antwort; — mein Herz ſagte mir, was ich zu erwarten hatte. Ich ſprang nach dem Hauptſchlüſſel, öffnete mit zitternder Hand die Thüre — Gott! da lag er, der ehrliche Vater, ſanft entſchlummert, mit lächelnder Miene, kalt, ohne Gefühl — keine Bemühung war vermögend, ihn in dies Erdenleben zurück zu rufen.

In der erſten Stunde konnte ich freilich über meine Empfindung nicht Herr werden, zumal da meine Wehmuth durch die Thränen meiner Geſchwiſter vermehrt wurde; allein bald erwachte bei mir die Vorſtellung, daß dies Gottes Schickung ſei. Da dieſe Vorſtellung meiner Seele nicht fremd war, ſo wurde ſie bald ſo lebhaft, daß ſie meine Empfindung beſiegte, und meinen Schmerz in ein wohlthuendes Gefühl umſchuf. Herzlich ergriff ich die kalte Hand des Leichnams und dachte bei mir ſelbſt: du biſt nun, Redlicher! von deinem Poſten abgerufen, zur Belohnung für deine Treue, die du hier in deinem Wirkungskreiſe bewieſeſt! —

Als der Erſtgeborne mußte ich nun, nach der in meiner Familie beſtehenden Einrichtung, die väterlichen Güter übernehmen, und meine Geſchwiſter fingen an, mich als ihr Oberhaupt zu betrachten. Als ſie zu mir kamen, um mir zur Antretung des väterlichen Erbes Glück zu wünſchen, rührte ihr Anblick mein Herz, und erinnerte mich an die Pflicht, die ich als Bruder gegen ſie zu erfüllen hätte. Ich erfüllte ſie redlich, mit Freudigkeit; und aller Eigennutz

war durch die Vorſtellung beſiegt: Gott hat dich zum Haupte deiner Familie gemacht, und dir dadurch Pflichten auferlegt, deren Erfüllung dir heilig ſein muß.

Ich nahm von meinen Unterthanen die Huldigung an. Als ich ſie vor mir ſah, glaubte ich eine Geſellſchaft zu erblicken, die mir Gott zuführte, daß ich für ihr geiſtiges und leibliches Wohl Sorge tragen möchte. Selbſt bei der Uebernahme meiner Heerden fühlte ich in mir eine Aufforderung, ihr Verſorger zu ſein, und mich als eine Perſon anzuſehen, die von Gott beauftragt wäre, ihnen ihr Leben ſo angenehm als möglich zu machen.

Ich habe mich daher ſtets für verpflichtet gehalten, nicht nur für das Wohl meiner Familie und meiner Unterthanen, ſondern auch für das Wohlbefinden aller meiner Hausthiere in ſo weit zu ſorgen, daß ich dem Geſinde einſchärfte, das Vieh gehörig zu warten, und ſich keine Mißhandlung deſſelben zu erlauben, und daß ich keinen Dienſtboten in meinen Dienſten duldete, der dieſe Verordnung übertrat.

Die Leitung meiner Haushaltung und die Regierung meiner Ortsunterthanen betrachtete ich als eine Schule, in welcher Gott mich mehr auszubilden und zu veredeln ſuche. Dieſe Vorſtellung benahm allen meinen Arbeiten das Unangenehme; und die Verdrüßlichkeiten, die mir von Zeit zu Zeit aufſtießen, konnten mich nie zum heftigen Unwillen bringen: weil ich ſie als nöthig zu meiner Erziehung betrachtete.

Ich ſuchte nun eine Gattin, und fand in der Tochter eines Adeligen, deſſen Gut einige Meilen von dem meinigen lag, die Perſon, von welcher ich glaubte, daß ſie für mich beſtimmt ſei. Ich fühlte bald eine ſo heftige Liebe

zu ihr, daß meine Gemüthsruhe litt, wenn ich ſie nicht wenigſtens einmal wöchentlich ſah. Recht oft war ich in der lieben Familie; man nahm mich ſtets mit offenen Armen auf, und bat mich, bald wieder zu kommen. Der Beſuch wurde auch bisweilen erwiedert, und bei der Gelegenheit meine Gegend, meine Haushaltung, mein Wohnſitz bewundert und gelobt. Da ich nun ganz gewiß verſichert zu ſein glaubte, daß ich keine Fehlbitte thun würde, wenn ich mir meine Geliebte zur Gattin erbäte: ſo wurde der Tag beſtimmt, an dem ich meinen Antrag thun wollte. Schon war mein Wagen vorgerückt, die Pferde waren angeſchirrt, meine Kleidungsſtücke in Ordnung gebracht, als ich einen Wagen über meinen Hof rollen hörte. Ich ſprang an's Fenſter, und ſah den beſten Freund meines Vaters ausſteigen. Unwillig ſtampfte ich mit dem Fuße auf die Erde; — aber der Gedanke, der mir, als ich über den Saal ging, um ihn zu empfangen, durch die Seele fuhr: es iſt Gottes Wille nicht, daß du heute reiſen ſollſt! gab meiner Seele bald eine andere Stimmung.

An ſolche Vorſtellungen gewöhnt, begriff ich ſogleich, daß Gott meine Abreiſe durch dieſen unerwarteten Beſuch unterſage, indem er mich auffordere, die Pflicht zu erfüllen, die ich dem beſten Freunde meines Vaters ſchuldig wäre, und die ich verletzen müßte, wenn ich zur Befriedigung meiner Leidenſchaft eine Reiſe antreten wollte, die auch bis morgen verſchoben werden konnte.

Dieſe Vorſtellung ſetzte mich in den Stand, meinen Gaſt mit der Heiterkeit und Offenheit zu empfangen, die der Freund meines Vaters zu erwarten berechtigt war, und im Stillen meinen Bedienten den Befehl zu ertheilen, daß ſie die Pferde abſchirren und den Wagen in die Remiſe

bringen möchten. Dieſe Vorſtellung ſetzte mich auch in den Stand, den Freund meines Hauſes ganz zu genießen, und das Vergnügen lebhaft zu fühlen, das mir die durch ſeine Geſpräche in der Seele geweckte Erinnerung an ſo viele früher erlebte Familienſcenen verſchaffte.

Bei Tiſche kamen wir auch auf das Haus zu reden, das ich ſo gern beſuchte.

Ich weiß nicht, ſagte mein Gaſt, was dort vorgehen muß. Die Hochzeit wird von einer Woche zur andern verſchoben. Erſt ſollte ſie Oſtern ſein, nun haben wir ſchon bald Johannistag, und ich höre noch nicht, daß Anſtalten dazu gemacht werden.

Was denn für eine Hochzeit? fragte ich.

Die Hochzeit des Herrn von S. mit dem älteſten Fräulein. Haben Sie denn nichts davon gehört?

Kein Wort; antwortete ich. Sollte das Fräulein ſich aber wirklich mit dem Herrn von S. verlobt haben? fragte ich weiter.

Dies iſt ſo gewiß, als ich hier vor Ihnen ſitze, war die Antwort; ich bin ſelbſt bei dem Verlöbniſſe zugegen geweſen. Hierauf erzählte er mir das Nähere von dem, was bei dieſer Gelegenheit vorgefallen war, mit den kleinſten Umſtänden, und verſicherte, daß er ſich den Aufſchub der Hochzeit nicht anders als damit zu erklären wiſſe, daß vielleicht ſich eine beſſere Parthie für das Fräulein gefunden habe, und daß man deßwegen einen Vorwand ſuche, um mit dem Herrn von S. brechen zu können. Denn dieſer ſei freilich nicht ſehr begütert, und in dem Hauſe ſeiner Verlobten ſei es gewöhnlich, den Werth des Menſchen nach der Größe ſeiner Einkünfte zu ſchätzen.

Während dieſer Erzählung ſank ich nicht in Ohnmacht.

Ob ich gleich etwas ſchwer zu athmen anfing, ſo hielt mich doch die Ueberzeugung aufrecht, daß ich jetzt einen Wink von Gott bekäme. Dieſe Ueberzeugung gab meiner Seele ſo viel Stärke, daß ich dem Freunde meines Hauſes die Angelegenheit meines Herzens verſchwieg.

Als ich auf mein Lager kam, meldeten ſich die fieberhaften Zufälle, die gewöhnlich bei Perſonen ſich einfinden, die leidenſchaftlich aber unglücklich lieben; doch ich beilegte ſie durch den Glauben, daß mein Schickſal von Gott gelenkt werde, und — ſchlief ruhig ein.

Des Morgens verließ mich mein Gaſt wieder. Sobald ich ihm in den Wagen geholfen hatte, und er zum Thore hinaus gefahren war, eilte ich auf mein Zimmer, ſagte meinem Bedienten, daß ich allein ſein müſſe, verſchloß die Thür und überlegte, was ich zu thun hätte.

Ich ging von dem Gedanken aus: dieſen Beſuch hat dir Gott zugeſchickt — er muß Abſichten haben, weil durch ihn eine für dich ſo äußerſt wichtige Reiſe vereitelt wurde. Als ich dieß ſo hin und her überlegt hatte, wurde ich überzeugt, daß mir Gott einen Wink gegeben habe, die Geliebte meines Herzens nicht zu ehelichen. Denn, dachte ich, nun weißt du ja, daß du dieſe Perſon zur Untreue verleiten mußt, wenn du zu ihrem Beſitze gelangen willſt. Erlaubſt dies die Pflicht? Und — wenn du pflichtvergeſſen genug ſein könnteſt, ſie zur Wortbrüchigkeit zu verleiten, was würde für dich von der Verbindung mit einer Perſon zu erwarten ſein, deren erſtes Verſprechen gegen dich mit dem Brechen eines früher gegebenen feierlichen Verſprechens verbunden wäre? — Ich bekam dadurch Kraft genug, den Entſchluß zu faſſen, daß ich auf die Ehelichung einer Perſon

Verzicht thun wolle, von deren Beſitz ich mir den Himmel auf Erden verſprochen hatte.

Der Entſchluß war nun gefaßt. Aber die Ausführung? Dieſe war freilich ſehr ſchwer. Nur die Ueberzeugung: Gott mißbilligt dieſe Heirath, konnte mich ſtärken, ihm treu zu bleiben. Ich wollte durch Arbeiten mich zerſtreuen, aber ſie gelangen mir nicht; ich beſuchte die Spaziergänge, die mir ſonſt ſo viele Freude gewährt hatten; aber immer fehlte mir meine Geliebte. Ohne daß ich es ſelbſt wollte, kam ich immer auf die Straße, die nach ihrem Wohnſitze führte, und wenn ich einen Wagen in der Ferne erblickte, war ich ſchwach genug, ſtehn zu bleiben, und in demſelben einen Beſuch von ihr zu erwarten.

Einmal ſah ich auch aus meinem Fenſter einen Wagen gerollt kommen. Mein Herz klopfte heftiger. Der Wagen fuhr auf mein Schloß zu; — ſie iſt's — dachte ich, warf mich in die Kleider, ſprang die Treppe hinunter, und ſah, ſtatt meiner Geliebten, einen Jugendfreund ausſteigen, der mit mir in einer Erziehungsanſtalt war erzogen worden. Sein Erblicken erregte in meinem Innern ein Gemiſch von Freude und von Scham, das ſich nicht wohl beſchreiben läßt. Indeß nahm ich den Angekommenen als Freund auf, und erfuhr von ihm, daß er eben eine Reiſe in die Schweiz mache. Als ich mich bei ihm nach dem Zwecke derſelben erkundigte, erfuhr ich, daß er durch die Reiſe nichts weiter zu bewirken ſuche, als — Zerſtreuung. Sein Herz leide unausſprechlich, und er glaube, das beſte Mittel, daſſelbe zu beruhigen, ſei — Entfernung von dem Gegenſtande, der ihm ſeine Leiden verurſache.

Da ich gewohnt war, allenthalben Gott zu ſehen und zu hören, ſo kann man leicht denken, daß dieſe Mittheilung

bei mir die Muthmaßung erregte, ob dies nicht vielleicht eine göttliche Einladung zur Theilnahme an der Reiſe meines Freundes wäre? Beinah, ſagte ich, entſchließe ich mich, dich nach der Schweiz zu begleiten.

Dies hätte ich nicht ſogleich thun ſollen. Mein Vater hatte mir ja geſagt, daß zwar jede Aufforderung und Einladung, die an uns erginge, von Gott komme, daß man aber ja nicht glauben dürfe, als wenn man ſie immer befolgen müſſe; viele hatten auch zur Abſicht, uns zu prüfen und zum Nachdenken zu gewöhnen. Unſere Vernunft müſſe immer entſcheiden, in welchen Fällen wir ſie zu befolgen, und in welchen Fällen wir ſie zurückzuweiſen hätten.

Dieſe Erinnerung, von deren Wahrheit ich überzeugt war, hatte ich damals vergeſſen. Mein Freund fiel mir um den Hals, beſchwor mich, meinen Entſchluß auszuführen, und ließ mir kaum ſo viel Beſinnungskraft übrig, daß ich ſagen konnte: ich will es überlegen.

Als er zur Ruhe gegangen war, überlegte ich es wirklich, und wurde überzeugt, daß eine Reiſe, bei meiner gegenwärtigen Lage, für mich das Beſte ſei, und — daß ich dazu nicht leicht eine ſchicklichere Gelegenheit, als die eben ſich darbietende, würde finden können.

Ich entſchloß mich alſo dazu, und trat die Reiſe, nachdem ich meine Haushaltungsgeſchäfte in Ordnung gebracht hatte, wirklich an.

Sie wirkte ungemein wohlthätig auf mein Gemüth. Das tägliche Erblicken ſo vieler neuen Gegenſtände machte einen ſo ſtarken Eindruck auf mich, daß das Bild meiner Geliebten, das ſich mir ſonſt immer, ohne daß ich es wollte, darſtellte, nach und nach aus der Seele verdrängt wurde. Und — da ich die Reiſe angetreten hatte, ohne mich bei

meiner Geliebten zu beurlauben, ſo hatte ſie dies als ein Zeichen von der Veränderung meiner Geſinnung aufgenommen, und ſich ihrem Verlobten wieder genähert. Als ich aus der Schweiz zurückkam, hatte ſie bereits Hochzeit gehalten, und ich — ich hatte ſie vergeſſen.

Kurz darauf brach ein Krieg aus, und ein feindliches Corps drang in meine Gegend vor. Auch mein Gut wurde vom Feinde beſetzt, der von demſelben eine ſehr große Summe als Brandſchatzung verlangte. Da ich die Unmöglichkeit, dieſelbe herbei zu ſchaffen, vorſtellte: erklärte mir der Befehlshaber — daß er mich als Geiſel mitnehmen würde. Ich erſuchte meine benachbarten Freunde, daß ſie mir Geld vorſchießen möchten: allein ſie konnten nicht, weil ſie mit mir in gleicher Verlegenheit waren. Mein Bedienter rieth mir, zu entweichen, und verſprach, mir dazu behülflich zu ſein; allein von dieſem Vorſchlage Gebrauch zu machen, erlaubte mir meine Vernunft nicht. Dieſe ſagte mir, daß ich durch meine Entfernung die Feinde erbittern und reizen würde, ſich an meinen Gütern und Unterthanen bezahlt zu machen.

Ich glaubte alſo, es ſei Gottes Wille, daß ich mich in die Hände des feindlichen Befehlshabers ausliefern ſolle. Sobald ich davon überzeugt war, trat ich in ſein Zimmer, verſicherte ihm nochmals die Unmöglichkeit, die geforderte Zahlung leiſten zu können, und meine Bereitwilligkeit, mich als Geiſel abführen zu laſſen. Zugleich bat ich ihn, mich mit Schonung zu behandeln. Meine Ehrlichkeit machte auf ihn Eindruck. Er ſchwieg ein Paar Augenblicke; dann ſagte er: Herr! ſo ein ehrlicher Mann, wie Sie ſind, iſt mir lange nicht vorgekommen. Hinge es von mir ab, ſo zöge ich ſogleich fort, ohne einen Pfennig von Ihnen zu verlan-

gen. Aber ich muß meine Ordre befolgen. Packen Sie ein, was Sie nöthig haben; morgen werden wir abreiſen. Was ich zur Milderung Ihres Schickſals thun kann, wird geſchehen, darauf können Sie ſich verlaſſen.

Den nächſten Morgen ſetzte ich mich alſo in den mir angewieſenen Wagen, welcher unter Bedeckung einiger Huſaren abging.

Die Abreiſe konnte für mich nicht anders, als höchſt ſchmerzhaft ſein. Ich ſah mich plötzlich aus meinem Wirkungskreiſe herausgeriſſen; hörte das laute Klaggeſchrei meines Geſindes und meiner Unterthanen; und das Alles griff mich ſo an, daß es mir nicht möglich war, mich der Thränen zu enthalten.

Allein mein Glaube ſtärkte mich. Ich ſah meinen Wächtern in's Geſicht; und ſie waren mir weniger fürchterlich, ſobald ich Kraft genug geſammelt hatte, um ſie als Perſonen betrachten zu können, die, nach Gottes Fügung, mich auf einem dunklen Wege zur Erreichung eines unbekannten, aber gewiß wohlthätigen Zwecks leiten ſollten. Im erſten Nachtquartier ließ ich ihnen eine gute Mahlzeit bereiten und bezahlte ſie. Dieſe Gefälligkeit rührte ſie; ſie wurden geſprächig, jeder erzählte mir ſeine Lebensgeſchichte, und verſchaffte mir dadurch eine angenehme Unterhaltung, die für mich in gewiſſen Rückſichten zugleich lehrreich war.

Als wir in dem zweiten Nachtquartier angelangt waren, ging es eben ſo; und ich freute mich ſehr, daß der Glaube an die alles leitende Vorſehung mein Schickſal, das für viele andere äußerſt ſchrecklich geweſen ſein würde, ſo ſehr gemildert hatte.

Mit dem Bewußtſein, unter Gottes Aufſicht zu ruhen, überließ ich mich dem Schlafe, von einem Huſaren bewacht,

der vor der Thür meines Zimmers ſtand. Mein erquickender Schlaf wurde bald durch eine Hand unterbrochen, die die meinige etwas ſtark ſchüttelte.

Wer da? fragte ich heftig. Erſchrecken Sie nicht! war die Antwort, ich bin der wachthabende Huſar. Wenn Sie fortgehen wollen, ſo können Sie es, ich will Sie nicht aufhalten. Ein Paar Laubthaler — darauf wird es Ihnen ja nicht ankommen. Mein Gefühl ſagte mir ſogleich, daß ich dieſe Einladung verwerfen müſſe: weil es eine ſchändliche Verletzung der Pflicht ſei, wenn ich mein gegebenes Wort brechen wollte. Nein! ſagte ich, Freund! das geht nicht. Mein Wort kann ich nicht brechen — ich danke Ihm für Seine Gefälligkeit. So trat er wieder ab, und ich ſchlief bald wieder ein, da mein Gewiſſen mir ſagte, daß ich recht gehandelt hätte.

Den folgenden Tag kam ich an dem Orte an, der zu meinem Aufenthalte während der Gefangenſchaft beſtimmt war. Ein enges Zimmer wurde mir angewieſen, aus deſſen Fenſter ich keine andere Ausſicht hatte, als — auf einen Miſthof. Wirklich verurſachte mir der Gedanke, daß ich nun in gänzliche Unthätigkeit verſetzt und von dem Genuſſe meiner gewöhnlichen und unſchuldigen Freuden getrennt ſei, eine Anwandlung von Schwermuth. Wenn ich aber bedachte, daß ich bei Gott mich befinde, und daß mein Leiden von ihm über mich verhängt, und alſo gewiß für mich ſehr wohlthätig ſei: ſo wurde mir meine Lage dadurch wieder erträglich, und bekam ſogar in meinen Augen gewiſſe Reize.

Fünf Tage hatte ich mich in derſelben befunden, als der Commandant in mein Zimmer trat, und ſich erkundigte, wie es mir ginge, und ob ich über etwas zu klagen hätte? Nach meinen Grundſätzen betrachtete ich ihn als den Mann,

in deſſen Hände Gott auf einige Zeit mein Schickſal gelegt hätte. Seine Ankunft war mir alſo angenehm, und es war mir leicht, ihm mit Achtung zu begegnen. Mir, ſagte ich, fehlt nichts als Freiheit.

Dafür, antwortete er, ſind Sie Gefangener. In der Gefangenſchaft kann man nicht frei ſein.

Aber doch kann man, — fuhr ich fort, — die Erlaubniß durch beſondere Begünſtigung erhalten, ausgehen und die Gegend beſehn zu dürfen.

Die ſollen Sie haben, war ſeine Antwort, wenn Sie mich ſchriftlich verſichern, auf Ihr Ehrenwort jeden Abend in Ihrem Quartiere ſich wieder einfinden zu wollen.

Dies that ich, und fühlte nun meine drückende Lage gar ſehr erleichtert.

Da ich auf meinen Spatziergängen bemerkte, daß in dieſer Gegend die Viehzucht ſehr ſtark getrieben werde, ſo machte ich mich ſogleich mit allen nah wohnenden Gutsbeſitzern und Pachtern bekannt, und lernte von ihnen manches Neue, das beſonders den Anbau der Futtergräſer und eine zweckmäßigere Einrichtung der Viehſtälle betraf.

Nun war das Läſtige der Gefangenſchaft gänzlich für mich verſchwunden; ich betrachtete den Ort, an welchem ich zu verweilen gezwungen war, als eine Schule, in die mich Gott geführt hätte, damit ich mir Kenntniſſe erwerben möchte, die mir für die Zukunft nöthig wären. Dieſe Vorſtellung reizte mich, auf alles, was ich hier ſah und hörte, recht aufmerkſam zu ſein, und mich nach allem recht genau zu erkundigen.

Ich bin jetzt ein ſehr begüterter Mann, und meine Bauern ſind die wohlhabendſten in der ganzen Gegend. Wenn ich nun nachdenke, woher dies rühre? ſo finde ich

immer den vorzüglichſten Grund davon in meiner Gefangenſchaft. Die Kenntniſſe, die ich mir während derſelben erwarb, benutzte ich in der Folge bei der Verwaltung meimer Güter, und brachte es in wenigen Jahren ſo weit, daß ſie mir viermal mehr als ehedem eintrugen. Mein Beiſpiel machte auf die Bauern Eindruck; ſie ahmten es nach, und finden nun, daß dadurch ihre Umſtände ſehr ſind verbeſſert worden.

Sobald ich in dieſer Schule ausgelernt hatte, fanden meine Freunde Mittel, die Summe aufzubringen, die mir als Contribution war aufgelegt worden. Ich hatte nichts davon erfahren. Als ich nun einmal ausgehen wollte, um die Gegend zu beſehen, ſtieß ich auf den Commandanten, der mir lächelnd meine Freiheit ankündigte. Ich wollte ihm dankbar die Hand drücken; er ſchloß mich aber in ſeine Arme und ſagte: ich freue mich, daß ich in Ihnen einen rechtſchaffenen Mann habe kennen lernen; ſein Sie mein Freund!

So reiste ich denn ab, mit dem innigſten Gefühle des Danks gegen den Allgütigen, der mir neue Beweiſe ſeiner Nähe und ſeiner Sorge für mich gegeben hatte. Meine Reiſe war den erſten Tag über glücklich, bis der Abend einbrach. Dieſer übereilte mich ſchneller, als ich es erwartet hatte; und was das Schlimmſte war, ſo wurde der Weg immer ſchlechter, jemehr die Dunkelheit zunahm. Das langſame, gefahrdrohende Fortrücken des Wagens, die Kälte und Feuchtigkeit der Luft, wirkten nachtheilig auf mich ein, und nur der Glaube, daß ich auch jetzt bei Gott ſei, konnte mich vor Kleinmuth bewahren. Endlich ſchlug der Wagen, der an einem Abhange hinfuhr, gar um. Ich wurde in einen Moraſt geworfen, und der Wagen lag auf mir. Mir

aus dem Moraſte zu helfen, vermochte ich nicht, weil ich mich nicht regen konnte; kaum gelang es mir, mit aller Anſtrengung, den Kopf aufrecht zu erhalten, damit ich nicht erſtickte. Der Poſtknecht war, ſo ſehr er ſich auch anſtrengte, nicht vermögend, den Wagen allein wieder in die Höhe zu bringen. Er ſchrie alſo um Hülfe, und ſtieß in das Poſthorn; aber keine Hülfe wollte kommen. Alles was ich thun konnte, war — daß ich dem Poſtknechte auftrug, er möge die Pferde losſpannen, damit ich nicht geſchleift würde. Ich litt unausſprechlich, und überließ mich Gott, bereit, von der Welt abzutreten, wenn er mich jetzt abforderte.

Da hörte mein Poſtknecht einen Reiter; er verdoppelte ſeine Kräfte beim Rufen um Hülfe, ſtieß nochmals in das Poſthorn, ſchrie wieder, — und ſogleich war der Reiter da.

Was gibt's hier? fragte derſelbe ängſtlich.

Hülfe! ſchrie mein Poſtknecht. Hier liegt ein Paſſagier im Moraſte, der Wagen auf ihm, und ich kann ihm nicht helfen.

Geduld! ſagte der Reiter; in einer Viertelſtunde ſoll Hülfe da ſein.

Die Viertelſtunde dünkte mir lang; aber als ich faſt unter meinen Schmerzen erliegen wollte, rief mein Poſtknecht: nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen! dort kommen Laternen.

Jetzt kommen Gottes Engel, dachte ich bei mir ſelbſt, die mich retten werden. Bald war ein Trupp Bauern, mit Laternen und Hebebäumen verſehn, da; man hob den Wagen in die Höhe und zog mich aus dem Moraſte heraus.

Da ſtand ich nun mit zitternden Gliedern, faſt ohne Bewußtſein. Eine Hand faßte freundſchaftlich die meinige, und der ſie mir bot, fragte: Sie haben doch nichts zerbro-

chen? Ich fühle nichts, antwortete ich; noch kann ich alle Glieder bewegen.

Deſto beſſer! fuhr er fort; jetzt laſſen Sie es ſich gefallen, auf meinem Gute Nachtquartier zu nehmen und ihre Kleider zu wechſeln.

Ich nahm dieß Anerbieten mit Dank an, ging, um mich zu erwärmen, bei dem Lichte der Laternen zu Fuße, und einige Bauern blieben mit ihren Laternen zur Begleitung bei dem Wagen.

Als ich auf dem Gute ankam, fand ich ein erwärmtes Zimmer, und Wäſche und Kleidung, um mich umkleiden zu können. Dieß that mir unausſprechlich wohl.

Nachdem ich die Kleider gewechſelt hatte, wurde ich befragt, ob ich lieber auf meinem Zimmer oder mit der Familie ſpeiſen wollte? Ich wählte das letztere, weil ich ein inniges Verlangen empfand, den Mann näher kennen zu lernen, der mir ſo liebreich das Leben gerettet hatte.

Ich wurde in ein Zimmer geführt, wo ich eine Tafel ganz prunklos, aber anſtändig und reinlich gedeckt fand, um welche der Hausvater und die Hausmutter mit ihren vier Kindern ſtanden, die mir alle ihr herzliches Beileid wegen des erlittenen Unfalls bezeigten.

Die Mahlzeit wurde, unter herzlichen Geſprächen über Landwirthſchaft und über die Verwüſtungen, welche der Krieg in den dortigen Gegenden angerichtet hatte, eingenommen. Sie würden länger gedauert haben, wenn meine Müdigkeit mich nicht genöthigt hätte, bald meine Lagerſtätte zu ſuchen.

Den andern Morgen reiste ich, unter Bezeigung des herzlichſten Danks gegen dieſe gaſtfreie Familie, wieder ab,

und kam Tags darauf glücklich auf meinem Gute an, wo ich von allen Anverwandten auf das zärtlichſte, und von meinen Bauern mit lautem Jubel empfangen wurde. Die lange Entfernung vom Hauſe hatte mich allen werther gemacht, und ich erkannte auch darin ihre guten Wirkungen.

Die älteſte Tochter jenes gaſtfreien Ehepaars hatte auf mich ſolchen Eindruck gemacht, daß ich die Bekanntſchaft mit der Familie unterhielt. Wir lernten einander immer beſſer kennen; meine Ueberzeugung von der Rechtſchaffenheit dieſer Familie befeſtigte ſich immer mehr: bis endlich mein Wunſch erfüllt und die älteſte Tochter meine Frau wurde, mit welcher ich 25 Jahre hindurch eine glückliche Ehe geführt habe.

Dieſe Geſchichte könnte leicht weiter ausgeführt werden; allein ſchon dieß Bruchſtück zeigt hinlänglich, wie man zum Umgange mit Gott gelangen und Gott allenthalben finden kann.

Gott iſt immer bei uns; er wirkt um uns, er ſpricht zu uns, lehrt, warnt und tröſtet uns; — wenn wir aber ſeine Stimme immer vernehmen wollen, ſo müſſen wir auch aufmerkſam ſein, und uns dazu gewöhnen, bei allem, was wir um uns ſehen, und was uns begegnet, an Gott zu denken.

Der Glaube, daß Gott alles wiſſe, an allen Orten zugegen ſei, alle unſere Schickſale regiere, iſt, wie ich vorhin ſchon ſagte, ziemlich allgemein. Allein bei den Mehreſten iſt er ein todter Glaube, und bleibt ohne alle Wirkſamkeit auf das Herz. Wie könnte ſonſt unter den Glaubigen ſo großer Mißmuth, ſo große Furcht vor der Zukunft herrſchen?

Dieß kommt vorzüglich daher: weil man ſich nicht ge-

wöhnt hat, die Anwendung auf einzelne Fälle zu machen. Willſt du das beſeligende dieſes Glaubens recht fühlen, den Umgang mit Gott genießen, und durch denſelben die Erde für dich zum Himmel umſchaffen: ſo mußt du ſchlechterdings alles, was da iſt und geſchieht, und geſchehen wird, als Gottes Wirkung anſehen lernen, und dich gewöhnen, mit der innigſten Ueberzeugung zu dir ſelbſt zu ſagen: Gott hat meine Arbeit gelingen laſſen; Gott hat mein Geſchäft mir angewieſen; Gott hat mich mit dieſen Menſchen in Verbindung geſetzt; Gott hat mir dieſe Krankheit zugeſchickt; Gott hat mir mein Weib genommen; Gott donnert; Gott hat eine Feuersbrunſt geſchickt; Gott hat Revolutionen oder Krieg veranſtaltet.

Dieſe Vorſtellungsart iſt freilich alt; ſie ſchmeckt nach der Vorwelt; ſie iſt aber — darin ſtimmen Vernunft und Herz des Unbefangenen auf das vollkommenſte mit einander überein — gewiß wahr.

Verſuche es nur, mein Freund! glaube herzlich, daß Gott allenthalben wirkt, und dann blicke mit dieſem Glauben auf die Welt! Wird ſie nicht durch dieſen Glauben zum Himmel umgeſchaffen? Iſt nicht, ſo lange du feſt an ihn dich hältſt, alles Böſe und Schreckliche und Furchtbare, über welches du bisher ſeufzteſt, mit einem Male für dich verſchwunden?

Die ſchöne Gegend, die du um dich erblickſt, wird ſie dir nicht viel werther, wenn du ſie als eine Schöpfung Gottes betrachteſt? — Die Frucht, die du von deinem Baume brichſt, ſchmeckt ſie dir nicht ſüßer, wenn du ſie als Gabe Gottes annimmſt? — Jener Moraſt, den du vor dir erblickſt, der dir bisher ſo widrig erſchien, verliert er nicht ſein Unangenehmes, wenn du ihn als Gottes Werk an-

ſiehſt, und dir denkſt, daß er gute Zwecke durch denſelben erreichen, vielleicht die Kräfte der Menſchen bei'm Austrocknen deſſelben üben will? — Deine Arbeiten, die dir bisher läſtig waren, mögen ſie in der Regierung eines Volks oder im Schuhflicken beſtehen, was ſind ſie nun? Aufträge Gottes, die du mit Freuden beſorgen wirſt. — Deine körperlichen und Seelen-Leiden, was ſind ſie? Erziehungsmittel, wodurch Gott dich zu veredeln ſucht. — Die entſetzlichſten Scenen des Kriegs, was ſind ſie? Veranſtaltungen der höchſten Weisheit, um große Zwecke für's Ganze zu erreichen. — Die ſchrecklichſten Ausſichten in die Zukunft, was ſind ſie? Hirngeſpinſte, die durch den Glauben an Gott verſcheucht werden. Wenn dieſer alles regiert, ſo regiert er auch die Zukunft. Wie kann denn da etwas Schreckliches ſein, wo ein Allweiſer, ein Allgütiger regiert?

So viel iſt alſo gewiß: man fühlt in der Stunde, in welcher man glaubt, daß Gott allenthalben wirke, daß man im Himmel ſei. Deßwegen iſt es Pflicht für jeden, der den Himmel auf Erden zu finden wünſcht, ſich zu dieſem Glauben zu gewöhnen, und ſich darin immer mehr zu beſtärken.

Vielleicht hat nie ein Menſch gelebt, bei dem dieſer Glaube zu allen Zeiten recht lebendig geweſen wäre. Unordnungen im Körper, das Zuſammentreffen von unangenehmen Vorfällen verdunkeln ihn oft, ſo wie die Sonne bisweilen Wochen lang durch in der Luft angehäufte Dünſte den Augen entzogen wird. Aber, wenn er einmal in der Seele Wurzel geſchlagen hat, thut er doch, auch unter den widrigſten äußern Verhältniſſen, ſeine Wirkung, bewahrt vor Verzweiflung, ſchützt gegen grobe Verirrungen, und

nährt den Eifer, ſeiner Pflicht treu zu bleiben; ſo wie die Sonne auch dann noch uns leuchtet und wärmt, wenn wir ſie, wegen der Menge der in der Luft angehäuften Dünſte, nicht ſehen können.

Mit dieſem Glauben muß aber auch unſere ganze Art zu denken und zu handeln übereinſtimmen, wenn wir des Genuſſes himmliſcher Seligkeit fähig ſein wollen. Je richtiger und heller die Einſichten ſind, deſto trauriger wird der Zuſtand unſerer Seele, wenn wir denſelben nicht gemäß denken und handeln.

Glauben wir alſo, daß alles, was uns begegnet, unter göttlicher Leitung ſtehe: ſo müſſen wir ſchlechterdings den Unmuth, den Gram, den Zorn, die Traurigkeit, die uns anwandeln, wenn die Schickſale, die uns treffen, nicht mit unſern Wünſchen übereinſtimmen, zu beſiegen ſuchen. Derjenige, der um ſich her nur Naturkräfte, nur Menſchen handeln ſieht, und, durch ſeine Eigenliebe verblendet, erwartet, daß alles nach ſeinen Wünſchen ſich richten ſoll — der mag unmuthig ſein, und zürnen und ſich grämen, wenn ſeine Wünſche vereitelt werden, wenn ſeine Erwartungen fehl ſchlagen. Er hat Grund dazu. Iſt's aber nicht Thorheit, wenn ein Anderer, der von der Ueberzeugung beſeelt iſt, daß alle Wirkungen in der Welt unter der Leitung der höchſten Weisheit und Güte ſtehen, ſich eben dieß erlaubt?

Du wünſcheſt z. B., daß eine gewiſſe Nation, die mit einer andern in Krieg verwickelt iſt, ſiegen möge, und — ſie wird überwunden; du rechneſt darauf, daß ein gewiſſes Amt, das du glaubſt verdient zu haben, dir werde angetragen werden, und es wird einem Unwürdigen, wohl gar mit der Bemerkung, daß es zur Belohnung ſeiner Verdienſte geſchehe, überwieſen; du haſt ein Kapital aus-

ſtehen, von deſſen Zinſen du deine mehreſten Bedürfniſſe beſtreiteſt, und — es geht verloren; dein beſter Freund ſtirbt — deine Arbeit wird nicht geſucht — ein anhaltender Regen fällt ein und verderbt den Weizen, den du haſt mähen laſſen: ſo ſind dieß lauter Vorfälle, die zum Unmuthe reizen, deſſen erſter Anwandlung man ſchwerlich immer wird widerſtehen können. Wie kannſt du ihn aber unterhalten und nähren, wenn du glaubſt, daß Gott dieß alles gethan habe? Kannſt du, wie Er, das Ganze, kannſt du den Weg überſehen, den er dich leitet? Glaubſt du beſſer, als Er, zu verſtehen, was für das Ganze, und was für dich ſelbſt gut ſei? oder ſtehſt du vielleicht in der Meinung, daß die Befriedigung deiner Wünſche der Zweck ſei, um deßwillen dich einſt die Kraft des Schöpfers habe entſtehen laſſen?

Biſt du ſo glücklich, es dahin zu bringen, daß dein Glaube über deine Selbſtſucht ſiegt, und den Unwillen über Begebenheiten, die mit deinen Wünſchen und Erwartungen nicht übereinſtimmen, in deiner Seele dämpft, ſo daß du bei ſolchen Ereigniſſen ruhig und heiter bleiben kannſt, ſo bedenke ſelbſt, in welch' reizender Geſtalt du die Erde erblicken wirſt.

Wenn du den Grund von allen deinen Seelenleiden unterſuchen willſt, ſo wirſt du ihn faſt immer darin finden, daß es nicht ſo geht, wie du wünſcheſt. Was haſt du alſo zu thun, um dieſe Leiden zu entfernen? Entweder mußt du es ſo weit zu bringen ſuchen, daß es künftig anders in der Welt geht, daß Krieg und Frieden, Witterung, die Handlungsweiſe deiner Nebenmenſchen, durchaus nach deinem Sinne eingerichtet werden; oder — du mußt deinen Unwillen zu mäßigen und dich dabei zu beruhigen ſu-

chen, wenn dieß nicht geſchieht. Das erſtere kannſt du nicht, wie du wohl fühlen wirſt; das andere aber kannſt du, wenn du dich gewöhneſt, alles als eine wohlthätige Schickung der höchſten Weisheit und Güte anzuſehen. Dann werden auch deine bisherigen Leiden großentheils wegfallen, und du wirſt dich ſelbſt wundern, wie ſchön es auf der Erde ſei, auf welcher es dir ſonſt gar nicht gefallen wollte.

Dieſe Beruhigung darf aber nicht in Fühlloſigkeit und Unthätigkeit ausarten. Der uns Gefühl gab, wollte ohne Zweifel, daß wir fühlen, und der uns Kräfte verlieh, wollte, daß wir ſie gebrauchen ſollten. Die unangenehmen Empfindungen ſollen aber nicht unſern Unwillen, ſondern unſere Kräfte reizen. Jedes widrige Schickſal muß zuerſt unſere Denkkraft in Thätigkeit ſetzen; wir müſſen überlegen, ob es nicht Pflicht ſei, unſere Kräfte dazu anzuwenden, daß wir daſſelbe zu entfernen, oder wenigſtens zu mildern ſuchen, und ob die Kräfte, die uns zu Gebote ſtehen, dazu hinreichend ſind. Haben wir ſowohl von jenem als von dieſem uns überzeugt, ſo dürfen wir dieſes widrige Schickſal als eine göttliche Aufforderung zur Thätigkeit anſehen. Achte auf ſie! wende deine Kräfte an! und du wirſt in den mehreſten Fällen das Vergnügen haben, zu ſehen, daß deine Bemühungen gelingen, und manches, was dir unangenehm war, aus deinem Wirkungskreis entfernt wird.

Dein Kind wird z. B. gefährlich krank; ſei nicht kleinmüthig! klage nicht! es iſt ja Gottes Schickung. Sei aber dabei auch nicht unthätig: denn du biſt Vater. Die Pflicht gebietet dir, dein Möglichſtes zu thun, um es zu retten. Du weißt nicht, welches Rettungsmittel du anwenden ſollſt; aber du kennſt einen geſchickten Arzt, der ſchon vieler Men-

ſchen Leben rettete; — ſuche ihn auf und bitte um ſeinen Beiſtand!

Nur dann kannſt du, auch ohne thätig zu ſein, bei einem widrigen Schickſale dich ganz beruhigen, wenn du weißt, daß deine Kräfte entweder nicht vermögend ſind, daſſelbe abzuändern, oder daß du dazu nicht verpflichtet biſt, oder — wenn du gethan haſt, was du thun konnteſt. So beruhigt ſich der Freund bei der Nachricht, daß ſein Freund, der von ihm entfernt lebte, die Erde verlaſſen habe; der verſtändige Privatmann bei dem Ausbruche eines Kriegs; der Vater, der that, was er nach ſeinen Einſichten und Kräften thun konnte, um ſeines Kindes Leben zu retten, wenn ſeine Bemühung fruchtlos iſt.

Was von den gegenwärtigen widrigen Schickſalen gilt, das gilt auch von den künftigen. Die Furcht vor denſelben mußt du durch den Glauben an die alles leitende Güte und Weisheit Gottes zu beſiegen ſuchen. Siehſt du in der Ferne ein unangenehmes Schickſal, das deiner wartet, ſo erſchrick nicht! der Gott, der dich bisher ſo gut leitete, daß du in deiner ganzen Lebensgeſchichte Spuren ſeiner Weisheit und Güte findeſt, der waltet auch über die Zukunft, und es kann dir nichts begegnen, als was Er dir zuſchickt, was dir alſo nützlich iſt. Ueberlege, ob du verbunden und im Stande ſeieſt, etwas zur Abwendung der bevorſtehenden Widerwärtigkeit zu thun, und — thue es, wenn du dich dazu für verpflichtet und für ſtark genug hältſt. Findeſt du z. B., daß deine Hausgenoſſen leichtſinnig mit dem Feuer umgehen, und beſorgſt deßwegen, daß über lang oder kurz eine Feuersbrunſt dein Eigenthum verwüſten werde, ſo fürchte dich nicht, ſondern — handle! mache ſogleich die wirkſamſten Anſtalten, dieſem Leichtſinne

zu ſteuern. Biſt du beſorgt, dein Kind möchte verführt werden, ſo präge ihm deſto eifriger Grundſätze ein, die es dagegen bewahren können, und ſuche, wo möglich, es von Perſonen zu entfernen, die ihm gefährlich ſind.

Fühlſt du dich aber weder verpflichtet noch ſtark genug, um etwas zur Abwendung eines dir drohenden widrigen Schickſals zu thun: nun ſo laß deinen Glauben deſto thätiger ſein. Wenn du oft bedenkſt, daß alles, was dir begegnen ſolle, von Gott beſtimmt ſei: was haſt du dann noch zu fürchten? Iſt dir die Widerwärtigkeit wirklich nachtheilig, ſo wird ſie dich gewiß nicht treffen, ſondern durch die Dazwiſchenkunft einer ganz unerwarteten Begebenheit entfernt werden; iſt ſie dir aber gut, iſt ſie zur mehreren Ausbildung und Entwickelung deiner Seelenkräfte nothwendig, ſo *gehe ihr getroſt* entgegen. So viele widrige *Schickſale haſt du, ſeit* deinem Eintritte in's Erdenleben, *ſchon überwunden!* — der dir ſie überwinden half, wird dir auch *das neu drohende* überwinden helfen.

Biſt du ferner überzeugt, daß Gott zu dir rede, oder dich auffordere, etwas zu thun oder zu laſſen, ſo biſt du auch, wenn dir deine Gemüthsruhe lieb iſt, ſchlechterdings verbunden, den dir gegebenen Aufforderungen dich zu fügen, und durch keine Trägheit noch Schwierigkeit dich davon abhalten zu laſſen.

Wer Gottes Stimme nicht vernimmt, hat ſich auch keine Vorwürfe zu machen, wenn er ſie nicht befolgt. Wie willſt du dich aber beruhigen, wenn du ſie wirklich hörſt, und ihr doch ungehorſam biſt? Heute, ſo ihr des Herrn Stimme hört, ſo verſtocket eure Herzen nicht!

Wirſt du alſo durch deine Lage, oder durch einen be-

ſondern Zufall, oder durch einen Menſchen, es ſei mündlich oder ſchriftlich, genöthigt, erinnert oder aufgefordert, etwas zu thun; oder gedrungen, gewarnt, durch Befehle beſtimmt, von einem gewiſſen Vorhaben abzuſtehen, ſo bleibe dabei nicht gleichgültig! Gott ſpricht mit dir! Ueberlege vor allem ſorgfältig, ob dieſe Stimme zur Uebung oder zur Befolgung an dich ergehe; das heißt: ob du wirklich verpflichtet biſt, ob dein Gewiſſen es dir erlaubt, den Schritt zu thun, zu welchem du aufgefordert wirſt, und ob du dazu die nöthigen Einſichten und Kräfte habeſt. Im letztern Falle gehorche! ſollte es auch mit vieler Aufopferung geſchehen müſſen. Es iſt unmöglich, ſich Gottes freuen zu können, ſo lange man ſeinen Willen, den man wirklich vernommen hat, nicht befolgt.

Dieß ſei genug von der Möglichkeit, Gott handeln zu ſehen, und ihn ſprechen zu hören. Nun noch etwas von der Möglichkeit, mit ihm zu reden, und von der Seligkeit, die daraus entſpringt. An die Möglichkeit hat man zu allen Zeiten geglaubt. Woher rührten ſonſt die Gebete, die man bei allen kultivirten Völkern antrifft? Aber die Wirkſamkeit des Gebets wird in den neuern Zeiten von vielen, und zwar in den mehreſten Fällen mit Recht, bezweifelt.

Wenn man unter einem Gebet das verſteht, was es freilich in den Augen ſehr vieler Menſchen ſein mag: eine an Gott gerichtete Rede, durch welche man ihn zu bewegen ſucht, daß er unſere Schickſale nach unſerm Willen lenken möge, ſo begreife ich nicht, was ein ſolches Gebet wirken ſoll. Wenn es gewiß iſt, daß Gottes Weisheit und Güte die Welt regiert, wie kann man ihr denn zumuthen, daß ſie ſich nach unſern Wünſchen richten ſolle? Entweder ſind

unſere Wünſche der göttlichen Weisheit und Güte gemäß, oder ſie ſind es nicht; im erſtern Falle werden ſie erfüllt werden, ohne unſer Gebet; im letztern Falle darf man nicht erwarten, daß Gott durch unſer Gebet ſich werde bewegen laſſen, unweiſe und ungütig zu handeln.

Gebete, welche in der eben erwähnten Abſicht an Gott gerichtet werden, ſind nicht nur vergeblich, ſondern wirklich ſchädlich, indem ſie gegen Gott mißtrauiſch machen. Wenn man nun Jahre lang um etwas bittet, und es hilft doch nichts, die Sache geht immer ihren beſtimmten Gang fort, wie kann man von Gott noch glauben, daß er unſere Gebete erhöre?

Es gibt aber noch ein Gebet anderer Art, deſſen wohlthätige Wirkungen unläugbar ſind. Dieß beſteht in einem lebhaften Andenken an Gott. Die Vorſtellung von der Gegenwart eines Weſens, das allgütig und allweiſe iſt, das alles, was um uns iſt, hervorbrachte, das alle Wirkungen der Natur lenkt, das auch mich kennt, mich hervorbrachte, mir ſo viele Beweiſe ſeiner Güte, durch meine Bildung und meine Erziehung, durch die weiſe Verbindung meiner Schickſale gab, hat etwas ſo Anziehendes, daß man ſie gern unterhält, daß ſie leicht einen hohen Grad der Lebhaftigkeit annimmt, und auf einige Zeit die Aufmerkſamkeit von dem Sichtbaren abzieht. Bisweilen geht ſie in Worte über; aber dieß iſt nicht immer nothwendig. Iſt's wahr, daß Gott alles weiß, ſo weiß er auch unſere Gedanken; und die Ueberzeugung, daß man mit Gott ſpreche, oder daß er unſere Gedanken vernehme, wenn man recht lebhaft an ihn denkt, iſt keineswegs etwas Täuſchendes. Dieß lebhafte Andenken wird auch Wünſche erzeugen; aber gewiß nicht ſolche, die ſich auf eine Abän-

derung unſerer Schickſale beziehen. Wie kann man wohl, wenn man ſich lebhaft vorſtellt, daß Gott alles regiert, alles mit Weisheit und Güte regiert, — wie kann man da wohl ſo kühn ſein, von ihm zu verlangen, daß er ſeine Regierung nach unſern Wünſchen einrichten ſolle? Die durch ein ſolches Gebet erzeugten Wünſche werden ſich blos auf uns beziehen, blos darauf, daß wir uns ganz Gott ergeben, immer vollkommener ſeinen Willen thun, jedes Schickſal, das uns trifft, mit Dank annehmen, unſere uns aufgetragenen Geſchäfte mit möglichſter Treue erfüllen möchten.

Hier iſt ein ſolches Gebet, wie es ganz natürlich in einem Menſchen entſtehen muß, der ſeine Gedanken auf Gott richtet, und richtige Begriffe von ihm hat. Ich ſtelle mir ihn vor, wie er noch einmal nach dem geſtirnten Himmel blickt, ehe er in ſeine Ruhekammer geht. „Gott! denkt er, wie groß biſt du! zahllos ſind die Sterne, die ich hier erblicke — jeder ein Weltkörper — die mehreſten ſind Sonnen, die andern Körpern Licht und Wärme mittheilen, ſo wie unſere Sonne der Erde, worauf ſo viele Millionen leben! — Dort auf jenen glänzenden Punkten iſt gewiß auch Leben — gewiß! denn warum ſollteſt du alles Leben blos auf dieſer Erde zuſammengedrängt haben? Das alles iſt dein Werk! das alles ſteht unter deiner Aufſicht! Und doch, Allvater! doch bemerkſt du bei dem zahlloſen Heere deiner Werke auch mich! Vor einigen Jahren war ich noch nicht; dann entſtand ich, empfing den Körper, über deſſen weiſe Zuſammenſetzung ich noch immer erſtaunen muß, kam auf der Erde an, ſah, hörte, empfand, was um mich her vorging, wurde nach und nach meiner immer deutlicher bewußt, und lernte viel, lernte auch dich kennen, mein

Vater! — Wie viele Freuden haſt du mir beſcheert! aus wie vielen Gefahren mich errettet! wie viele Leiden mir zugeſchickt, von denen ich nun einſehe, daß ſie für mich ſehr wohlthätig waren! — Möchte ich dich doch nie vergeſſen! Möchte das Andenken an dich mich doch nie verlaſſen! möchte ich doch nie unwillig werden, wann Widerwärtigkeiten mich treffen, da ich ſo ganz gewiß überzeugt bin, daß ſie von dir kommen und wohlthätige Abſichten haben. Möchte ich doch die Kräfte, die du mir gabſt, ſtets nach deinem Willen anwenden, und die Geſchäfte, die du mir auftrugſt, auch dann, wenn ſie mir mühſam werden, recht treu ausrichten, damit ich durch meine Thätigkeit auch etwas beitrage zum Beſten der Welt, in welcher du mich ſo viel Gutes haſt genießen laſſen!“

Daß ein ſolches Gebet auf die menſchliche Seele den wohlthätigſten Eindruck machen müſſe, iſt leicht zu begreifen. Alle, die auf dieſe Art beteten, werden ihn empfunden haben.

Iſt es nicht wahr, Freund! in dem Zeitpunkte, in welchem du auf dieſe Art beteteſt, hatteſt du das ſeligſte Gefühl? du glaubteſt bei Gott zu ſein; alle deine Seelenkräfte wurden erhöht; du saheſt vieles deutlich ein, was dir ſonſt dunkel war; fühlteſt Kraft in dir, auf Mittel zu ſinnen, durch welche du dich aus Verlegenheiten retten könneſt, aus welchen du dir ſonſt nicht zu helfen wußteſt; warſt über allen Unmuth erhoben; empfandeſt Muth, jeder Gefahr die Spitze zu bieten, und herzlichen Eifer, in deinen Geſchäften die möglichſte Treue zu beweiſen? kurz, du hatteſt in dieſem Zeitpunkte den — Himmel auf Erden.

Wäre es möglich, ſich Gott und unſer Verhältniß gegen ihn immer ſo lebhaft, wie in dem Zeitpunkte einer

ſolchen Anbetung, zu denken, ſo würden wir gewiß ſchon hienieden einen ſo hohen Grad von Seligkeit genießen, als man in der Ewigkeit erwartet.

Dieß iſt denn aber freilich nicht möglich; und ein Jeder wird auch wohl zugeſtehen müſſen, daß es nicht immer in ſeinen Kräften ſtehe, ſeiner Seele die zu einem ſolchen Gebete nöthige Stimmung zu geben. Indeß beweiſen es doch dieſe Empfindungen, die gewiß mehrere Leſer werden gehabt haben, daß man zu gewiſſen Zeiten im eigentlichen Verſtande den Himmel auf Erden haben könne. Auch iſt es gewiß, daß noch einige Zeit nach der Verrichtung eines ſolchen Gebets die gute Wirkung davon in der Seele fortdauert. Man fühlt ſich veredelt, iſt uneigennütziger, großmüthiger, entſchloſſener, muthiger, ſtandhafter, duldſamer, in ſeinen Geſchäften fleißiger.

Sollten wir alſo nicht den Himmel auf Erden haben können, da wir Gott allenthalben wirken ſehen, ſeine Stimme hören und mit ihm ſprechen können?

Drittes Buch.

Von der Seligkeit, welche aus der Betrachtung der Werke Gottes entſpringt.

Daß nach unſerm Abſchiede von der Erde eine große Seligkeit für uns aus der Betrachtung der Werke Gottes entſpringen werde, glauben wir, und freuen uns darauf; bedenken aber nicht, daß wir dieſe Seligkeit ſchon jetzt haben können. Wir gleichen darin gewiſſen Leuten, die mit Entzücken die Beſchreibung von den Produkten fremder Länder, welche ſie noch nicht geſehen haben, anhören, aber gegen alle die Güter, die das Land, in dem ſie leben, hervorbringt, gleichgültig ſind. Warum wollen wir denn den Genuß dieſer Seligkeit bis nach unſerm Abſchiede von der Erde verſparen? wir ſind ja hier ſchon allenthalben mit Werken Gottes umgeben. Wenn wir die Seligkeit, die ſie uns verſchaffen könnten, nicht genießen, ſo liegt der Grund davon blos darin, daß wir ſie nicht betrachten. Was für Grund haben wir denn, zu hoffen, daß wir künftig die Werke Gottes betrachten werden, wenn wir uns jetzt nicht dazu gewöhnen? Und iſt's wohl denkbar, daß ſie, auch ohne daß wir ſie betrachten, künftig mehr Seligkeit uns verſchaffen werden, als jetzt?

Betrachte alſo die Werke Gottes, und du wirſt dir eine Quelle der Seligkeit öffnen!

So muß man folglich, wird man mir einwenden, die himmliſche Seligkeit vorzüglich bei den größten Naturforſchern ſuchen? Stimmt hiermit wohl die Erfahrung überein? — Freilich nicht. Und die Urſache, warum nicht alle Naturforſcher die himmliſche Seligkeit genießen, iſt zweifach. Erſtlich: weil manchen unter ihnen die Haupteigenſchaften fehlen, die uns des Genuſſes der Seligkeit fähig machen: Erfüllung der Pflichten und Umgang mit Gott; zweitens: weil es Naturforſcher gib', die in ihrem Leben kein Werk Gottes betrachtet haben. Es iſt ganz etwas anderes: den Bau des menſchlichen Körpers bis in ſeine zarteſten Theilchen hin unterſuchen; den Lauf der Himmelskörper beobachten und berechnen; die Merkmale aufſuchen, wodurch die Pflanzenarten ſich von einander unterſcheiden; als: in alle dieſem die weiſen Abſichten des Schöpfers aufſuchen, in allem, was iſt, die Güte und Weisheit des Schöpfers bemerken. Jenes iſt kaltes Studium der Natur; dieſes nur iſt fromme Betrachtung der Werke Gottes. Jenes verſchafft mannigfaltige Kenntniſſe; dieſes führt zur Ruhe und Seligkeit.

Wenn wir in unſerer Jugend gefragt wurden: welches ſind denn die vorzüglichſten Werke Gottes? ſo pflegten wir zu antworten: die Engel.

Wir freuen uns daher auch darauf, daß wir dereinſt mit den Engeln Bekanntſchaft haben werden. Allein auch auf der Erde können wir ſchon zu dieſer Bekanntſchaft gelangen.

Leſen wir denn nicht in der Bibel, daß ehedem den Menſchen bisweilen Engel erſchienen ſind, und ſie aus den

größten Verlegenheiten gerettet haben? Als Hagar im Begriff war, das Haus ihres Herrn zu verlaſſen, wurde ſie durch einen Engel erinnert, zurückzukehren: als ſie ein anderes Mal in Gefahr war, mit ihrem Sohne zu verſchmachten, wurde ihr durch einen Engel ein Brunnen gezeigt. — Wer waren denn dieſe Engel? ohne Zweifel Weſen, welche die damals lebenden Menſchen für Abgeſandte Gottes hielten. Daß dieſe Weſen in vielen Fällen weiter nichts, als gute, gefällige Menſchen waren, iſt wohl nicht zu läugnen. Vielleicht waren alle Engel, die ſonſt die Menſchen retteten, ſolche Menſchen, die man wegen ihres Muthes, ihrer Gefälligkeit, und des Guten, das ſie wirkten, als göttliche Geſandten anſah.

Sobald wir uns alſo dazu gewöhnen, die Menſchen, die uns Gutes thun, als Gottes Geſandte zu betrachten, ſo finden wir wieder Engel auf Erden; und wenn wir annehmen, daß auch Menſchen, die ungefällig und lieblos ſind, uns kränken und uns zu verderben ſuchen, Abgeſandte Gottes ſind, ſo ſehen wir uns ſogleich mit lauter Engeln umgeben. Man urtheile nicht zu voreilig, und nenne dieſe Vorſtellungsart nicht Schwärmerei! Wenn ſie wahr iſt, und dieß iſt ſie, wie kann ſie Schwärmerei ſein?

Was nach Gottes Willen wirkt, das kann als ein Diener, als ein Abgeſandter Gottes betrachtet werden. Man wird es daher nicht unſchicklich finden, wenn man den Wind, der, nach Gottes Willen, bald die Atmoſphäre von Dünſten reinigt, bald Dünſte herbeiführt und zu Wolken vereinigt, einen Diener Gottes nennt. Warum denn nicht auch die Menſchen? handeln denn dieſe etwa nicht unter der Leitung Gottes? Kann man wohl glauben, daß Gott die Welt regiere, und läugnen, daß die Handlungen der

Menſchen, die immer einen ſo großen, ſichtbaren Einfluß auf die Weltbegebenheiten haben, unter ſeiner Leitung ſtehen?

Es gibt allerdings vollkommnere Weſen, als die Menſchen ſind, denn wie können wir glauben, daß Gott an uns, die wir immer die Eingeſchränktheit unſerer Kräfte und Einſichten fühlen, ſeine Weisheit und Kraft erſchöpft habe, und nichts Vollkommneres von ihm ſei hervorgebracht worden! Sollten denn die zahlloſen Weltkörper, die uns Gott in einer jeden heitern Nacht zur Betrachtung darſtellt, unbewohnt, ſollten nicht auf ihnen vollkommnere belebte Weſen, als wir, zu finden ſein? Aber da wir ihre Natur nicht genau kennen, ſo können ſie auch im Himmel auf Erden kein Gegenſtand unſerer Betrachtung ſein.

Deſto aufmerkſamer laßt uns auf die ſichtbaren Engel ſein, mit welchen wir uns täglich umgeben ſehen.

Sobald wir uns dazu gewöhnen, in jedem Menſchen einen Geſandten Gottes zu erblicken, erſcheint uns die Welt in einem ganz andern Lichte, wie ſie dem verirrten Wanderer, der eine ängſtliche Nacht in einem Walde durchwachte, wo ihm alles, was ihn umgab, Grauſen verurſachte, in einem neuen Lichte erſcheint, wann die Sonne aufgeht, und ihm die mannigfaltigen Schönheiten des Waldes ſichtbar macht.

Denke dich jetzt, mein Leſer, auf irgend einen Planeten, auf welchem eine Menge Geiſter von Gott dazu beſtimmt wären, dir zu dienen, deine Wünſche zu erfüllen, deine Bedürfniſſe herbeizuſchaffen, bei deinen Arbeiten dir beizuſtehen, dich zu warnen, zu belehren, zu ermuntern! — Iſt's nicht wahr? ein ſolcher Planet dünkt dir der Himmel zu ſein.

Und dieſer Planet iſt die Erde, auf der du dich jetzt aufhältſt. Auf ihr biſt du ja mit lauter Geiſtern umgeben, die auf Gottes Verordnung dein Wohl beſorgen. Sie ſind zwar ſichtbar, ſie ſind in einen Körper gehüllt; was ſchadet dieß aber, wenn ſie dir eben die Dienſte thun, die du von unſichtbaren Weſen erwarteſt?

Sobald wir uns von den Menſchen, die um uns leben, ſolche Vorſtellungen machen, bekommen alle ihre Arbeiten in unſern Augen einen größern Werth; der Anblick derſelben erregt in uns Freude und Seligkeit, und wir müſſen uns ſelbſt darüber wundern, wie wir bisher gegen dieſe Quelle der Seligkeit ſo fühllos ſein konnten.

Indem ich dieß ſchreibe, ſitze ich in einem ganz gewöhnlichen, höchſt einfach meublirten Zimmer, das mir gleichgültig iſt, ſo lange ich die Dinge, die mich umgeben, nur anſehe, ohne zu bedenken, woher ſie kommen. Sobald ich mir aber vorſtelle, wie viele hundert Menſchen für mich arbeiten mußten, um alles, was um mich iſt, hervorzubringen, daß ſie alle nach Gottes Willen und Anordnung für mich arbeiteten, ſo wird mein Geiſt heiter, und alles, was ich vor mir ſehe, bekommt in meinen Augen einen höhern Werth.

Einſt ſah ich dies Zimmer entſtehen! ſah Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Tüncher, Glaſer, Schmiede und Schloſſer in Thätigkeit, um mir einen Platz zu bereiten, wo ich in Ruhe wohnen, wirken und meines Daſeins mich freuen könnte. Es iſt jetzt Nacht; aber doch iſt mein Zimmer erleuchtet. Zwei Leuchter ſtehen vor mir, auf welchen zwei Kerzen brennen. Vor meinem Zimmer heult der Nordwind und ich ſitze in warmer Luft. Wie vieler Men-

ſchen Hände mußten arbeiten, um die Erze aus den Tiefen der Erde herbeizuſchaffen, aus welchen mein Ofen und meine Leuchter bereitet ſind! Wie viele, um ſie zu ſchmelzen und in die Form zu bringen, die ſie jetzt haben! — Auch zur Herſtellung der Kerzen, bei deren Schein ich arbeite, waren mehrere Menſchen nöthig. — Wem danke ich die wohlthätige Wärme, die mich umgibt? Dort auf jenem Berge waren Menſchen geſchäftig, das Holz zu fällen mit Inſtrumenten, die auch durch Menſchen verfertigt waren. Menſchen ſchafften es auf meinen Hof, andere ſpalteten es, und ein treuer Diener ſorgt dafür, daß in meinem Ofen Feuer erhalten werde.

Ich ſitze auf einem Stuhle, ſchreibe an einem Tiſche, mit Dinte aus einem Dintenfaſſe, vermittelſt einer Feder, auf Papier. Um mich liegen Briefe und einige Bücher. Nichts Ungewöhnliches, nichts, was man nicht in den mehreſten Zimmern fände. Und doch — wie viele Menſchen waren thätig, mir dieß alles zu verſchaffen; meinen Stuhl, meinen Tiſch zu verfertigen; die Materialien zu meiner Dinte aus Arabien, Syrien und entfernten Gegenden Deutſchlands zuſammen zu bringen; das Metall herbeizuſchaffen und zu ſchmelzen, aus dem mein Dintenfaß beſteht! die Materialien zum Papier zuſammen zu bringen, und daraus Papier zu verfertigen! wie geſchäftig waren Tag und Nacht viele mir ganz unbekannte Menſchen, um mir dieſe Briefe zu überbringen, in denen meine entfernten Freunde mir ihre Gedanken und Wünſche ausdrücken! — Und dieſe Bücher, durch die mich Menſchen, die zum Theil längſt ſchon von der Erde gegangen ſind, unterrichten und belehren — zu deren Herſtellung ſich Setzer, Drucker, Corrector, Papiermüller, Buchbinder ver-

einigten — an wie vieler Menſchen Thätigkeit erinnern ſie mich!

Ich muß hier, um nicht zu weitläufig zu werden, abbrechen; ſonſt hätte ich auch noch von dem Spiegel, den Landkarten, den Kupferſtichen und vielen anderen Dingen zu ſagen, die mein Vergnügen, meine Bequemlichkeit befördern, und die ich alle dem menſchlichen Fleiße zu verdanken habe.

Es betrachte doch nun jeder Leſer ſein eignes Zimmer mit dem, was darin iſt; und ſage, ob er nicht ebenfalls dabei an eine Menge Menſchen erinnert wird, die für ihn *arbeiteten!*

Wenn ich nun das Wort Menſchen ausſtreichen und dafür Engel ſetzen, wenn ich ſchreiben wollte: Engel baueten mein Zimmer — Engel verſahen es mit Licht und Wärme — Engel brachten mir Briefe — verfaßten für mich Bücher u. ſ. w., ſo würde Jedermann zugeſtehen, daß ich im Himmel ſei. Warum iſt man denn fühllos gegen alle dieſe Wohlthaten, wenn man ſie durch Menſchen empfängt? Sind ſie nicht auch Geiſter? arbeiten ſie nicht auch nach Gottes Verordnung?

Da traten die Engel zu ihm und dieneten ihm!

Dieſe Worte erregten immer eine ſehr hohe Vorſtellung von dem Zuſtande deſſen, der durch Engel bedient wurde. Und du, der du dieſes lieſeſt, du vergiſſeſt, daß du dich täglich eines ganz ähnlichen Vorzugs zu erfreuen haſt! Betrachte deine Wohnung, deine Kleidung, deine Nahrungsmittel, deine Werkzeuge, deine täglichen Bedürfniſſe, und frage dich ſelbſt: woher habe ich dieß alles? Wenn du dann geſtehen mußt, daß dir dieß alles Men-

ſchen verſchafften, die nach Gottes Verordnung für dich arbeiteten, dann wirſt du es nicht übertrieben finden, wenn ich auch von dir ſage: die Engel traten zu ihm und dieneten ihm!

Die Erſcheinung eines Engels iſt immer als eine merkwürdige, erfreuliche Begebenheit angeſehen worden, und wir preiſen die Perſonen ſelig, die derſelben gewürdiget wurden. Gewöhnten wir uns dazu, in jedem Menſchen einen Geſandten Gottes zu erkennen, ſo könnten wir dieſe Seligkeit beſtändig genießen; unſere Augen würden geöffnet werden, und wir würden eine Menge angenehmer Scenen erblicken, die ſonſt vor uns verborgen blieben.

Dann würden wir jedem Menſchen, der in unſer Zimmer tritt, herzlicher als ſonſt in die Augen blicken, und forſchen, ob er etwa beſondere Aufträge an uns habe; wir würden ihn liebreich empfangen, uns nach der Abſicht ſeiner Gegenwart erkundigen, und dann manche Belehrung bekommen, zu mancher guten Entſchließung bewogen werden. Dann würden wir auf unſern Reiſen und Spaziergängen nicht mehr fühllos vor jedem, der uns begegnet, vorüber gehen; freundlich würden wir ihn grüßen, mit ihm ein Geſpräch anzuknüpfen ſuchen, und dann oft Gelegenheit zum Lehren und zum Lernen finden. Dem Armen, der uns um Almoſen anſpricht, würden wir nicht ſo kalt, wie gewöhnlich, eine kleine Scheidemünze zuwerfen, um ihn zum Schweigen zu bringen; ſein Bitten würde uns Gottes Stimme ſein, wir würden uns nicht ſchämen, uns mit ihm zu unterhalten, uns nach den Urſachen ſeiner Armuth zu erkundigen, und zu erfahren ſuchen, in wie fern wir ihm nützlich ſein können, und ob er unſere Unterſtützung verdiene.

Hellmuth mag uns die Freuden ſchildern, welche dieſe Art, ſich gegen die Menſchen zu betragen, ihm verſchafft hat.

Ehedem, ſagte er, ſchätzte ich die Menſchen gering, und ſuchte ſie nicht eher auf, als wenn ich derſelben bedurfte. Jeder, der ungerufen auf mein Zimmer trat, zumal wann ich beſchäftigt war, dünkte mir läſtig; ich empfing ihn kalt, und ſuchte mich ſeiner Geſellſchaft auf das baldigſte zu entledigen. Mußte ich Geld zahlen, ſo geſchah es immer mit Unwillen; und wenn mir ein Menſch begegnete, ſo war ein kalter Gruß alles, was er von mir erhielt.

Dieß Betragen hatte für mich die unangenehmſten Folgen. Ich verſchloß mich in mich ſelbſt, wurde untheilnehmend, blieb mit der Welt unbekannt, nährte ſchwermüthige Gedanken und einen heimlichen Unwillen gegen mein Geſchlecht.

Endlich wurde ich durch einen beſondern Zufall aus meiner Fühlloſigkeit geweckt. Ich machte eine Fußreiſe, und ſah, als ich eine Meile gegangen war, ein Paar Pferde mit einer Kutſche, in welcher ein Menſch ſaß, der um Hülfe ſchrie, zügellos geſprengt kommen. Die augenſcheinliche Todesgefahr, in welcher ſich dieſer Menſch befand, ſein klägliches Schreien, machte doch auf mich Eindruck. Ich ſtellte mich an den Weg, war ſo glücklich, die wildgewordenen Pferde aufzuhalten, und dadurch einem Unbekannten das Leben zu retten.

Dieſer ſprang ſogleich aus der Kutſche, ſchloß mich in ſeine Arme, und ſagte: Guter Mann! Sie ſind ein Engel, den Gott zu meiner Rettung geſendet hat.

Dieß machte auf mich tiefen Eindruck. Ich fühlte die

Wichtigkeit des Namens Engel; fühlte auch, daß ich ihn verdiente. Er erkundigte ſich, wohin ich ginge, und ſobald er erfuhr, daß wir nach Einem Orte reiſen wollten, nöthigte er mich, mich zu ihm in die Kutſche zu ſetzen, und mit ihm in Einem Quartiere zu übernachten.

Es gelang ihm, mich zu einem Geſpräche zu bewegen, welches mir ungemein viel Unterhaltung gewährte. Unter andern bekam ich durch ihn auch für mich sehr wichtige Nachrichten von einem Freunde, den ich für todt gehalten hatte, weil er ſeit vielen Jahren nichts mehr von ſich hören ließ.

Als ich den folgenden Tag von ihm ſchied und meine Reiſe weiter fortſetzte, hatte die Benennung Engel, die er mir beilegte, ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich während dem Gehen weiter darüber nachdachte, und zu der Ueberzeugung kam, jeder Menſch ſei ein Engel, eine unter Gottes Leitung handelnde Perſon, die uns alſo, wenn ſie in unſere Nähe kommt, nie ganz gleichgültig ſein dürfe.

Von dieſer Zeit an fing ich an, die Menſchen mehr zu ſchätzen, und mich mit ihnen mehr zu unterhalten. Jedem ſehe ich ſeitdem mit Herzlichkeit in die Augen, und erwarte von ihm Aufträge an mich. — Wie viel habe ich dabei gewonnen! Wie viel Reiz hat ſeit dieſer Zeit der Wohnſitz der Menſchen, die Erde, für mich bekommen! Selten iſt ein Menſch von mir geſchieden, ohne daß ich wenigſtens etwas von ihm gelernt, daß er zu meiner Beruhigung etwas beigetragen, oder zur Erfüllung einer Pflicht mich veranlaßt hätte.

Ein Bauer, mit dem ich mich einſt, als ich ihm ſein Geld für den gelieferten Weizen hingezahlt hatte, in ein

Geſpräch einließ, lehrte mich einen Platz kennen, wo ſich Torf zeige. Ich ließ in der Folge auf dieſem Platze Torf ſtechen, und verwende ihn noch jetzt, zur Betreibung meiner Fabrik, mit großem Vortheile. — Ein Hirt zeigte mir eine Quelle, die ich in meine Fabrik leiten ließ, wo ſie ſeitdem ein nöthiges Bedürfniß befriedigt. — Durch einen abgedankten Soldaten, dem ich ein Almoſen reichte, wurde ich auf eine Gegend aufmerkſam gemacht, in welcher die Waaren, die ich verfertigen laſſe, geſucht werden, und nach der ich, ſeit jener Zeit, noch immer ſtarke Verſendungen mache. — Ein Reiſender, mit dem ich einmal in einem Gaſthofe zuſammentraf, und der mit ſchwermüthigem Geſichte mit mir frühſtückte, entdeckte mir, als ich mich nach der Abſicht ſeiner Schwermuth erkundigte, daß durch die Freimüthigkeit, mit welcher er über gewiſſe Perſonen und politiſche Angelegenheiten in Briefen an ſeinen beſten Freund geurtheilt hätte, ihm ſeine Gemüthsruhe ſei geraubt worden. Nach dem Tode dieſes Freundes wären nämlich jene Briefe in die Hände eines Menſchen gekommen, der ſein Feind ſei, und der dieſelben jetzt dazu mißbrauche, ihm allenthalben neue Feinde zu machen, und den Fürſten gegen ihn einzunehmen, ſo daß er wahrſcheinlich um ſein Amt kommen werde. Ich hörte dem Fremden aufmerkſam zu, und glaubte aus ſeinem Munde eine göttliche Warnung zu vernehmen, in meinen Briefen vorſichtiger zu ſein; eine Warnung, die ich noch immer befolge, und die mir gewiß vielen Verdruß erſpart hat.

Durch die Geſpräche, die ich faſt täglich mit Menſchen aus vielerlei Ständen halte, habe ich mehr Menſchenkenntniß erlangt, als ich in Büchern fand. Wenn es mir gelang, ihnen Zutrauen zu mir einzuflößen, erzählten ſie mir

ihre Lebensgeſchichten ohne Zurückhaltung, und dann wurde ich gar oft durch ihre Mittheilungen in meinem Vertrauen auf Gottes Führungen beſtärkt.

Von dem Miniſter v. N., der durch die Thätigkeit und Ordnung, mit welcher er die wichtigſten und mannigfaltigſten Geſchäfte betreibt, bekannt iſt, ging ich nie weg, ohne in mir neuen Muth und neue Kraft zu meinen Arbeiten zu fühlen. — Kinder haben mich zum Erzieher gebildet, indem der herzliche Umgang mit ihnen mich mit ihrem Charakter bekannt machte, und mich auf die Mittel hinführte, durch welche derſelbe am beſten gelenkt und veredelt werden konnte. — Ein Knabe, der mir einmal ein Dutzend zinnerne Teller zum Verkaufe anbot, und den ich um die Urſache dieſes Verkaufs umſtändlich befragte, machte mich mit einer ſehr rechtſchaffenen Familie bekannt, die, unter dem Drucke des größten Elends, der Verzweiflung nah war. Ich hielt ihn für einen Engel, der mir den göttlichen Auftrag überbrächte, dieſe Familie zu retten; befolgte dieſen Auftrag, und rettete ſie. Einem rechtſchaffenen Vater erhielt ich das Leben; ſein troſtloſes Weib riß ich aus ihren Sorgen, und ſetzte beide in den Stand, ihre Haushaltung und die Erziehung ihrer vier Kinder fortzuſetzen.

Ein Mann, der auf Krücken an mein Haus kam, und mir erzählen mußte, wie er ſeine Füße verloren hatte, überzeugte mich, daß blos Unbekanntſchaft mit der rechten Art, auf welche man erfrorne Glieder behandeln müſſe, ihn um ſeine Füße gebracht habe; und machte mir die Schädlichkeit der Unwiſſenheit dadurch ſo fühlbar, daß ich den Entſchluß faßte, einige Volksſchriften unter die hieſige Schuljugend vertheilen zu laſſen, durch welche gar viele

Menſchen über das, was für ſie wiſſenswerth iſt, belehrt worden ſind.

Dies alles hätte ich nicht gelernt, dies alles hätte ich nicht gethan, wenn ich weniger aufmerkſam auf die Menſchen geweſen wäre, und mich nicht gewöhnt hätte, in jedem einen Geſandten Gottes zu ſehen.

Dieſe Vorſtellung mildert auch das Unangenehme, welches faſt immer die Verordnungen und Befehle unſerer Vorgeſetzten für uns haben. Gewöhnlich iſt es uns läſtig, wenn andere Menſchen uns vorſchreiben wollen, wie wir handeln ſollen, und uns die Verbindlichkeit auflegen, einen Theil von dem, was wir durch Fleiß erwarben, an ſie abzugeben. Wer aber wird Gottes Verordnungen läſtig finden? wer wird ſich weigern, ſie zu befolgen? ſich weigern, ihm zu opfern, was er von ihm fordert? Sobald wir uns gewöhnen, in unſern Vorgeſetzten Abgeordnete Gottes zu erblicken, erhalten wir von ihnen nicht mehr menſchliche, ſondern göttliche Verordnungen, die wir, wenn wir anders geneigt ſind, die Pflichten gegen Gott zu erfüllen, gewiß gern befolgen werden, wenn ſie auch noch ſo läſtig wären.

Freilich muß unſer Gewiſſen ſtets der Ausleger dieſer Verordnungen ſein. Nicht alle Verordnungen, Aufforderungen, Vorſchläge, die durch Menſchen an uns ergehen, wenn ſchon wir ſie, da der Menſch Gottes Werkzeug iſt, als göttlich anſehen müſſen, ſollen wir befolgen. Viele ergehen an uns, um uns zu verſuchen oder uns zu üben. Verordnungen, die wir, ohne Verletzung unſerer Pflichten, nicht befolgen können, ſind Verſuchungen, durch die wir uns aufgefordert fühlen ſollen, zu überlegen, wie wir ihnen ausweichen können, oder wenn dies nicht möglich iſt, um

der Pflicht willen zu leiden, und uns ſo in der Geduld, Sanftmuth und Selbſtverläugnung zu üben. Verordnungen, die unſere Freiheit zu ſehr beſchränken, ſollen uns reizen, Mittel zu ſuchen, durch welche wir, ohne unſere Pflichten zu verletzen, unſere Vorgeſetzten beſtimmen können, daß ſie dieſe Verordnungen abändern. Derjenige, dem es ein Ernſt iſt, ſeine Pflichten zu erfüllen und Gottes Willen zu befolgen, wird, auch wenn dergleichen Verordnungen ihn oft in Verlegenheit ſetzen, doch immer den Weg finden, den er zu gehen hat.

Herr von X. wurde in früher Jugend von ſeinem Vater zum Soldatenſtande beſtimmt, und trat in denſelben, aus kindlichem Gehorſam. Einige Jahre war er mehr Maſchine, als Menſch, und that ſeine Schuldigkeit, durch den äußern Druck beſtimmt, und durch das Beiſpiel Anderer geleitet. Seitdem er aber angefangen hat, nachzudenken, iſt ihm ſein Stand äußerſt läſtig geworden; und er würde in demſelben eben ſo mißvergnügt leben, wie viele ſeiner Kameraden, wenn er nicht zu der Ueberzeugung gekommen wäre, daß Gott ihn in dieſe Lage verſetzt habe, und daß er alſo die Befehle und Verordnungen, die er bekomme, als göttliche anſehen müſſe. Dieſe Ueberzeugung erhält ihn alſo immer heiter, und ſtärkt ſeinen Muth wieder, wenn er bisweilen ſinken will. Meinen Vater, denkt er, habe ich mir nicht ſelbſt gewählt; Gott hat ihn mir gegeben. An ihn war ich von Gott gewieſen, und demſelben zu gehorchen, war meine Pflicht. Ich befolgte alſo Gottes Willen, als ich in einen Stand trat, in dem die ſtrengſte Subordination herrſcht. Befolge ich alſo die Befehle meiner Vorgeſetzten, ſo erfülle ich den Willen deſſen, der mich ihnen untergeordnet hat.

Bei dem geringen Solde, den er erhält, muß er ſich auf's äußerſte einſchränken; den Annehmlichkeiten des Eheſtands muß er vermöge ſeiner Lage entſagen; ſeine Wirkſamkeit iſt gehemmt, da er ganz von dem Willen ſeiner Vorgeſetzten abhängt. Dieſem allen unterwirft er ſich aber ruhig, weil er überzeugt iſt, es ſei Gottes Wille, der ihn dadurch im Beherrſchen ſeiner Begierden üben wolle.

Durch dieſe Ueberzeugung iſt er, in einem Stande, in welchem man ſo leicht auf Abwege gerathen kann, veredelt und zu einem Manne gebildet worden, der wegen ſeiner ungewöhnlichen Kraft, die ſüßeſten Begierden zu brechen, und ſich faſt alles, was andern werth iſt, zu verſagen, als Muſter aufgeſtellt zu werden verdient In der Befolgung jeder Ordre, die nicht gegen ſein Gewiſſen iſt, beweist er die ſtrengſte Pünktlichkeit; und wenn die Trommel weckt, und ihn ruft, ſich den Schlaf zu verſagen, der jetzt ſeine Mitbürger erquickt, ſo folgt er willig, weil er glaubt, Gott rufe ihn. Der Gedanke, daß er jetzt aus Ergebenheit gegen Gott ſich den Schlaf verſage, macht ihm Freude. Im Kriege kennt er keine Furcht, und hat ſchon mehrere Male Batterien erſtiegen, auf denen alles zu ſeinem und ſeiner Kameraden Verderben in Bereitſchaft war, ohne zaghaft zu werden. Der Glaube, daß Gott ihn dahin rufe, ließ keine Furcht bei ihm aufkommen.

So pünktlich er in Vollziehung jedes Befehls iſt, gegen welchen ſein Gewiſſen nichts einzuwenden hat, ſo unfolgſam iſt er gegen ſolche, die ſein Gewiſſen mißbilligt. Wenn Befehl zur Plünderung gegeben wird, ſo dringt er, nebſt ein Paar Soldaten, die er zu gleicher Folgſamkeit gegen den Willen Gottes gebildet hat, auch ein, aber nicht um zu rauben, ſondern um die Eigenthümer des Hauſes

zu vertheidigen. Er läßt keinen andern Soldaten eindringen, indem er darauf beſteht, die Beute dieſes Hauſes gehöre ihm zu. Erſt wenn Befehl zum Aufbruche gegeben wird, entfernt er ſich wieder, und bittet die Eigenthümer um Verzeihung wegen des Schreckens, den er ihnen durch ſeine Gegenwart verurſacht habe.

Einſt wurde vor einem Angriffe der Befehl ertheilt, daß dem Feinde, der wegen ſeines unmenſchlichen Betragens allgemeinen Unwillen erregt hatte, kein Pardon gegeben werden ſolle. Er fühlte ſogleich das Ungerechte dieſes Befehls, griff an und rief ſeinen Leuten zu: wir geben Pardon. Bald gelang es ihm, einen Trupp Feinde zu umzingeln, der ſogleich ſeine Gewehre von ſich warf und um ſein Leben bat. Er hielt ſeinen Degen über ſie, und befahl ſeinen Leuten, ihrer zu ſchonen. Nach erfochtenem Siege führte er die Gefangenen ſeinem Befehlshaber zu und ſagte freimüthig: bis dahin befolgte ich Ihre Befehle pünktlich; dies wiſſen Sie, aber den gegenwärtigen, keinem Feinde Pardon zu geben, konnte ich nicht befolgen, weil es mein Gewiſſen nicht erlaubte. Ich bin in Ihrer Gewalt, und unterwerfe mich Ihrem Urtheile.

Die Freimüthigkeit, mit welcher er dies ſagte, ſetzte den Befehlshaber in Verlegenheit. Nach einigem Beſinnen ſagte er: als Menſch haben Sie Recht gethan, als Soldat Strafe verdient; Sie ſind acht Tage Arreſtant.

Kaltblütig lieferte er ſeinen Degen ab, ging ruhig an den Platz, der ihm für die Dauer ſeines Arreſts angewieſen wurde, und genoß da ſehr freudige Stunden, die ihm der Gedanke verſchaffte, daß er jetzt, um des Guten willen, nach Gottes Verordnung leide.

So hat ſich Herr von X. in einer äußerſt eingeſchränk-

ten Lage den Himmel auf Erden geſchaffen. Zwar regt ſich oft der Wunſch in ihm, ſeine Lage zu verändern, und in eine andere zu treten, in der er mehr wirken und mehr Freiheit genießen könnte, allein er läßt dieſen Wunſch nie ſo lebhaft werden, daß dadurch ſeine Gemüthsruhe geſtört würde; weil er gewiß überzeugt iſt, Gott werde, ſobald ſeine Weisheit es für gut finde, ihm die Gelegenheit zeigen, wie er dieſen Wunſch, ohne Verletzung ſeiner gegenwärtigen Pflichten, verwirklichen könne.

Sind wir an die Vorſtellung gewöhnt, daß die Menſchen *Engel* ſeien, ſo müſſen wir uns nothwendig auch *ſelbſt dafür halten*. Welches Gefühl unſerer Würde, welche Hochachtung gegen uns ſelbſt wird uns dieſe Vorſtellung einflößen! Wie muß uns dadurch jede Arbeit, die wir für andere übernehmen, verſüßt werden! Auch das unangenehmſte, mühſamſte Geſchäft bekommt einen gewiſſen Reiz, wenn man an daſſelbe mit dem Glauben geht, daß man jetzt einen göttlichen Auftrag zum Beſten der Menſchen beſorge.

In welch' vortheilhaftem Lichte werden dem Vorgeſetzten ſeine Untergebenen erſcheinen, wie werth müſſen ſie ihm ſein, wenn er von dieſem Glauben geleitet wird! wie eifrig wird er ſeine Pflichten gegen ſie erfüllen! — Man denke ſich einen Fürſten, der mit dem Gefühle, daß er der Schutzengel ſeiner Unterthanen ſei, ſich denſelben zeigt; einen General, der mit dieſem Gefühle vor ſein Regiment tritt; einen Fabrikanten, der unter den Leuten ſteht, die für ihn arbeiten; einen Herrn unter ſeinem Geſinde; einen Meiſter unter ſeinen Geſellen und Lehrlingen; einen Vater unter ſeinen Kindern; einen Hirten an der Seite des Hirtenknaben! Müſſen dieſe alle ſich nicht höchſt ſelig

fühlen? werden ſie ſich wohl der Unterdrückung ihrer Untergebenen ſchuldig machen? wird nicht vielmehr das Verlangen, deren Wohl zu befördern, ſie beleben?

So ſehr man auch jetzt über die Verdorbenheit des Geſindes, und über den Verdruß klagt, den es ſeiner Herrſchaft verurſache, ſo befindet ſich doch Chloris unter ihrem zahlreichen Geſinde ſehr wohl. Wie dies zugehe, wird der Leſer begreifen, wenn ich ihm eine Herzensergießung derſelben gegen ihre Schweſter mittheile, die ſich ſehr über die Kränkungen beklagte, welche ihr Geſinde ihr verurſache.

Solchen Verdruß, ſagte ſie, hatte ich ſonſt auch; er iſt aber verſchwunden, ſeitdem ich auf den Gedanken gekommen bin, daß mich Gott zum Engel meines Geſindes verordnet habe, und daß dieſes wieder von ihm angewieſen ſei, mir als Engel zu dienen.

Ich beſtrebe mich alſo, an meinem Geſinde alles zu thun, was, nach meiner Meinung, ein Engel für daſſelbe thun würde. Meine vorzüglichſte Sorgfalt iſt auf deſſen Veredelung gerichtet; ich ſuche daſſelbe bei jeder Gelegenheit zu überzeugen, daß ich es gut mit ihm meine, benehme meinen Befehlen alles Rauhe, und wenn ich ihm Verordnungen mache, gebe ich ihm die Gründe derſelben an. Ich ſuche ferner mein Geſinde vor liederlicher Geſellſchaft ſorgfältig zu bewahren, und halte eine kleine Bibliothek zu ſeinem Gebrauche bereit. Mit Arbeiten überhäufe ich es nicht; aber daß es die angewieſenen Geſchäfte gut und pünktlich verrichte, darüber halte ich ſtreng. Wird etwas verſehen, ſo ſchelte ich nicht, ſondern zeige das Unſchickliche dieſer Nachläſſigkeit und die unangenehmen Folgen, die ſie für meine Haushaltung habe; mache auch dem Geſinde bemerklich, daß es mir von Gott anvertrauet, und

daß es deßwegen meine Pflicht ſei, ſtreng darauf zu halten, daß es ſich zum Fleiße und zur Ordnung gewöhne; und daß ich es zu verantworten hätte, wenn es bei mir liederlich würde, und einmal ſelbſt eine ſchlechte Haushaltung führte. Seinen Lohn bekommt es pünktlich; ſeine Koſt iſt geſund und reinlich. Wird ein Dienſtbote bei mir krank, ſo laſſe ich ihn verpflegen wie mein Kind; will ſich einer verheirathen, verſteht ſich mit einer Perſon, von welcher ich vermuthen kann, daß ſie ſein Glück machen werde, ſo ſuche ich es zu befördern, und trage mit Vergnügen etwas zur Ausſtattung bei.

Iſt eine bei mir dienende Perſon ſo verdorben, daß ſie ſich durch dieſe Behandlungsart nicht beſſern läßt, ſo erhält ſie ihren Abſchied. Dies iſt aber nur einmal nöthig geweſen.

Im Ganzen habe ich die Freude, zu ſehen, daß mein Geſinde Hochachtung und Zutrauen gegen mich beweist, meine Winke pünktlich befolgt, und mich bei allem, was es vornimmt, zu Rathe zieht.

Die Aufſicht, die ich über mein Geſinde führe, iſt für mich eine reiche Quelle des Vergnügens, weil ich allemal meine Größe fühle, wenn ich mich als Engel ſo vieler Menſchen betrachte. Dies Vergnügen wird durch den Eifer, mit welchem dieſe Leute meine Winke und Befehle vollziehen, noch bedeutend erhöht. Oft habe ich ſo ſelige Stunden, als, wie ich glaube, die Himmelsbewohner ſie genießen, wenn ich des Morgens beim Aufſtehen ſo viele Menſchen beſchäftigt ſehe, mein Zimmer zu heizen, zu erleuchten und zu reinigen, mein Frühſtück zu liefern, die Mittagsmahlzeit zu beſorgen, die übrigen, in meiner Haushaltung vorkommenden Arbeiten zu verrichten, und bald

da, bald dort meine Aufträge zu beſorgen. Ich glaube mich dann von lauter Engeln umgeben zu ſehen, die zu meinem Dienſte ausgeſendet ſind.

Iſt wohl in dieſer Vorſtellung der Chloris etwas Unwahres, etwas Schwärmeriſches? Kann nicht jeder Vorgeſetzte ſeinen Untergebenen das ſein, was Chloris ihrem Geſinde iſt? Und wenn er ſich bemüht, es zu ſein, wie wird er veredelt werden, welche Freuden ſich verſchaffen! — Iſt's nicht der Himmel auf Erden, wenn man, wie ein Engel, Menſchenwohl befördert und von Engeln umgeben iſt, die bereit ſind, unſere Aufträge zu beſorgen?

Es iſt freilich wahr, daß wir in der Geſellſchaft der Menſchen auch vieles dulden müſſen, und daß ein großer Theil unſerer Leiden von ihnen herrührt. So bereit ſie zu gewiſſen Zeiten ſind, unſern Willen zu thun, ſo ungefällig ſind ſie wieder bei andern Gelegenheiten; ſo gut unſere Geſchäfte durch ſie in vielen Fällen beſorgt werden, ſo ſehr bemühen ſie ſich zu andern Zeiten, uns entgegen zu arbeiten. Dies trübt dann unſere Freuden; dies verleitet manche Menſchen, ſich das gegenwärtige Leben als eine Hölle auf Erden vorzuſtellen. O gewöhnten ſie ſich doch, die Handlungen der Menſchen aus dem richtigen Geſichtspunkte anzuſehen, ſie als Vollziehungen göttlicher Aufträge zu betrachten! dann würde ihnen die menſchliche Geſellſchaft gewiß in einer freundlichen Geſtalt erſcheinen. — Als David von einem feindſelig gegen ihn geſinnten Menſchen geſchimpft und mit Steinen geworfen wurde, und ſeine Freunde darüber aus aller Faſſung kamen, und im Begriff ſtanden, an dem Frevler ſchreckliche Rache zu nehmen, ſagte David gelaſſen: Laſſet ihn fluchen; der Herr hat's ihm geheißen! Dieſe Vorſtellung gab ſeinem Geiſte

eine ſo edle Stimmung, daß er alle Rachbegierde beſiegen konnte.

Iſt denn dieſe Vorſtellung etwa unwahr? Wenn es einmal gegründet iſt, daß alle menſchlichen Handlungen unter Gottes Leitung ſtehen, ſo muß dies ja auch von ſolchen gelten, die mich kränken, meinen Bemühungen widerſtreben, meine Wünſche vereiteln; ſo muß ja von jeder Beleidigung, die mir mein Nebenmenſch zufügt, geſagt werden können: der Herr hat's ihm geheißen!

Aber warum denn geheißen? wird man fragen. Dieſe Frage wird ſich von ſelbſt beantworten, wenn wir nur bedenken, daß der Zweck der göttlichen Regierung nicht die Befriedigung unſerer Wünſche, ſondern die Entwickelung, Ausbildung und Veredelung unſerer Kräfte ſei. Nähmen wir jenes an, ſo wäre in dem Plane, nach welchem Gott uns behandelt, lauter Widerſpruch; glauben wir aber dieſes, ſo entdecken wir allenthalben Weisheit und Güte.

Verſuche es nur, und denke bei jeder menſchlichen Handlung, die deinen Unwillen reizt, der Herr hat ſie geheißen, ſie iſt Auftrag Gottes an mich! die handelnde Perſon iſt von Gott an mich geſendet! Denke dann über die Abſicht der Sendung nach, und du wirſt ſie entdecken. Deine Geduld zu üben; dich auf gewiſſe Fehler aufmerkſam zu machen und ſie dir abzugewöhnen; dich in Thätigkeit zu ſetzen; dich zu Unternehmungen zu ſpornen, die Muth und Entſchloſſenheit erfordern; oder dich von Entſchließungen abzubringen, deren Ausführung dir hätte nachtheilig werden können; Wünſche zu vereiteln, deren Erfüllung dein Verderben geweſen wäre; dies iſt gewöhnlich die Abſicht, welche Gott beim Senden feindſeliger Menſchen erreichen will. Haſt du die durch ſie dir gegebenen Winke

verſtanden und befolgt, ſo wirſt du gewiß finden, daß ſie für dich höchſt wohlthätig waren. Menſchen, die ſich gewöhnten, bei ihren Schickſalen auf die Leitung Gottes zu merken, haben immer verſichert, daß ſie ihren Feinden eben ſo viel, oft noch mehr, als ihren Freunden zu verdanken hätten.

Man ſtelle ſich nun einen Menſchen vor, der ſich gewöhnt hat, aus dieſem Geſichtspunkte die Handlungen der Menſchen zu beurtheilen — welch' hohen Grad der Seligkeit wird er genießen! Aller Verdruß, den andere über unzeitige Beſuche, unfreundliche Reden, Läſterungen, Bedrückungen, Verfolgungen, die von ihren Nebenmenſchen herrühren, empfinden, fällt bei ihm weg. Die erſten unangenehmen Eindrücke, welche ihm dadurch verurſacht werden, kann er freilich nicht von ſich abwenden; allein er wird bald darüber Herr werden, und ſich ſammeln, wenn er denkt, daß Gott jetzt durch ſeine Geſandten auf ihn einwirke, und ſich ſo in der edeln Tugend, ſeinen Unwillen mäßigen zu können, üben. Statt die Fehler, die ihm vorgerückt werden, zu vertheidigen, wird er ſie ablegen. In gewiſſen Fällen, wo ſeine Unternehmungen erſchwert werden, wird er deſto mehr Anſtrengung beweiſen; und in andern, wo man es ihm unmöglich macht, ſeine Vorſätze auszuführen, wird er ſie, ohne Unwillen, in der Ueberzeugung aufgeben, daß Gott ſie mißbillige, und wird dann in der Folge immer einſehen, daß dieſe Störung ſeines Plans für ihn höchſt wohlthätig war.

Meiſter Claudian weiß davon aus Erfahrung zu ſprechen. Seine Lehrjahre verlebte er bei einem äußerſt ſtrengen und eigenſinnigen Manne. Die Koſt, die ihm gereicht wurde, war ſehr einfach; die Arbeit, die er verrichten

mußte, ſchwer zu erlernen und anſtrengend; die Behandlung hart; wegen jedes Verſehens wurde er geſchlagen. Darüber wurde er oft unwillig, bisweilen ganz entrüſtet, und ein Mal war er ſchon entſchloſſen, das Haus ſeines Meiſters zu verlaſſen und mit liederlichen Menſchen in die weite Welt zu gehen, wo er ohne Zweifel auf Ausſchweifungen würde verfallen ſein, die ſein Verderben herbeigeführt hätten. Zum Glück beſuchte er, ehe er dieſen Entſchluß ausführte, noch einmal ſeinen rechtſchaffenen Vater, dem er ſeine Noth klagte.

Dieſer hörte ihn gelaſſen an, faßte dann treuherzig ſeine Hand und ſagte: guter Sohn! ich, dein Vater, dem du gehorchen mußt, habe dich zu dieſem Meiſter gethan, weil ich ihn zwar als einen eigenſinnigen und ſtrengen, aber auch als einen ſehr geſchickten und ordnungsliebenden Mann kannte. Da du mir, als deinem Vater, gehorchen mußteſt, und Gott mich dir zum Vater gegeben hat, ſo war die Verbindung mit deinem Meiſter Gottes Fügung; und du mußt dir alſo immer vorſtellen, daß dich Gott durch dieſen Meiſter erziehen wolle. Hat er etwas von dir verlangt, das gegen dein Gewiſſen iſt? — wirklich nicht? — Nun ſo ergib dich in die Erziehung, die du jetzt genießeſt. Dies wird auf deine ganze Lebenszeit von wohlthätigen Folgen für dich ſein. Genieße mit Dank die geringe Koſt, die dir gereicht wird; dabei wirſt du dich gewöhnen, mit Wenigem zufrieden zu ſein, welches dir einmal ſehr zu ſtatten kommen wird, wenn du deine eigene Haushaltung anfängſt. Greife die Arbeit friſch an, dabei wirſt du ein fleißiger Arbeiter werden; vollbringe deine Arbeit ſo gut als möglich, dadurch wirſt du nicht nur der

Strafe entgehen, ſondern auch künftig durch Geſchicklichkeit vor Andern dich auszeichnen.

Claudian hörte dieſe Ermahnung an; es ſchien ihm, als wenn ein Engel Gottes zu ihm redete; er fiel ſeinem Vater um den Hals; dankte ihm; geſtand ihm, was er im Sinne gehabt hätte, und verſprach, daß er geduldig bei ſeinem Meiſter ausharren wolle.

Von dieſer Zeit an betrachtete er ſeinen Meiſter als einen göttlichen Geſandten. Die geringe Koſt, die er ihm reichte, empfing er von ihm wie aus Gottes Hand, und war dafür dankbar. Rief er ihn des Morgens mit rauher Stimme zur Arbeit, ſo glaubte er Gottes Stimme zu vernehmen, und eilte ſie zu befolgen und jeden Auftrag auf das pünktlichſte auszurichten. Wurde er dem ungeachtet geſchlagen, ſo duldete er, und nahm die oft unverdiente Strafe als ein göttliches Erziehungsmittel an. Dieß hatte für ihn eine dreifache, ſehr wohlthätige Folge. Alles, was ihm ſonſt Verdruß gemacht hatte, wurde ihm angenehm und machte ihm, wenn er recht darüber nachdachte, Freude! ſein Meiſter gewann ihn lieb und behandelte ihn gelinder; und jetzt ſieht er die Leiden, die er in ſeinen Lehrjahren erdulden mußte, als eine der vorzüglichſten Wohlthaten an, die er von Gott empfangen hat. Er iſt ein Mann geworden, der ſich an Wenigem genügen läßt; Arbeit iſt ſein Vergnügen; und was er arbeitet, geräth gut. Wenn ihm bisweilen eine harte Behandlung widerfährt, ſo ſtört dies ſeine Zufriedenheit nicht.

Als er in der Fremde war, hörte er hin und wieder anſtößige Geſpräche, und wurde mehrmals von unzüchtigen Weibsperſonen gereizt, ihre Lüſte zu befriedigen. Da er aber von ſeinem rechtſchaffenen Vater gelernt hatte, daß

dergleichen Begegniſſe göttliche Verſuchungen wären, durch die wir ſollten geübt werden, unſere Begierden zu beherrſchen, ſo wurde er durch dieſe Vorſtellung immer geſtärkt, auch bei den größten Reizungen, die er nicht vermeiden konnte, ſeine Begierden zu beherrſchen, und wurde ſo zu einem Manne gebildet, der durch den überhandnehmenden Strom der Sittenloſigkeit ſich nicht fortreißen läßt, und ſchon viele junge Leute gerettet hat, die in denſelben gerathen waren.

Nach einigen Jahren wollte er ſich in L. niederlaſſen und ein Mädchen heirathen, das er liebte. Allein nach den Geſetzen dieſer Stadt konnte er das Bürgerrecht nicht erlangen, weil er ſich nicht zu der in derſelben herrſchenden Religion bekannte. Jetzt hatte er einen harten Kampf mit ſeiner Neigung und ſeinem Gewiſſen zu beſtehen. Er verſuchte alle erlaubten Mittel, um ſeinen Zweck zu erreichen; da aber alle fruchtlos blieben, und man ihn zu wiederholten Malen verſicherte, daß es nur einen Weg gebe, das Bürgerrecht in L. zu erlangen, nämlich: daß er ſich zur herrſchenden Religion bekenne (welches ihm jedoch ſein Gewiſſen zu thun nicht erlaubte), ſo dachte er, es iſt Gottes Wille nicht, daß du hier bleiben ſollſt, ging weiter und kam nach G., wo er ſich niederließ und jetzt in Ruhe wohnt, während die Stadt L. durch die Plagen des Kriegs faſt gänzlich verwüſtet worden iſt.

Auch in G. iſt ſeine äußerliche Ruhe nicht ganz ungeſtört geblieben. Durch den Fleiß, den er auf alle ſeine Geſchäfte wendet, iſt ſeine Kundſchaft von Monat zu Monat gewachſen; dies hat den Neid ſeiner Zunftgenoſſen erregt, und dieſe thun nun, was ſie können, um ſeine Arbeit zu tadeln und ſeine Rechtſchaffenheit verdächtig zu

machen. Wie verhält er ſich aber dabei? — Das heimliche Lauern ſeiner Neider dient ihm als ein Sporn, daß er noch mehr Fleiß auf ſeine Geſchäfte verwendet, und noch ſorgfältiger alles zu vermeiden ſucht, was ihm einen gegründeten Vorwurf zuziehen könnte. Ein Anderer würde über eine ähnliche Tücke ſeiner Zunftgenoſſen aus aller Faſſung kommen; Claudian bleibt dabei ruhig, und nennt ſie oft lächelnd ſeine Hofmeiſter, die ihm Gott an die Seite geſetzt hätte, daß ſie ihn ſogleich erinnern ſollten, wenn er ſich etwa einen Fehltritt zu Schulden kommen ließe.

So viel gewinnt man alſo, ſo verſchönert ſich ringsum die Erde, wenn man ſich gewöhnt, die Menſchen als Engel Gottes zu betrachten.

Und dieſe Vorſtellung dringt ſich dem denkenden Menſchen von ſelbſt auf. Entweder ſtehen wir unter Gottes Leitung und Regierung, oder nicht. Nimmt man das letztere an, ſo iſt man freilich jener Vorſtellung nicht fähig; glaubt man aber das erſtere, ſo wird man auch geneigt ſein, die Menſchen Engel Gottes zu nennen. Durch wen belohnt, warnt, übt, hilft und unterſtützt uns denn Gott? geſchieht es etwa durch unmittelbare Offenbarung oder durch Wunder? geſchieht es nicht faſt immer durch Menſchen? warum ſollte es uns denn ſchwer ankommen, ſie als Gottes Abgeordnete an uns zu betrachten?

Aber — höre ich den und jenen meiner Leſer einwenden — wenn man die Menſchen, die ich mir als Engel denken ſoll, etwas näher betrachtet, ſo findet man ja faſt durchgängig, daß bei den Dienſten, die ſie uns leiſten, nicht das Verlangen, uns zu nützen, ſondern blos Eigennutz ſie leite. Wenn ich Geld habe, um ihre Bemühungen zu be-

lohnen, ſo drängen ſie ſich zu mir, und beeifern ſich, meine Wünſche zu erfüllen. Auf meinen Wink bauen ſie mir ein Haus, verſehen mich mit Holz, Licht, Kleidung, Speiſe, Trank, befördern meine Bequemlichkeit und mein Vergnügen, und ſind bereit, mich zu unterrichten. Sobald ich aber außer Stand geſetzt werde, ihre Bemühungen zu bezahlen, ſo ziehen ſie ſich von mir zurück, und ich ſtehe verlaſſen da. Thut ja hier und da einer etwas Gutes, ohne daß es ihm bezahlt wird, ſo geſchieht es wieder aus andern Abſichten, die faſt immer eigennützig ſind; vielleicht um ſich Zutrauen bei Andern und einen guten Ruf zu verſchaffen, und dadurch gewiſſe ſelbſtſüchtige Zwecke zu befördern.

Daß in dieſem Einwurfe viel Wahres liege, iſt gewiß. Es iſt nicht zu läugnen, daß bei weitem der größere Theil der Menſchen durch Eigennutz bewogen werde, uns zu dienen; daß oft ſelbſt die Abſichten derer, die blos für der Menſchheit Beſtes zu wirken ſcheinen, nicht ganz rein ſind. Allein ſtreitet denn dies gegen die Wahrheit, daß die Menſchen Gottes Geſandte ſind, und daß ihre Handlungen unter ſeiner Leitung ſtehen? Gewiß nicht. Der Allweiſe hat ſein Reich ſo eingerichtet, daß die Leidenſchaften der Menſchen Triebfedern zur Beförderung wohlthätiger Abſichten werden, und beſonders denen, die Gott lieben, die in allen ihren Schickſalen auf Gottes Leitungen aufmerkſam ſind, in allen ihren Handlungen auf ſeinen Willen Rückſicht nehmen, nützen müſſen. Weit entfernt alſo, daß dieſer Einwurf die wichtige Wahrheit, daß die Menſchen Gottes Geſandte ſind, zweifelhaft machen ſollte, beſtätigt er vielmehr dieſelbe. Denn wenn ich nun ſehe, daß ich mitten unter Menſchen, die von Eigennutz geleitet werden, doch bedient, unterſtützt, unterrichtet werde, ſo

wird es ja noch wahrſcheinlicher, daß ihre Handlungen unter der Leitung eines höhern Weſens ſtehen.

Es macht mir Freude, wenn ich den Eifer gewiſſer Inſekten, meine Gurkenblüthen zu befruchten, bemerke; wenn ich ſehe, wie ſehr ſie es ſich angelegen ſein laſſen, den Samenſtaub von den männlichen Blüthen auf die weiblichen überzutragen, ob ich gleich weiß, daß ſie nur bemüht ſind, die Süßigkeit der Blüthen einzuſaugen, nicht, die weiblichen Blüthen zu befruchten. Warum ſollte ich mich denn nicht über den Eifer der Menſchen, mein Wohl zu befördern, ebenfalls freuen, wenn ich gleich weiß, daß ſie dabei eben ſowohl nur für ſich ſorgen, als die Inſekten, die von den männlichen zu den weiblichen Blüthen fliegen.

In Gottes Reiche hat jedes lebendige Weſen ſeine eigenen Triebe, denen es Befriedigung zu verſchaffen ſucht; aber dieſe Befriedigung dient, ohne daß es ihm bekannt iſt, zur Beförderung anderer göttlicher Abſichten. Eine unläugbare, eben ſo beruhigende als herzerhebende Wahrheit!

Wo ſind denn nun aber, wird man ferner fragen, die Engel des Armen, der nichts hat, womit er ihre Dienſte bezahlen kann?

Er wird ſie nicht vermiſſen, wenn er nur gewohnt iſt, neben der Erfüllung ſeiner Pflichten, auf Gott zu ſehen, und deſſen Leitung in den Handlungen der Menſchen zu bemerken. Sich ſeinen Anordnungen zu fügen, werden freilich nur wenige geneigt ſein; iſt denn dies aber nöthig, wenn man des Dienſtes der Engel genießen will? Es iſt genug, wenn ſie uns auf höhere Anordnung dienen. Wenn wir uns den Dienſt der Engel denken, ſo ſtellen wir uns ja denſelben auch nicht als Befolgung unſerer Winke, ſon-

dern als Befolgung der Winke des Allgütigen vor. Genieſst denn nun auf dieſe Art der Arme nicht eben ſo gut des Dienſtes der Engel in Menſchengeſtalt, als der Reiche?

Wenn er ſein Lager verläßt, ſo legt er die Hülle an, die Menſchen bereiteten, wäſcht ſich an dem Brunnen, den Menſchen gruben, genießt das Brod, das Menſchenhände bereiteten, bekommt durch Menſchen Arbeit angewieſen, die ſeine Geduld und ſeine Kräfte übt, und erhält von ihnen ſo viel Geld, daß er ſich dafür ſeine nothwendigſten Bedürfniſſe verſchaffen kann. Er verrichtet des Abends noch einige Geſchäfte bei einer Thranlampe, wozu Menſchen den Thran aus entfernten Gegenden, mit Gefahr ihres Lebens herbeiſchafften, und ſchlummert dann ruhig auf einem Platze, von dem die menſchliche Kraft die reißenden Thiere, die ihn ehedem bewohnten, verſcheucht hat.

Ich ſtelle mir jetzt vor, daß der ehrliche, gottesfürchtige, immer zufriedene Tagelöhner dies lieſt. Lächelnd wird er ſagen: ja wohl weiß ich es aus Erfahrung, daß die Menſchen, unter Gottes Leitung, meine Engel ſind!

Menſchen verdanke ich mein Leben. Meine Mutter nährte mich an ihren Brüſten, wartete und pflegte mich, als ich von mir noch nichts wußte; und mein Vater theilte mit mir das Wenige, das er durch ſeinen Fleiß erwarb. Sie lehrten mich gehen und ſprechen, und führten mich in meinem ſiebenten Jahre in ein Haus, das Menſchen in der Abſicht gebauet hatten, daß Kinder daſelbſt unterrichtet würden. Da fand ich einen Mann, den Menſchen angeſtellt hatten, den Unterricht zu beſorgen. Seit zweihundert Jahren hatten ſie ſchon Stiftungen gemacht, von welchen die Bemühungen dieſes Mannes belohnt wurden. Hier lernte ich leſen, ſchreiben, rechnen, gehorchen, Gott

kennen. Meine Eltern, die mich bisher verſorgt hatten, verlor ich früh; aber ich blieb nicht ohne Verſorger. Ein reicher Mann, der einen Knaben ſuchte, welcher allerlei kleine Geſchäfte in ſeinem Hauſe verrichten ſollte, nahm mich in ſeine Dienſte und ernährte mich einige Jahre. Bei ihm ſah ich Bücher liegen, in welchen ich des Sonntags, und wenn ich von Geſchäften frei war, eifrig las. Aus dieſen lernte ich viel von Menſchen, die ich nie geſehen hatte. Meine Koſt und mein Lohn waren gering; mein Herr hingegen lebte im Ueberfluſſe. Da er aber immer krank war, immer mißvergnügt lebte, ſo lernte ich von ihm, was ich früher kaum glauben konnte: daß Reichthum nicht glücklich mache. In meinem achtundzwanzigſten Jahre lernte ich ein Mädchen, ſo arm als ich ſelbſt bin, kennen, das ich lieb gewann und das mein Weib wurde. Dies Weib hat mich nun ſeit zwanzig Jahren verpflegt, meine Koſt beſorgt, meine Wäſche reinlich gehalten, meine Kinder verpflegt, und durch ſeinen Eigenſinn mich in der Geduld geübt. Meine Kleidung und meine Koſt ſind gering; allein ich habe ſie doch Menſchen zu verdanken. So lange ich lebe, haben mir Menſchen gedient, und werden mir dienen, ſo lange ich lebe, und — wann ich ſterbe, werden ſie meinen Leichnam in die Erde verſcharren. Dies alles thun ſie auf göttliche Verordnung, und ich habe ſie daher immer als Gottes Engel betrachtet, und nie Urſache gehabt, mich darüber zu beſchweren, daß der Dienſt der Engel mir fehle. —

Wenn man ſich denn nun, wird man ferner einwenden, auch dazu gewöhnte, die Menſchen, die uns aus Eigennutz dienen, als Engel zu betrachten, wie iſt dies bei Menſchen möglich, die unſer Verderben ſuchen? Iſt der

Deſpot auch ein Engel Gottes, der durch unerſchwingliche Auflagen den Lohn des Fleißes ſeinen Unterthanen raubt, und ihnen die Mittel entzieht, ſich und ihren Kindern die nöthige Pflege zu verſchaffen? der ihnen ihre Söhne entreißt, und in einem unnöthigen Kriege niederſchießen läßt? Auch der Verleumder, der mir meine Ehre zu rauben ſucht? auch der Böſewicht, der mein Gut, nach dem ihn gelüſtet, durch ungerechten Prozeß an ſich reißt?

Alle, alle ſind ſie Engel Gottes; wenn ſchon ſie darauf ausgehen, ihr Wohl auf das Verderben ihrer Brüder zu gründen. Man vergeſſe nur nicht, in welcher Bedeutung das Wort: Engel Gottes, hier genommen werde. Es wird darunter verſtanden: ein Weſen, das unter Gottes Leitung ſteht, das ſeine Befehle ausrichtet. Wir ſind ja ſchon gewöhnt, Naturkräfte, die unſern äußern Zuſtand zerrütten, als Vollſtrecker des göttlichen Willens zu betrachten. Wenn der Hagel mein Saatfeld zerſchmettert, ein angeſchwollener Strom meine Baumpflanzung verwüſtet, eine Feuersbrunſt mein Haus in die Aſche legt, ein Wetterſtrahl meinen einzigen Sohn tödtet, und mein Freund ſagt zu mir, beruhige dich, Gott hat es gethan! — wird man in dieſer Aeußerung wohl etwas Unſchickliches finden? Warum will man es denn anſtößig finden, wenn man behauptet, daß auch die menſchlichen Kräfte unter Gottes Leitung wirken?

Man ſehe ferner nicht auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare! man bedenke, daß Menſchen, die ſich gewöhnt haben, alles, was ihnen begegnet, als Gottes Schickung zu betrachten, bei den Kränkungen, die ihnen zugefügt werden, immer gewinnen, immer mehr im Nachdenken geübt werden, immer mehr ſich veredeln, immer

mehr Geiſtesſtärke ſich erwerben; daß manche Menſchen ſchlechterdings durch keine andern, als ſehr harte Mittel zum Nachdenken gebracht werden können, und man wird dann gewiß auch den Menſchen, der einem die größten Kränkungen zufügt, als Gottes Engel anzuſehen, ſich überwinden können. Sind denn die Engel blos ausgeſandt, um uns Brunnen zu zeigen, und Wache bei unſern Gütern zu halten? iſt nicht ihr vorzüglichſtes Geſchäft, die Erziehung der Menſchen zu beſorgen?

Es ſei zugegeben, — wird man endlich ſagen, — daß auch Menſchen, die meinen äußern Zuſtand zu verderben ſich bemühen, Gottes Engel ſind; aber kann man dies wohl auch von ſolchen glauben, die die Seele zu verderben ſuchen? auch von Obrigkeiten, die Verordnungen geben, welche auf Verſchlimmerung des Charakters abzielen? die ihre Unterthanen durch ihre Verpachtungen und Acciseinrichtungen verleiten, Betrüger zu werden? auch von Weibsperſonen, die ſich bemühen, unſchuldige Jünglinge in ihr Netz zu ziehen? auch von Wollüſtlingen, die ſich ein eigenes Geſchäft daraus machen, die Unſchuld beiderlei Geſchlechts zu verführen? auch von Schriftſtellern, die die Treue gegen die Pflicht lächerlich machen, und die Triebe reizen, ſie zu verletzen? Was für Unheil kann daraus entſpringen, wenn die Menſchen ſich gewöhnen, die Stimme der Verführer und Verführerinnen für Gottes Stimme zu halten!

Auch die Stimme der Verführer und Verführerinnen iſt Gottes Stimme, die jedem verſtändlich ſein wird, dem die Erfüllung ſeiner Pflicht über alles geht; und der glaubt, daß Gott uns nicht immer durch Menſchen zu etwas reizen laſſe, damit wir es thun ſollen, ſondern ſehr oft auch

in der Abſicht, uns zu üben, daß wir Reizungen zur Verletzung der Pflicht überwinden lernen.

Da ich über dieſen Punkt ſchon vorhin mich ausgeſprochen habe, ſo iſt's nicht nöthig, hier dabei ausführlicher zu ſein.

Es ſind nun noch zwei Einwürfe übrig, auf die ich keine befriedigende Antwort geben kann, und auf welche ſie auch nicht leicht von einem Andern wird können gegeben werden.

Der erſte iſt: Wenn alles, was Menſchen thun, unter Gottes Leitung und nach ſeiner Verordnung geſchieht, ſo muß man ja jedes Verbrechen als Wirkung Gottes anſehen.

Der zweite: Wenn alles, was Menſchen thun, unter Gottes Leitung und nach ſeiner Verordnung geſchieht, ſo ſind wir ja nichts als Maſchinen, die keine Freiheit haben.

Wie geſagt, eine ganz befriedigende Antwort wird auf dieſe Einwürfe nicht leicht können gegeben werden; indeß werden ſie doch, in Anſehung unſerer eignen Handlungen, durch unſer Gefühl widerlegt. Wir fühlen es, daß das, was wir thun, von uns ſelbſt herrühre, und daß wir alſo keine Maſchinen ſind.

Wenn Jemand die Flinte anlegt, nach einem Wilde zielt, losdrückt, und einen Menſchen erſchießt, der im Buſche verborgen war; und ein anderer vorſetzlich einen Menſchen tödtet; — wenn einer ein Glas Wein trinkt, in welches ein böſer Menſch Tropfen, die Taumel verurſachen, gegoſſen hat, und davon trunken wird; und ein anderer durch Unmäßigkeit ſich Trunkenheit zuzieht; — wenn ein Kaufmann durch wirkliches Unglück in die Nothwendigkeit verſetzt wird, ſeine Gläubiger unbefriedigt zu laſſen; und

ein anderer ſich dieſe Nothwendigkeit durch ſchwelgeriſche Lebensart zuzieht, — ſo iſt die Wirkung von den Handlungen beider einerlei — Todtſchlag, Trunkenheit, Bankerott. Die erſtern ſprechen ſich aber von der Verſchuldung vollkommen frei. Obgleich auch auf ſie, beſonders wenn ihr Nervenbau ſchwach iſt, das Geſchehene einen ſehr ſchmerzhaften Eindruck macht, ſo glauben ſie doch, daß ſie ſelbſt mit ihrem Willen die Veranlaſſung dazu nicht gegeben haben. Iſt denn dies aber auch bei den letztern der Fall? Gegen die Menſchen werden ſie vielleicht Gründe genug zu ihrer Rechtfertigung vorzubringen wiſſen; ſie ſelbſt fühlen aber gewiß, daß ſie ſich die Schuld beimeſſen müſſen.

Uebrigens darf es uns gar nicht beunruhigen, wenn wir die menſchliche Freiheit mit der Allregierung Gottes nicht ganz zuſammenzureimen wiſſen. Der Grund davon liegt lediglich in der Unermeßlichkeit des Plans, nach welchem der Weltregierer handelt, und in der Eingeſchränktheit unſerer Einſichten.

Es ſcheinen für den menſchlichen Geiſt gewiſſe Grenzlinien gezogen zu ſein, die er vor der Hand nicht überſchreiten kann; was jenſeits derſelben liegt, iſt für ihn unbekanntes Land. Die Bemühung, daſſelbe zu entdecken, iſt vergeblich, und verurſacht zweckloſe Unruhe.

Das Weltgebäude z. B. iſt da; wir ſehen, wir wiſſen es. Wollen wir aber erforſchen, wie es entſtanden ſei? und wie weit es ſich erſtrecke? ſo überſchreiten wir die unſerer Vernunft gezogene Grenzlinie. Entweder iſt es ewig da geweſen, oder es hat einmal einen Anfang gehabt. Das erſtere können wir uns ſchlechterdings nicht denken. Das letztere iſt uns zwar denkbar; wenn wir aber dadurch auf die ganz natürliche Frage geleitet werden: was war denn

vor dem Weltgebäude da? ſo würde man antworten müſſen: Nichts. Dies iſt uns wieder undenkbar. Man könnte alſo folgenden Schluß machen. Wenn ein Weltgebäude da iſt, ſo muß entweder die Materie dazu einen Anfang genommen haben, oder nicht. Das letztere kann nicht ſein; denn alles, was da iſt, hat ſeine Urſache; und die Urſache muß ja eher da ſein, als die Wirkung; und wenn die Urſache eher, als die Materie da geweſen wäre, ſo hätte die letztere einen Anfang gehabt. Daß die Materie des Weltgebäudes aber einen Anfang gehabt habe, iſt wieder nicht denkbar. Denn da müßte ſie ja aus Nichts entſtanden ſein, und aus Nichts wird Nichts. Folglich gibt es gar kein Weltgebäude.

Gegen dieſen Schluß wird gewiß nichts Ueberzeugendes eingewendet werden können. Demungeachtet glauben wir das Daſein eines Weltgebäudes, weil wir es ſehen.

So könnte man auch ſagen: Wenn ein Weltgebäude da iſt, ſo hat es entweder Grenzen oder nicht. Daß es keine Grenzen habe, iſt undenkbar; und wenn es Grenzen hat, was iſt denn jenſeits dieſer Grenzen? Nichts. Dies iſt wieder undenkbar. Folglich gibt es kein Weltgebäude.

Wir ſind alſo gedrungen, das Daſein von Dingen zu glauben, von welchen man beweiſen kann, daß ſie nicht da ſind.

Es darf uns daher auch nicht befremden, wenn wir, in Anſehung der menſchlichen Handlungen, manches glauben müſſen, wogegen uns Einwürfe gemacht werden können, die wir nicht im Stande ſind, ganz zu widerlegen. Daß alle menſchlichen Handlungen nach Gottes Willen vollzogen werden, müſſen wir annehmen, ſobald wir zugeben, daß Gott alles regiere; daß aber unſere Handlungen von

unſerer Freiheit abhängen, das fühlen wir. Wie dies beides mit einander vereinigt werden könne, iſt uns unerklärbar.

Da es ſo ungemein viel zu unſerer Beruhigung und zu unſerer Veredelung beiträgt; da uns die Erde auf einmal in einem ſo wohlthätigen Lichte erſcheint, wenn wir uns die Menſchen als Engel vorſtellen, ſo wünſche ich ſehr, daß jeder meiner Leſer ſich an dieſe Vorſtellung gewöhnen möge. Vielleicht thaten dies ſchon viele, indem ſie dieſes Kapitel laſen. Die Wirkung davon wird auch einige Stunden dauern; der Anblick eines jeden Menſchen wird ihnen mehr Freude machen; ſie werden die Vorſchriften ihrer Vorgeſetzten freudiger befolgen, ihre Untergebenen liebreicher behandeln, bei zugefügten Kränkungen ſich vernünftiger betragen, und empfänglicher gegen Warnungen ſein; die Stimme des Leidenden wird auf ſie ſtärkern Eindruck machen, und jeder, der ihnen begegnet, wird von ihnen einen freundlichen Gruß bekommen. Wird dieſe Freude aber lange dauern? Dies iſt's, woran ich zweifle.

Wenn die Eindrücke, welche verſchiedene Stellen dieſes Buchs auf manche Leſer machten, verſchwunden ſind, ſo wird ſich ihnen die menſchliche Geſellſchaft wieder in ganz ſchwarzer Farbe darſtellen.

Die Vorſtellung von den Menſchen, an die ich die Leſer ſo gern gewöhnen möchte, iſt ein Licht, das im Dunkeln leuchtet. Man ſieht, ſo lange man in demſelben wandelt, richtiger, und geht ſeinen Weg getroſter und ruhiger. Allein dies Licht will Nahrung haben, wenn es nicht verlöſchen ſoll. Dieſe Nahrung wird man ihm verſchaffen, wenn man ſich bemüht, jene Vorſtellungen von Zeit zu

Zeit zu erneuern, und ſie auf jeden Menſchen, mit welchem man in Verbindung kommt, anzuwenden.

Da dies in vielen Fällen ſchwer iſt, ſo füge ich noch einige Bemerkungen bei, durch deren Beherzigung man ſich die Sache erleichtern wird.

Ich habe geſagt, die Menſchen ſind Engel, und bin davon überzeugt. Allein ich wiederhole es nochmals, daß dieſe Benennung hier nicht Weſen von ſolcher Vollkommenheit, wie wir uns die höhern Geiſter denken, bezeichnen ſoll, ſondern Perſonen, die unter Gottes Leitung handeln, und ſeinen Willen thun. Ferner bemerke ich, daß man ſich ungemein ſchade, wenn man ſich von den Menſchen zu hohe Vorſtellungen macht. Man findet, wenn man ſie näher kennen lernt, an ihnen die Vollkommenheiten nicht, die man von ihnen erwartete, und jede ſolche Täuſchung verurſacht die unangenehmſten Empfindungen.

Wer ohne große Erwartungen in einen gut angelegten Obſtgarten tritt, wird ſich darin wohl befinden, und manche Frucht brechen, die ihn labt und ſtärkt. Wer hingegen eine Obſtart von ausgezeichneter Güte hat kennen lernen, und dieſe von jedem Obſtbaume erwartet, und nur den für gut hält, der ſie trägt, der wird mit jedem Obſtgarten unzufrieden ſein, in welchem er ſie nicht findet.

Man würde jeden, der einen Obſtgarten nach dieſem Maßſtabe beurtheilte, für einen Thoren halten. Handeln wir denn aber vernünftiger, wenn wir uns ein Bild von einem vollkommenen Menſchen entwerfen, der durchaus weiſe und redlich handelt, und nun verlangen, daß alle Menſchen dieſem Bilde gleich ſein ſollen?

So lange der Baum ſich im Stande der Entwickelung befindet, darf man von ihm noch keine Früchte erwarten.

Dies glauben wir alle. Man wende dieſe Wahrheit auf die Menſchen an, und man wird ſogleich geneigt werden, ſeine Forderungen an ſie zu mäßigen. Die größere Hälfte der Menſchen ſteht auf der Stufe der Entwickelung, auf welcher ein junger Kirſchbaum ſteht, der die erſten Blüthen zeigt. Wie kann man denn von ihnen verlangen, daß ſie ſo geſetzt, ſo weiſe wie ausgebildete Menſchen handeln ſollen?

Beherzigt man dieſes, ſo wird man ſich in der Geſellſchaft der Kinder weit beſſer befinden. Statt ſich über ihren Muthwillen und ihre Gedankenloſigkeit zu entrüſten, wird man vielmehr mit Vergnügen mannigfaltige Keime des Guten in ihnen bemerken und ſie zu entwickeln ſuchen. Man wird die Thorheiten des Jünglingsalters erträglicher finden, und über ſie eben ſo wenig außer ſich gerathen, als darüber, daß die erſten Früchte des jungen Kirſchbaums gemeiniglich unreif abfallen. Selbſt die Fehltritte junger Männer und Weiber werden weniger unangenehme Eindrücke machen, wenn man bedenkt, daß ſie ſich auch noch im Stande der Entwickelung befinden. Fühlt man ſich verſtändiger als ſie, was folgt daraus? weiter nichts, als daß man Urſache habe, ſich über ſeine Fortſchritte im Guten zu freuen, und den Zurückſtehenden ein ermunterndes Beiſpiel zu geben, damit ſie nachfolgen.

Selbſt von den Menſchen, die die Jahre der irdiſchen Reife erreicht haben, darf man billiger Weiſe nicht verlangen, daß ſie gerade ſo denken und handeln ſollen, wie wir glauben, daß ſie denken und handeln müßten. Wer Weizen ausſäet, der wünſcht freilich, auf ſeinem Acker nichts als Weizenpflanzen zu erblicken; und es iſt ihm unangenehm, wenn er auf demſelben andere Pflanzen bemerkt.

Wer indeß nur einigermaßen mit der Naturgeſchichte bekannt iſt, überzeugt ſich bald, daß auch alle übrigen Pflanzen, die unter dem Weizen aufſproſſen, nutzbar ſind; daß ſie eine Menge Thiere nähren, und viele von ihnen Kräfte enthalten, durch welche die erſchütterte Geſundheit wieder hergeſtellt werden kann.

Man betrachte doch die menſchliche Geſellſchaft als einen Weizenacker; und man wird ſich leicht über die Irrthümer und Thorheiten, die man hier und da bemerkt, beruhigen können.

Es nützt alles für das Ganze: die Diſteln wie der Weizen, die Thorheit wie die Weisheit, das Laſter wie die Tugend. Deßhalb bleibt es nicht minder heilige Pflicht für uns, daß wir in unſerm Wirkungskreiſe das Einwurzeln des Laſters und der Thorheit zu verhindern ſuchen, ſo wie der verſtändige Ackermann ſeinen Acker auf's möglichſte von Diſteln rein zu erhalten ſucht; nur darf es uns nicht beunruhigen, wenn wir den Fortgang des Laſters und der Thorheit da, wo wir ihn nicht verhindern können, bemerken. Es nützt alles für's Ganze. Unter der Leitung der höchſten Weisheit muß alles zu unſerm Beſten dienen, alles für unſer Wohl wirkſam ſein. Dieſer Glaube muß uns bei dem Sittenverderben der Menſchen zufrieden ſtellen.

Wozu nützen denn aber, wird man fragen, das Laſter und die Thorheit? Geſetzt, ich könnte auch gar nichts darauf antworten, ſo bleibt es doch dabei: ſie nützen. Wenn ich den Nutzen der Wolfskirſche, aus deren Wurzeln man jetzt ein Heilmittel gegen manche lebensgefährliche Krankheiten bereitet, den Nutzen der Diſtel, der Neſſel, der Wolfsmilch und vieler andern Pflanzen, die man ſonſt Unkraut nannte, und als eine Wirkung des göttlichen Fluchs

betrachtete, eingeſehen habe, ſo kann ich ganz ſicher anneh-men, daß auch andere Pflanzen nützlich ſind, deren Nutzen mir noch unbekannt iſt. Allein bei nur mäßiger Aufmerkſamkeit auf den Gang der menſchlichen Bildung wird man vielerlei Nutzen auch wirklich entdecken, den das Laſter hat; vorzüglich für den, dem es ein Ernſt iſt, ſeine Pflicht — Gottes Willen zu thun.

Wenn auch von dem ſogenannten Unkraute dem Ackersmanne gar kein Nutzen bekannt wäre, ſo hat es doch ohne Zweifel für ihn dieſen, daß es ihn in beſtändiger Thätigkeit erhält. Sobald er in ſeinem Geſchäfte läſſig wird, überzieht ſich ſein Acker mit mancherlei Gewächſen, deren Daſein ihm nicht lieb iſt, und die Tag und Nacht fortwachſen, immer tiefere Wurzeln ſchlagen, und bald Samen ausſtreuen werden, wenn er nicht die ſchleunigſten Anſtalten trifft, ſein Land davon zu reinigen. Eben ſo ſpornt das Laſter den Menſchen zu vermehrter Thätigkeit an. Sobald ein Hausvater, ein Geiſtlicher oder der Vorſteher irgend einer größern oder kleinern Geſellſchaft anfängt, in Erfüllung ſeiner Pflichten ſaumſelig zu werden, ſo fängt das Laſter an, in ſeiner Geſellſchaft ſich zu zeigen; es greift um ſich, wie der Krebs, wenn es nicht auf das ſchleunigſte gedämpft wird. So wie uns Gott durch den Ausbruch einer Feuersbrunſt aus dem Schlafe weckt und zum Löſchen ruft, ſo fordert er uns, durch die Erſcheinung des Laſters in unſerm Wirkungskreiſe, auf, zu unſern Pflichten zurückzukehren, und ſie mit verdoppeltem Eifer zu erfüllen.

Ferner iſt das Laſter ein gutes Mittel, uns mehr Kraft zur Erfüllung der Pflichten zu verſchaffen. Es hat zwei Seiten, eine reizende und eine häßliche. Der Anblick bei-

der ſtärkt den, der das Gute ernſtlich will, zur treuern Erfüllung ſeiner Pflicht.

Der Anblick des Reizes iſt freilich verführeriſch; aber wenn man dabei die Stimme Gottes nicht überhört, und ſich bemüht, bei dieſem verführeriſchen Reize ſtandhaft zu bleiben, ſo wird man gewiß dadurch ſtärker. Auf die Tugend eines Frauenzimmers, das mehrere Verſuchungen zur Verletzung der Pflicht überwunden hat, kann man ſicher mehr rechnen, als auf die Tugend eines andern, das dieſen Verſuchungen nie ausgeſetzt war. Der Mann, der, mit Schurken umgeben, rechtſchaffen bleibt, beſitzt gewiß mehr Geiſtesſtärke, als ein anderer, der immer im Schoße ſeiner Familie lebte, wo er lauter Beiſpiele von Rechtſchaffenheit ſah.

Noch mehr Tugendſtärke gibt uns der Anblick der Häßlichkeit des Laſters. Wenn auch bisweilen die Neigung erwacht, den Weg Gottes zu verlaſſen, ſo zeigt ſich unvermuthet ein geſtrafter Laſterhafter als Gottes Engel, der uns nachdrücklich davor warnt. Die Erſcheinung eines bleichen, kraftloſen Wollüſtlings; eines mißvergnügten, treuloſen Ehegatten, der die Hölle auf Erden hat; eines Betrügers, der nirgends Credit findet; eines verarmten Verſchwenders; eines unter den größten Schmerzen wimmernden Schwelgers; eines pflichtvergeſſenen Vaters, und ſeiner ungerathenen Kinder; jede dieſer Erſcheinungen iſt Gottes Stimme, die ſtark und vernehmlich ſpricht: **verlaß meine Wege nicht!**

Der Anblick des Laſters darf uns alſo nicht mißtrauiſch gegen Gottes Regierung, nicht mißvergnügt mit der Welt machen. Es bleibt aber immer dabei, daß wir demſelben nach unſern Kräften entgegen arbeiten müſſen. Die Ab-

ſicht, zu welcher Gott das Laſter in der Welt duldet, iſt vorzüglich dieſe, daß es uns reizen ſoll, ihm zu widerſtreben. Thun wir es nicht, ſo handeln wir dem göttlichen Willen entgegen.

Der Kaufmann Brav mag uns ſagen, wie er ſich bei dem Anblicke des Laſters beruhige.

Ich wuchs in einer Familie auf, in welcher die Tugend erblich zu ſein ſchien. An die Ausübung meiner Pflichten wurde ich früh gewöhnt; die Gewohnheit wurzelte bei mir immer tiefer, und ich empfand ſo wenig Neigung, pflichtvergeſſen zu ſein, als ein Jüngling, der zwanzig Jahre Waſſer trank und ſich dabei wohl befand, Neigung zum Biertrinken fühlt.

Im Grunde aber war meine Tugend nicht mehr werth, als die Enthaltſamkeit eines Waſſertrinkers vom ſtarken Getränke.

Vor zwanzig Jahren aber fing das Laſter an, ſein Haupt in unſerer Stadt zu erheben. Einige Familien, die man ihres großen Reichthums wegen aufnahm, ohne auf die Verdorbenheit ihrer Sitten Rückſicht zu nehmen, gaben, ihres Reichthums wegen, in allen Geſellſchaften den Ton an, und zwar auf eine ſchändliche Weiſe. Ueber Religion wurde geſpottet; und diejenigen, die ſie predigten, machte man lächerlich. Zucht und Ehrbarkeit wurden als kleinſtädtiſch, als Mangel an feiner Lebensart verſchrieen; und Unzucht, Kleiderpracht, feine Betrügerei, Scherz mit Eiden, wurden durch Worte und Beiſpiele empfohlen. Die Achtung gegen Religion und Tugend erloſch immer mehr. Die Herrſchaften verdrängten ſie in den höhern, die Dienſtboten in den niedern Ständen. Man fing an, ſich der Religion und der Tugend zu ſchämen. Selbſt die Religions-

lehrer ſtimmten ihren Ton um, um in den Augen der ſogenannten verfeinerten Welt nicht verächtlich zu werden. Dies verurſachte mir eine Menge trüber Stunden. Oft erwachte bei mir die Luſt, mich und meine Familie auch auf die allgemein beliebt gewordene Art zu verfeinern; aber gleich bei den erſten Verſuchen fühlte ich, daß mich dieſe Verfeinerung ganz von meinen Pflichten abführen würde. Ich fing an, über meine Pflichten nachzudenken, und wurde immer mehr für dieſelben eingenommen. Ich erfüllte ſie nun nicht mehr, wie ehedem, aus Gewohnheit, ſondern aus Ueberzeugung.

So wie ein kluger Hausvater, wenn er die Sorgloſigkeit bemerkt, mit welcher die Nachbarn das Feuer behandeln, eine ſtrenge Feuerordnung in ſeinem Hauſe einführt, ſo bewog mich der Anblick des überhandnehmenden Sittenverderbens, in meinem Hauſe die möglichſten Vorkehrungen zu treffen, um daſſelbe gegen Anſteckung zu ſchützen. Von den Geſellſchaften, die ich bisher beſucht hatte, zog ich mich zurück. Wenn man eine Geſellſchaft meidet, von welcher man beſorgen muß, die Peſt oder die veneriſche Krankheit zu bekommen, wie dürfte man Geſellſchaften beſuchen, wo man Vergiftung des Charakters zu befürchten hat? In der Wahl meines Geſindes war ich weit behutſamer als ſonſt, und ſeine Veredelung ließ ich mir recht innigſt angelegen ſein. Um noch ſicherer zu gehen, wurden meine Kinder, ohne die dringendſte Noth, nie dem Geſinde überlaſſen. Die erwachſenern Kinder zog ich von der öffentlichen Schule zurück, und übergab ſie der Leitung eines jungen Mannes, von deſſen Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit ich mich überzeugt hatte. Ich verſäumte keine Gelegenheit, die Meinigen auf die ſchrecklichen Folgen des

Laſters aufmerkſam zu machen, und ihnen Bücher in die Hände zu ſpielen, die in der Abſicht geſchrieben waren, dem Leſer Liebe zur Tugend einzuflößen.

Alle dieſe Maßregeln waren Wirkungen des in meinem Wohnorte emporgekommenen Laſters. Wenn ich nun die Wirkungen deſſelben berechne, ſo finde ich, daß ich dabei ungemein viel gewonnen habe. Ich erfülle meine Pflichten nicht mehr aus Gewohnheit, ſondern aus Gründen; ich erfülle ſie mit Eifer. Ich lebe ganz für meine Familie, deren Veredelung mir Gott anvertrauet hat; ich habe in derſelben mehr helle Einſichten verbreitet; meine Kinder haben eine beſſere Erziehung und einen beſſern Unterricht bekommen, als ſie in der öffentlichen Schule würden erhalten haben. Der Werth der häuslichen Freuden iſt mir weit ſchätzbarer geworden, und ich werde in meiner Familie mehr geliebt. Anfänglich wurde ich freilich wegen der Maßregeln, die ich ergriff, verſpottet; aber nun, da die ſpottenden Familien im Elende zu ſchmachten anfangen, und die meinige feſtſteht, wie ein Baum gepflanzt an den Waſſerbächen, und durch Geſundheit und Wohlſtand ſich auszeichnet, nun klebt die Zunge der Spötter am Gaumen, und meine Familie wird geſchätzt.

Wenn nun ſelbſt das Laſter, das wir an den Menſchen bemerken, uns nicht hindern darf, ſie als Gottes Geſandte zu betrachten, ſo dürfen wir uns noch weniger weigern, ſie als ſolche anzuerkennen, wenn ſie ſittlich gut, und nur in Anſehung ihrer Meinungen, ihrer Denk- und Handlungsart von uns ſehr verſchieden ſind, den Heiden wie den Muhamedaner und Chriſten; den Gelehrten, aber auch den Unwiſſenden, der weder leſen noch ſchreiben kann; den verfeinerten Deutſchen, wie den rohen Irokeſen. Die Ver-

ſchiedenheit der menſchlichen Sinnesarten muß für das Ganze eben ſowohl zweckmäßig ſein, wie die Verſchiedenheit der Pflanzen. Dies will uns aber gewöhnlich nicht einleuchten; wir wünſchen, daß alle Menſchen unſerer Meinung ſein, mit uns gleich denken und handeln ſollen.

So lange wir dieſen Wunſch nicht mäßigen, gibt es für uns keinen Himmel auf Erden. Der Anblick von Menſchen, die von uns ſehr verſchieden denken, wird uns immer Mißvergnügen verurſachen. Ueberdies iſt der Wunſch, alle Menſchen dahin bringen zu können, daß ſie mit uns gleich dächten, eben ſo thöricht, als der Wunſch eines Freundes der Stallfütterung, daß alle Berge Klee tragen, oder eines Geizigen, daß alle Steine Gold ſein möchten. Dann erſt werden wir uns recht wohl unter den Menſchen befinden, wenn uns die Mannigfaltigkeit ihrer Meinungen, ihrer Denk- und Handlungsweiſen ſo viele Freude macht, als dem Pflanzenkundigen die Mannigfaltigkeit der Gewächſe; er freut ſich ihrer Verſchiedenheit, wenn gleich er von den mehreſten Arten gar keinen Nutzen angeben kann.

Dem Nachdenkenden wird aber der aus der Verſchiedenheit der Meinungen, Denkungs- und Handlungsarten der Menſchen entſpringende Nutzen einleuchten. Die Unwiſſenheit vieler Menſchen iſt für ſie ein Opiat, welches ihr Gefühl gegen die Leiden, die ſie um des Ganzen willen dulden müſſen, abſtumpft; und eine Feſſel, durch die ſie an Arbeiten gekettet werden, die ebenfalls das allgemeine Beſte erfordert, und denen ſie ſich entziehen würden, wenn ihre Geiſteskräfte mehr ausgebildet wären. Die religiöſen Irrthümer ſind für diejenigen Bedürfniß, welche für die Wahrheit noch keine Empfänglichkeit haben. Das

Knien vor einem hölzernen oder ſteinernen Bilde, die Verehrung deſſelben durch Faſten und Wallfahrten iſt für ein Volk, das noch nicht vermögend iſt, Gott im Geiſt und in der Wahrheit anzubeten, eine Wohlthat, weil dadurch bei ihm das Andenken an Gott, das Verlangen, ihm zu gefallen, genährt, und Uebung in der Selbſtbeherrſchung unterhalten wird. Die Rohheit mancher Nationen iſt ſehr wohlthätig für das Ganze. Sie verzehren weniger und ſparen die Schätze des Landes, das ſie bewohnen, für ein Zeitalter, wo Menſchen auftreten werden, die Verſtand genug haben, ſie zu benutzen. Bei dem Holzmangel, der faſt in allen Ländern, in welchen kultivirte Völker wohnen, nach und nach eintritt, nimmt man ſeine Zuflucht zu ſolchen Gegenden, in denen rohere Nationen hauſen, die für uns Holz geſpart haben.

Dieſe Wahrheit darf aber die Neigung, die Menſchheit zu veredeln, und mehr Einheit in ihre Meinungen, in ihre Denk- und Lebensart zu bringen, bei uns nicht ſchwächen. Vielleicht ſoll das Wahrnehmen der Unwiſſenheit, des Irrthums und der Rohheit, die hier und da noch herrſchen, für den Aufgeklärtern eine Aufforderung Gottes ſein, ſeine Kräfte zu üben, und ſeine Zeitgenoſſen auf eine höhere Stufe zu leiten — ſie aufzuklären. Aufklärung iſt ein gar wichtiges, wohlthätiges Geſchäft, wenn es von Menſchen getrieben wird, die dazu die nöthige Weisheit beſitzen; nur dürfen ſich dieſem Geſchäfte ſolche nicht unterziehen, denen dieſelbe mangelt. Es verhält ſich mit dem Aufklären, wie mit dem Curiren. Wenn man die mancherlei Krankheiten wahrnimmt, unter welchen die Menſchheit ſeufzt, ſo bekommt man freilich Luſt, denſelben abzuhelfen. Allein wenn man die dazu nöthigen Einſichten nicht beſitzt, ſo wird

man der Mörder der Perſonen, welchen man Arznei reicht! Ein Aufklärer, der die zu dieſem Geſchäfte nöthige Weisheit nicht beſitzt, iſt ein moraliſcher Quackſalber, der im Grunde mehr Unheil ſtiftet, als ein mediziniſcher. Dieſer bringt ſeine Patienten um Geſundheit und Leben; jener verwirrt ihre Vernunft, und raubt ihnen ihre Gemüthsruhe. Möchte doch das Oberhaupt der weiſen Aufklärer, Jeſus, immer für jeden Muſter ſein, der ſich geneigt fühlt, ſeine Zeitgenoſſen aufzuklären! Immer trug er die Wahrheit in einer Hülle vor, unter welcher ſie denen verborgen blieb, die noch unfähig waren, ſie zu begreifen, welche aber leicht von andern abgeſtreift wurde, die für die Wahrheit Empfänglichkeit hatten. Um zu dieſem Abſtreifen der Hülle noch mehr aufzumuntern, fügte er ſeinen Reden oft noch die Worte hinzu: wer Ohren hat zu hören, der höre!

Haben wir nun die zur Aufklärung führenden Wahrheiten in der Hülle vorgetragen, und wir bemerken, daß nur eine kleine Anzahl dafür Empfänglichkeit beſitzt, ſo darf uns dies nicht verdrießen. Nicht ſowohl vom Gelingen unſerer Bemühungen, als vielmehr vom Erfüllen der Pflicht, hängt unſere Seligkeit ab.

Es iſt alſo gewiß, daß uns die Geſellſchaft der Menſchen in einer weit reizendern, ich möchte wohl ſagen himmliſchen Geſtalt erſcheint, wenn wir uns dazu gewöhnen, ſie für das zu halten, was ſie iſt — für eine Geſellſchaft von Geiſtern, die unter Gottes Leitung und nach ſeiner Verordnung wirkt. Eben ſo wird uns die ganze Erde in einem himmliſchen Lichte erſcheinen, wenn wir ſie und alles, was auf derſelben iſt, als Gottes Werk, alles, was auf ihr geſchieht, als Gottes Wirkung, das Fallen des Sper-

lings auf die Erde als Gottes Schickung betrachten. Iſt dies vielleicht Täuſchung? Gewiß nicht, wenn anders Gott die Welt regiert. Dann ſehen, hören, ſchmecken und fühlen wir allenthalben Gott; bekommen jeden Augenblick Erinnerungen an ſein Daſein; nichts iſt uns dann ſchrecklich, alles für uns wohlthätig; nichts unnütz, alles ein Mittel zur Beförderung wohlthätiger Zwecke.

Je bekannter wir mit der Natur ſind, deſto mehr Seligkeit müſſen wir, wenn wir ſie anders als Gottes Wirkung betrachten, aus der Betrachtung derſelben ſchöpfen.

Aber auch bei ſehr mäßigen und eingeſchränkten Kenntniſſen von derſelben, können wir aus ihr Seligkeit ſchöpfen, wenn wir nur Neigung haben, über ihre Wirkungen nachzudenken, und in denſelben die Beweiſe der alles regierenden Vaterliebe Gottes zu finden.

Ich will hier einige Winke geben, wie man die Natur betrachten müſſe, um ſie in einem himmliſchen Lichte zu erblicken, und dadurch zu ſeligen Empfindungen ſich zu ſtimmen.

Die Umdrehung der Erde um ihre Axe geſchieht nach gewiſſen Geſetzen, die ganz unabänderlich beobachtet werden. Wenn auch auf der Erde die größte, unerklärbarſte Verwirrung herrſcht; wenn zur Zeit der Ernte wochenlang anhaltende Regengüſſe einfallen; die Ströme ihre Ufer überſchreiten und die Felder verwüſten; die Menſchen zu Hunderttauſenden zuſammen getrieben werden, um einander zu morden, ſo wird doch dadurch die Axendrehung der Erde in ihrer Ordnung nicht gehemmt. Zu der beſtimmten Minute erſcheinen und verſchwinden die Sonnenſcheibe, der Mond und jeder Stern. Welch' eine dringende Erinnerung an die Gegenwart eines höchſten Weſens, wel-

ches das Ganze regiert! Wie kann man in ein Haus treten, wo die Geſchäfte aller Hausgenoſſen nach einer gewiſſen Regel verrichtet werden, ohne zu glauben, daß ſie alle unter einem gemeinſchaftlichen Aufſeher ſtehen? Wie kann man aus der Ferne die Waffenübungen eines Heeres betrachten, deſſen Glieder alle in einer beſtimmten Minute ſich ſchwenken, vor- oder rückwärts gehen, ihre Gewehre heben, laden, abfeuern, ohne an das Daſein eines Weſens zu denken, das ihre Bewegungen leitet? Und die regelmäßige Bewegung eines ſo großen Körpers, wie unſere Erde iſt, die ſeit mehrern tauſend Jahren ſchlechterdings durch gar nichts unterbrochen wurde, ſollte man betrachten können, ohne dadurch in dem Glauben an das Daſein eines Weltregierers beſtärkt zu werden? Der bei ſeiner Heerde wachende Hirte, der auf ſeinem Poſten wachende Soldat, wenn ſie mit Nachdenken den Auf- und Untergang der Sterne beobachten; der bekümmerte Hausvater, der aus dem Getümmel ſeiner Geſchäfte ſich losreißt, auf den nächſten Hügel geht, und hier die Sonne unter-, dort den Vollmond aufgehen ſieht, die geängſtete Mutter, die am Bette des kranken Kindes die Nacht durchwachte, wenn ſie gegen Morgen an das Fenſter tritt, und die Sonne in ihrer Pracht aufgehen ſieht, ſie alle fühlen Gottes Gegenwart, und denken, wonicht durch ein ganz helles, doch durch ein dunkles Gefühl geleitet:

Iſt er nicht auch dein Helfer und Berather,
Ewig dein Vater?

Sie fühlen dann neue Kraft, neuen Muth, die ihnen anvertraueten Geſchäfte fortzuſetzen, ſie ſind — im Himmel auf Erden. — —

Auf der Erde iſt alles in raſtloſer Thätigkeit, alles,

vom Elephanten bis zum Mooſe, ſtrebt ſich zu nähren und in einer Art zu vergnügen.

Schon dies wahrzunehmen iſt aufheiternd. Aber in einem weit reizendern Lichte erſcheint uns dieſe Thätigkeit, wenn wir ſie in der Nähe mit Aufmerkſamkeit betrachten und ſehen, wie durch dieſes raſtloſe Streben, bei dem es nur auf die Erhaltung und das Vergnügen der einzelnen Weſen abgeſehen zu ſein ſcheint, das Wohl des Ganzen befördert wird.

Die Brunſt treibt das Thier, ſeines Gleichen zu ſuchen, um ſie zu ſtillen; und, indem es dieſelbe ſtillt, pflanzt es ſein Geſchlecht fort, und liefert einen Beitrag zur Erhaltung deſſelben. Die Meiſen, die Spechte und alle Vögel, welche von Inſekten ſich nähren, ſind vom Morgen bis zum Abend geſchäftig, ſie aufzuſuchen, und — befreien uns durch dieſe Geſchäftigkeit von einer Menge Inſekten, deren zu ſtarke Vermehrung für uns höchſt läſtig und ſchädlich ſein würde. Der Maulwurf durchwühlt die Erde, um Würmer zu ſuchen, und verfertigt, indem er dies thut, Kanäle, durch welche das Waſſer eindringen und die Erde tränken kann. Der Regenwurm, den er aufſucht, unterſtützt ihn in ſeinem Geſchäfte. Wann die Gurke, die Melone, der Kürbis zu blühen anfangen, ſo ſammeln ſich um ihre Blüthen eine Menge Inſekten, um in ihnen Nahrung zu ſuchen. Dieſe Inſekten fliegen von den männlichen zu den weiblichen Blüthen, tragen von jenen den Samenſtaub auf dieſe, und — befruchten ſie. Wo ein Aas iſt, da zieht ſein Geruch Raben, Dohlen, Elſtern, Fliegen, Aaskäfer herbei. Sie nähern ſich demſelben alle, um ſich zu nähren, und die letztern, um ſich fortzupflanzen. Nach einigen Tagen iſt das Aas verſchwunden. Was haben alſo alle dieſe

Thiere bewirkt? Sie haben gemeinſchaftlich daran gearbeitet, das Aas wegzuſchaffen, welches durch ſeine Ausdünſtungen die Luft würde verunreinigt haben. Auf das Geſchrei eines leidenden Thiers eilt ſogleich der Fuchs herbei, um — es zu freſſen — oder vielmehr ſeine Leiden abzukürzen. Wo die Mäuſe ſich zu ſtark vermehren, kommen Raben, Wieſel, Heermännchen in Menge herbei, als wenn ſie dazu beordert wären, ihre überhandnehmende Menge zu vermindern. In Gegenden, wo wenige, oder unkultivirte Menſchen wohnen, vermehren ſich die Wölfe, Bären, Löwen, Tiger und andere Raubthiere, und verzehren wehrloſe Thiere. Wie grauſam! denkt der, der ein Reh von einem Wolfe zerreißen ſieht, und dabei blos ſeinen Empfindungen folgt. Wie weiſe! denkt ein anderer, der etwas weiter ſieht. Die Raubthiere ſchützen die wehrloſen, grasfreſſenden Thiere gegen den ſchrecklichen, langſam peinigenden Hungertod, den ſie gewiß, bei einer zu ſtarken Vermehrung, würden erdulden müſſen. Der Marder und Iltis lauern auf die Wohnungen der Hühner und Tauben, richten darin, wenn ſie nicht gut verwahrt ſind, ein ſchreckliches Blutbad an, das — die Menſchen zur Aufmerkſamkeit und Wachſamkeit ermuntert.

Jedes Thier, jede Pflanze iſt, wenn wir ſie genauer unterſuchen, eine Maſchine, deren innere Theile in ſteter Bewegung ſind. Nun finden wir, daß viele von Menſchen verfertigte Maſchinen etwas zubereiten, die Mahlmühle Mehl, die Oelmühle Oel, die Papiermühle Papier, die Lohemühle Lohe. Wenn ſie einige Zeit gearbeitet haben, ſo liefern ſie dieſe Materialien ab.

Sollte es mit den Millionen von Gott, durch die Kräfte der Natur, hervorgebrachten Maſchinen nicht eben ſo ſein?

und wenn es ſo wäre, und wir bedächten das, ſähen jede Pflanze, jedes Thier als eine Maſchine an, die Gott auf ihre Plätze geſtellt hätte, damit eine jede etwas für das allgemeine Beſte hervorbringen ſollte, welch' neuen Reiz würde dann die Erde für uns bekommen. Aber ſo iſt es wirklich!

Das zahlloſe Heer der Pflanzen ſaugt die Säfte der Erde und Stoffe aus der Luft ein, fängt den Regen und den Thau auf, und verarbeitet dies alles zu einem neuen Stoffe, der für das Ganze nützlich iſt. Die Bäume verarbeiten die Nahrung, die ſie erhalten, zu Holz, und einige bilden daraus ſchmackhafte Früchte. Beſetzt einen großen Platz mit verſchiedenen Baumarten; gebt ihnen einerlei Boden, der aber dem Wachsthume der Bäume günſtig iſt; und ſeht dann nach einigen Jahren zu, was ſie gearbeitet haben. Sie ſind alle gewachſen; die Maſſe des Holzes hat ſich vergrößert; von dieſen könnt ihr Kirſchen, von jenen Aepfel, von andern Birnen oder Pflaumen oder Aprikoſen brechen. Aus einerlei Stoff ſind ſo verſchiedene Dinge gebildet worden! — Andere Pflanzen, die niedriger ſind, bereiten, durch Verarbeitung der Säfte, die ſie einſaugen, bald ein Nahrungsmittel für die Menſchen, oder für andere Säugethiere, oder für die Vögel oder die Inſekten, bald ein Geneſungsmittel, bald ein Färbemittel.

Die Thiere thun ein Gleiches. Sie ſind Maſchinen, welche die Nahrungsmittel, die ſie durch den Mund zu ſich nehmen, zu allerlei Stoffen verarbeiten, die zu den nutzbarſten zu rechnen ſind. Durch das vereinigte Wirken des Magens, des Herzens, der Blutgefäße u. ſ. w. wird Fleiſch hervorgebracht, welches von jeder Gattung einen eigenen Geſchmack hat, und ein Nahrungsmittel, theils für Men-

ſchen, theils für Thiere iſt. Aber dies iſt noch nicht alles. Die Maſchine der Kühe und Ziegen bereitet uns Milch; die Maſchine der Schafe, nebſt der Milch, Wolle. Andere Thiermaſchinen bereiten für den Menſchen nutzbare Felle, Eier, Knochen, Federn, Haare, Hörner, Talg. Kennen wir von dem, was andere Thiermaſchinen hervorbringen, keinen Nutzen, ſo folgt daraus weiter nichts, als — daß wir ihn nicht kennen, keinesweges aber, daß es ihn nicht habe. Die Wolfskirſche iſt ſo viele Jahrtauſende auf der Erde geweſen, ohne daß man gewußt hat, was ſie Nutzbares liefere. Nur erſt neuerlich iſt es entdeckt worden, daß ſie ein wirkſames Heilungsmittel gegen gewiſſe Krankheiten bereite.

So wird die Nachwelt einſt auch noch das Nutzbare, das viele andere Thier- und Pflanzenmaſchinen liefern, entdecken.

Ich habe bisher nur von ſolchen Stoffen geſprochen, welche durch die Thier- und Pflanzenmaſchinen verfertigt werden, die jedem Beobachter der Natur in die Augen fallen müſſen. Ich bemerke nun noch, daß es auch Stoffe gebe, die weniger ſichtbar ſind.

Seitdem man auf die verſchiedenen Luftarten aufmerkſam geworden iſt, hat man auch bemerkt, daß durch die grünenden Pflanzen, wenn ſie von der Sonne beſchienen werden, Lebensluft entwickelt werde, die für Menſchen und Thiere zum Einathmen ſehr heilſam iſt.

Hier muß ich abbrechen, theils weil zur weitern Ausführung dieſes Gegenſtandes ein beſonderes Buch nöthig wäre; theils weil ich den eigenen Bemerkungen der Leſer nicht vorgreifen will. Nur Winke wollte ich geben. Wer

ſie aber verſteht und befolgt, wird ſich gewiß viele neue Freudenquellen öffnen.

Setze dich nun, mein Leſer! mit den Gedanken, die du aus dieſem Buche geſammelt haſt, am Abend eines Tages, an dem du es dir angelegen ſein ließeſt, deine Pflichten zu erfüllen, auf eine Anhöhe, von welcher du einen Theil der Flur überſchauen kannſt; thue die Augen auf! denke nach! was ſiehſt du? den Himmel auf Erden! In dir fühlſt du das ſüße Bewußtſein, deine Pflicht gethan zu haben, und Wachsthum; um dich ſiehſt du Gott wirken, vernimmſt ſeine Stimme; erblickſt allenthalben Engel, die Gott ausſandte, für dich zu arbeiten, deine Winke zu befolgen, dich zu belehren, zu warnen, zu erziehen; erblickſt allenthalben, im Walde, im Baume, unter dem du ruheſt, im Mooſe, auf dem du ſitzeſt, im Säugethiere, im Vogel, im Inſekte raſtloſe Thätigkeit, die unter höherer Leitung für das Ganze und auch für dich heilſame Folgen hat. Kannſt du dies alles betrachten und noch zweifeln, daß du im Himmel ſeieſt?

Viertes Buch.

Ueber die Erlöſung von den Mühſeligkeiten dieſes Lebens.

Die Klagen über die Mühſeligkeiten des menſchlichen Lebens ſind beinah allgemein. Vielen Leſern wird es daher ungereimt ſcheinen, daß in einem Leben, das mit ſo vielen Mühſeligkeiten verknüpft iſt, der Himmel zu ſuchen ſein ſoll. Gleichwohl behaupte ich es, und bin überzeugt, daß bei denjenigen, die für das, was ich jetzt vortragen werde, Empfänglichkeit haben, jene Klagen erſt ſich vermindern und nach und nach ganz aufhören werden.

Sollen die Mühſeligkeiten dieſes Lebens aufhören, uns zu beunruhigen, ſo iſt das erſte, was wir dafür zu thun haben, dieſes, daß wir unterſuchen, woher ſie kommen. Die Quelle, durch welche ein Sumpf entſteht, der peſtilenzialiſche Dünſte um ſich verbreitet, iſt bald verſtopft, wenigſtens abgeleitet, wenn ſie nur erſt entdeckt iſt. Will man den Sumpf austrocknen, ohne die Quelle zu kennen,

die ihn nährt, ſo koſtet dies ungleich größere Mühe, die vielleicht gar vergeblich bleibt.

Wo iſt denn nun die Quelle der Mühſeligkeiten dieſes Lebens zu ſuchen? Wäre es mir möglich, die Antwort auf dieſe Frage von jedem Leſer dieſes Buchs zu vernehmen, ſo würde ſie ſehr mannigfaltig ausfallen. Von Hunderten würden aber vielleicht neun und neunzig die Quellen ihrer Mühſeligkeiten außer ſich ſuchen. Hätten ſie Recht, ſo würde wenig Hoffnung dazu vorhanden ſein, daß ſie von denſelben erlöſet werden könnten. —

Unſere Fähigkeit, auf die Dinge außer uns zu wirken, bleibt immer ſehr beſchränkt. Wenn alſo das Klima, oder die Regierung, oder die Verkehrtheit der Geſellſchafter, mit welchen wir in Verbindung ſtehen, die Quellen unſerer Mühſeligkeiten ſind, ſo werden ſie großentheils immer unſer Theil bleiben. Die völlige Umänderung dieſer Dinge werden wir nicht erleben; alles, was wir in dieſem Falle bei der möglichſten Anſtrengung thun können, iſt — Milderung.

Vielleicht habe ich aber die Frage: woher entſpringen die Mühſeligkeiten des menſchlichen Lebens? zu allgemein ausgedrückt. Ich will ſie alſo etwas beſtimmter vortragen. Woher entſpringen die Mühſeligkeiten, über welche du, Cajus, oder du, Caja, klagſt? Du biſt wegen der Antwort verlegen? ich will ſie ſtatt deiner geben: aus dir! aus dir! aus dir allein entſpringen ſie alle!

Du findeſt dieſe Antwort lieblos? im Grunde iſt ſie aber menſchenfreundlich. Wer kann dir helfen, wenn der Grund deiner Mühſeligkeiten außer dir liegt? Wäre es auch dein Vater, oder dein Gatte, oder dein Kind, oder dein Nachbar, dem du deine Leiden zuſchreibſt, wer will

dieſe Perſonen umändern? und wie ſchwer, wie unmöglich wird es oft ſein, das Band zu zerreißen, das dich an ſie knüpft?

Auf dich ſelbſt kannſt du aber weit nachdrücklicher wirken. Glaube nur, daß der Grund deiner Leiden lediglich in dir liege, und handle dieſem Glauben gemäß, ſo werden ſie gewiß aufhören.

Du ſollſt dies nicht glauben, weil ich es ſage; ſondern weil du bei mäßigem Nachdenken finden kannſt, daß es wahr iſt.

Welch' eine ergiebige Quelle der Mühſeligkeiten ſind die Unwiſſenheit und der Irrthum! Wenn man dem erſten Urſprung der menſchlichen Leiden nachſpüren will, ſo wird man bei den mehreſten auf ſie geführt. Indem die Menſchen am thätigſten ſind, ihr Wohl zu befördern, ſchaffen ſie ſich Leiden aus Unwiſſenheit und Irrthum.

Unter den Mühſeligkeiten dieſes Lebens iſt gewiß eine der größten und peinlichſten die Krankheit. Sie hemmt des Geiſtes Wirkſamkeit und macht ihn für das Schöne und Gute, das auf der Erde iſt, unempfänglich. Und woher rühren die Krankheiten? Von Unwiſſenheit und Irrthum.

Man verzeihe mir, daß ich ſo allgemein ausdrücke, was doch nicht allgemein wahr iſt. Es iſt ja nun einmal gewöhnlich, allgemein zu behaupten, was von dem ungleich größern Theile gilt.

Aus Unwiſſenheit verderben die Eltern die Säfte ihrer Kinder, ſchwächen ihre Nerven, und legen dadurch bei ihnen den Grund zu Krankheiten. Aus Unwiſſenheit zerrütten Jünglinge und Mädchen ihr Nervenſyſtem. Aus Unwiſſenheit machen ſich die Menſchen krank, indem ſie ihren

Leib gehörig zu verpflegen glauben; der Irrthum iſt faſt allgemein, daß Ruhe, Wärme, reichlicher Genuß nahrhafter Speiſen die beſte Geſundheitspflege ſei. Sobald alſo vermehrte Einnahme den Menſchen in den Stand ſetzt, dieſem Irrthume gemäß zu handeln, wird er gewöhnlich krank; und wieder aus Irrthum verwandelt er kleine Unordnungen in chroniſche Krankheiten durch Quackſalbereien.

Die Unwiſſenheit und der Irrthum ſind große Uebel; aber man kann ſie doch los werden. Wenn man ſich nur von ſeiner Unwiſſenheit überzeugt und redliche Belehrung ſucht, ſo kann man doch nach und nach die Quelle verſtopfen, aus welcher zahlloſe Leiden entſprangen.

Ohne Zweifel hat von jeher der Weltregierer Veranſtaltungen getroffen, die Menſchen zu belehren, wie ſie ſich gegen viele Mühſeligkeiten dieſes Lebens verwahren können. In unſern Tagen ſind jene Veranſtaltungen vorzüglich ſichtbar, da Gott die Aufmerkſamkeit der Menſchen, die ſonſt auf ganz andere Dinge gerichtet war, größtentheils auf Unterſuchung der Quellen des menſchlichen Elends gelenkt hat. Wie viel heilſame Kenntniſſe ſind durch gute Volks- und Erziehungsſchriften verbreitet, welch' wohlthätiges Licht iſt durch dieſelben dem im Finſtern wandelnden Volke aufgeſteckt worden! Dem, der redlich Belehrung ſucht, muß es alſo jetzt leichter, als jemals, werden, ſie zu finden, und ſich nach und nach von vielen Mühſeligkeiten zu befreien, die ihn ſonſt niederbeugten. —

Noch mehr Mühſeligkeiten entſpringen aus der **Verletzung und Vernachläſſigung unſerer Pflichten.** Schafft Erfüllung der Pflichten, wie ich vorhin gezeigt habe, den Himmel, ſo muß er dem fehlen, ſo muß nichts als Elend und Mühſeligkeit den treffen, der dieſelben ver-

nachläſſigt oder verletzt. Der ganze Gemüthszuſtand des Pflichtvergeſſenen kann ja nicht anders als traurig ſein, da ihm alle das Vergnügen fehlt, welches die Erfüllung der Pflichten gewährt, und er, weil er die Mittel zur Beförderung ſeiner Zufriedenheit außer ſich ſucht, nie zu wahrer Zufriedenheit gelangen wird.

Aber auch die Zerrüttung des äußern Zuſtandes iſt faſt immer eine Folge der Pflichtvergeſſenheit. Wenigſtens wird man in ihr den erſten Urſprung von vielen äußern Mühſeligkeiten finden, wenn man aufrichtig demſelben nachſpüren will.

Da liegt z. B. Gargil und wimmert unter namenloſen Schmerzen, von welchen ſein Körper gefoltert wird, der rechtſchaffene Gargil, der es mit allen Menſchen ſo gut meinte. Wüßtet ihr die Geſchichte ſeiner frühern Jahre, wo nicht die Pflicht, ſondern die Befriedigung ſeiner Lüſte der Zweck ſeines Strebens war, ſo würde euch der Urſprung ſeiner Leiden begreiflich werden. — —

Nachdem Orbil lange Jahre mit Kummer und Sorgen gekämpft hat, und von ſeinen Gläubigern geängſtigt worden iſt, ſind geſtern ſeine Zimmer verſiegelt worden, und nach wenigen Wochen wird ſein ganzes Vermögen den Gläubigern zuerkannt werden. Fürwahr eine höchſt traurige Lage, deren Drückendes Orbil ſo lebhaft fühlt, daß er mit dem Gedanken umgeht, durch Selbſtmord den Austritt aus einer Welt, deren Bewohner von ſo vielen Mühſeligkeiten geplagt werden, für ſich zu erzwingen. Aber woher kommen ihm denn alle dieſe Mühſeligkeiten? von ſeiner Pflichtvergeſſenheit. Ein Ball, ein Concert, ein Schauſpiel, die Aufforderung zur Theilnahme an einer Luſtreiſe, und andere dergleichen ſinnliche Reizungen mehr, ver-

leiteten den Unbeſonnenen, häufiger, als es ohne Nachtheil geſchehen konnte, den Poſten zu verlaſſen, auf den ihn Gott geſtellt hatte, damit er auf demſelben, durch Abwartung ſeiner Geſchäfte, den Menſchen nützlich werden und das Wohl ſeiner Familie beſorgen möchte. Das Geld, das Gott ihm gab, um damit ſeinen Zuſtand zu vervollkommnen und Leidende damit zu unterſtützen, gab er für Putz und Ergötzlichkeiten aus. Er borgte und — bezahlte nicht. —

Mordax las die Ankündigung dieſes Buchs, und warf ſie unwillig weg, weil er es für Chimäre hielt, den Himmel auf dieſer Erde zu ſuchen, wo ſo viel gottloſe Menſchen wohnen. Er wußte viel von den Bosheiten, die er von den Menſchen habe erdulden müſſen, von den Kabalen, die ſie gegen ihn geſpielt hätten, zu erzählen. Allein wer Mordax kennt, der weiß auch, daß er durch ſeine Verleumdungen und ſeinen Starrſinn ſich alle dieſe Leiden ſelbſt zugezogen hat. Gegen ſeine Vorgeſetzten bewies er nie die ihnen gebührende Achtung; ja, er rechnete es ſich zur Ehre an, ſchlecht von ihnen zu ſprechen. Jeden Fehltritt, der ihm von einem ſeiner Nebenmenſchen zu Ohren kam, machte er bekannt, und dichtete denen Fehler an, an denen er keine finden konnte.

Dort ſteht Trompäus traurig in ſeinem Laden; er ſieht, wie die Käufer vorbei gehen, ohne ſeine Waare anzuſehen, und ſich zu ſeinem Nachbar wenden. Er ſieht den Umſturz ſeiner Handlung voraus, und ſeufzt über ſeinen gottloſen Nachbar, der ihm ſein Brod geraubt, ihm durch Liſt ſeine ehemaligen Kunden abſpenſtig gemacht habe. Wer ihn aber kennt, der weiß, daß er durch ſeine Betrügereien ſich ſelbſt das Zutrauen ſeiner Nebenmenſchen geraubt, und

daß ſein Nachbar durch ſeine Rechtſchaffenheit ſich daſſelbe erworben hat.

Richard ächzt unter der Laſt von Geſchäften, die ihn beinahe zu Boden drücken, und kann nicht glauben, daß in dieſem Leben, wo man mit übermäßigen Arbeiten geplagt werde, der Himmel zu finden ſein könne. Allein, woher kommen ſeine übermäßigen Arbeiten? von ſeiner Gewinnſucht. Der Zweck ſeines Wirkens iſt nicht die Erfüllung ſeiner Pflichten, ſondern — ein reicher Mann zu werden. Um dieſen Zweck zu erreichen, übernimmt er immer mehr Geſchäfte, mit denen er etwas gewinnen kann, ohne zu überlegen, ob ſeine Kräfte auch dazu ausreichend ſind.

Tropäola iſt feſt überzeugt, daß dieſe Erde ein Jammerthal ſei. Wie kann ſie auch anders, da ſie von ihren Kindern lauter Herzeleid hat. Die eine Hälfte derſelben iſt ſiech und gebrechlich, und alle ſind ungeſittet, ausſchweifend und unfolgſam. Wollte Tropäola aber aufrichtig dem Grunde ihrer Leiden nachſpüren, ſo würde ſie ihn ſicher in ihrer Pflichtvergeſſenheit finden. Dem Säuglinge verſagte ſie ihre Bruſt, und ließ ihn die Milch aus der Bruſt einer feilen Dirne einſaugen. Gegen das Weinen ihrer Kinder war ſie fühllos; ſtatt die Pflichten, die ſie ihnen ſchuldig war, zu erfüllen, überließ ſie dieſelben dem Geſinde, denn der Hauptzweck ihrer Thätigkeit war — in Geſellſchaften zu glänzen.

Leicht wäre es, das Regiſter von Mühſeligkeiten, die aus der Pflichtvergeſſenheit entſpringen, noch mehr zu erweitern; allein dieſe wenigen Beiſpiele ſind ſchon hinlänglich, uns zu überzeugen, daß Pflichtvergeſſenheit eine ergiebige Quelle der Mühſeligkeiten dieſes Lebens ſei.

Ich habe dieſe Beiſpiele nicht deßwegen angeführt, um

den Leſern eine Anleitung zu geben, wie ſie den Urſprung der Mühſeligkeiten erforſchen ſollen, unter denen ihre Nebenmenſchen ſeufzen, ſondern um ſie zu reizen, die Quelle ihrer eignen Leiden zu entdecken. Finden ſie dieſelbe auch in der Pflichtvergeſſenheit, ſo iſt dieſe Entdeckung freilich von der einen Seite traurig; auf der andern Seite öffnet ſich aber doch dadurch für ſie eine Ausſicht in den Himmel auf Erden.

Liegt der Grund meiner Leiden in mir, ſo kann ich ihn ja wegſchaffen. Iſt's meine Pflichtvergeſſenheit, die mich unglücklich macht, ſo darf ich ja nur anfangen, meine Pflichten treu zu erfüllen, um meine Leiden zu mindern. So wie die ſumpfige Wieſe, die ſonſt nur Schilf und ſaure Gräſer trug, nach wenigen Monaten mit Klee und ſüßem Graſe bedeckt iſt, wenn man durch Gräben den Sumpf ausgetrocknet hat, ſo mindern ſich auch unſere Leiden unmittelbar nach erfolgter Beſſerung.

Ganz fallen ſie freilich ſelten weg; die Spuren ehemaliger Pflichtvergeſſenheit bleiben in dem Zuſtande mancher Menſchen eben ſo bemerklich, wie auf manchen Geſichtern die Narben von den Kinderblattern. Wer einen Menſchen durch Verführung oder böſes Beiſpiel verderbt hat, wird ihn vielleicht nie wieder beſſern können, wird lange den Anblick eines oder mehrerer Menſchen haben müſſen, die er in's Elend ſtürzte. Aber auch für dieſe Klaſſe von Menſchen iſt der Eingang zum Himmel auf Erden nicht verſchloſſen. Sobald ſie nämlich wirklich gebeſſert ſind, werden die traurigen Erinnerungen an ihre ehemalige Pflichtvergeſſenheit ihnen Sporn ſein, ihre Pflichten deſto eifriger zu erfüllen.

Tityrus hatte als Student das Unglück gehabt, von

einem ſeiner Freunde auf dem Fechtboden am Arme gelähmt zu werden. Sein Unglück bewog ihn, alle jungen Leute ſeiner Bekanntſchaft, bei ihrem Abgange zur Univerſität, dringend vor dem unvorſichtigen Gebrauche der Uebungswaffen zu warnen, und dadurch ähnliches Unglück bei Andern zu verhüten.

So wird auch dem, der ſonſt pflichtvergeſſen war, ſich aber wirklich gebeſſert hat, das Gefühl der Leiden, die ihm ſeine Pflichtvergeſſenheit zuzog, ein mächtiger Antrieb, in der Erfüllung ſeiner Pflichten recht eifrig zu ſein, und andere vor Pflichtvergeſſenheit zu warnen. Phronimus arbeitet mit ganzer Kraft der Verbreitung der Unzucht entgegen, und genießt das ſüße Bewußtſein, eine Menge Menſchen dem Verderben entriſſen zu haben. Das Gefühl der Leiden, die er ſich durch ſeine Ausſchweifungen zuzog, war ihm immer eine Ermunterung, Andere vor ähnlichen Leiden zu bewahren.

Verzage alſo nicht, du, der du zum Laſter herabſankſt, und vielleicht lebenslang die traurigen Folgen davon fühlen wirſt. Noch ſteht die Thür zum Himmel dir offen. Beſſere dich, und laß das Gefühl deiner Leiden dich reizen, deine Brüder zu warnen, daß ſie die Wege meiden, auf welchen du in dieſelben verſankſt!

Muthloſigkeit und die daraus entſpringende Unthätigkeit unterhalten und vergrößern dieſes Lebens Mühſeligkeiten; man hält dieſe letztern für unabänderlich; man traut ſich die Kraft nicht zu, ſie wegzuſchaffen, folglich bleiben ſie und vergrößern ſich mit dem Fortgange der Zeit. O, wenn der Menſch Glauben hätte, wie ein Senfkorn, ſo würde er ſagen zu dieſem Berge: hebe dich auf und wirf dich in's Meer!

Aber dieſer Glaube iſt leider ſo ſelten! — ſtatt zu glauben, klagt und ſeufzt man — und findet deßwegen den Himmel auf Erden nicht. Eine Menge Vorurtheile nähren die Muthloſigkeit, und laſſen dieſen Glauben nicht aufkommen. Was ſeit Menſchengedenken geweſen iſt, das hält man meiſt für unabänderlich, für einen Mangel, der ſo natürlich ſei, als bei dem Menſchen die Flügelloſigkeit. Daher rühren die unfruchtbaren Steppen mitten im kultivirten Deutſchland; die peſtartigen Krankheiten, die man hegt; die, manchen Provinzen eigenen, ſittenverderbenden und koſtſpieligen Gebräuche; der elende Zuſtand vieler Schulen; der nahrungsloſe Zuſtand vieler Gemeinen; die noch an vielen Orten ſichtbare Straßenbettelei. Jedermann klagt darüber; fragt man aber die Klagenden: warum ändert ihr denn dies nicht ab? ſo bekommt man gemeiniglich zur Antwort: das geht nicht! u. ſ. w.

Wer kann wider Gott? In dieſer Ueberzeugung iſt ein anderes Vorurtheil begründet, das die Menſchen abhält, ſich aus ihren Mühſeligkeiten heraus zu arbeiten, und ihnen den Glauben benimmt, daß ſie ſich helfen könnten. Das Uebel, das ſie dulden, komme von Gott, und gegen Gott, meinen ſie, laſſe ſich nichts ausrichten.

Freilich iſt's wahr, daß alles von Gott kommt, Glück und Unglück, Leben und Tod; aber vieles kommt ohne Zweifel deßwegen von Gott, daß es unſere Kräfte wecken und uns in Thätigkeit ſetzen ſoll. Wenn du thuſt, was du kannſt, um gewiſſe Leiden aus deinem Zuſtande wegzuſchaffen, und alle deine Bemühungen ſind fruchtlos, dann erſt kannſt du ſagen, wer kann wider Gott! dann erſt kannſt du dein Schickſal als unabänderlich anſehen.

Wenn dein Haus von Flammen ergriffen wird, wenn

dein Saatfeld verhagelt, wenn eine gefährliche Krankheit dich niederwirft, ſo iſt freilich dies alles Gottes Schickung. Wenn du aber, ſtatt zu wimmern, ſogleich die nachdrücklichſten Anſtalten triffſt, dein Haus zu retten, ſo wird es vielleicht gerettet werden; beſäeſt du das verhagelte Feld ſogleich mit einer andern Art von Gewächſen, ſo kannſt du vielleicht für den erlittenen Verluſt dich ſchadlos halten; und wenn du bei deiner Krankheit einen geſchickten Arzt rufen läßt, und ſeine Vorſchriften pünktlich befolgſt, ſo kann er dir vielleicht helfen. —

Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen.

Ein goldner Spruch! der aber ebenfalls von vielen falſch verſtanden wird, und deßwegen ſchädlichen Einfluß auf ihr Verhalten hat.

Wenn das Leiden, das mich drückt, mir zum Beſten dient, denkt man, warum ſoll ich es denn wegſchaffen? Man bedenkt aber nicht, daß das Beſte, wozu es dienen ſoll, vorzüglich die Erinnerung iſt, welche das Leiden uns gibt, daß wir nachdenken ſollen, um Mittel zu finden, wie wir es wegſchaffen und dabei vernünftiger und thätiger werden können.

Möchteſt du, Leidender! doch Glauben haben, wie ein Senfkorn! möchteſt du doch Zutrauen zu dir ſelbſt faſſen, und, durch das Gefühl deiner Kräfte geſtärkt, glauben, daß gewiſſe Leiden weggeſchafft werden können. Dann würdeſt du ſie gewiß wegzuſchaffen ſuchen; und wie viel würde dir dann möglich ſein!

Dieſem Glauben ſind die Wunder zuzuſchreiben, die der Prediger Siegmund in ſeiner Gemeinde gethan hat. Bei ſeinem Anzuge fand er ſie in dem kläglichſten Zu-

ſtande. Die Leiber ſeiner Pfarrkinder waren mit dem ekelhafteſten Ausſatze, ihre Seelen mit Aberglauben und Unwiſſenheit, und ihre Güter mit Schulden belaſtet. Sie waren ein lebendiges Bild des menſchlichen Elends.

Mit wehmuthsvollem Blicke ſah er das Elend dieſer armen Menſchen, trauerte, fühlte aber bald Trieb zu retten; dachte über die Mittel zur Rettung nach, fand ſie — machte glaubensvoll davon Gebrauch und — die Rettung erfolgte.

Als er ſie befragte, woher ihr Ausſatz rühre? gab man ihm zur Antwort, das Waſſer ſei daran Schuld. Er ließ das Waſſer von einem Arzte unterſuchen, der es für unſchuldig erklärte, und ihn verſicherte, daß der Grund von dem Ausſatze lediglich in der Unreinlichkeit dieſer Leute und in dem Wahne liege, daß er vom Waſſer herrühre.

Ob es nun ſchon unmöglich ſchien, ein Vorurtheil, das ſo tiefe Wurzeln geſchlagen hatte, auszurotten, ſo gab ihm doch ſein Glaube Muth dazu.

Er ſuchte die Familie heraus, die er für die vernünftigſte hielt; machte ihr das Elend des Ausſatzes, das ſie an ſich hatte, recht fühlbar; und verſprach ihr Rettung, wenn ſie ſeine Vorſchriften pünktlich befolgen würde. Sie befolgte ſie und wurde, mit Beihülfe eines geſchickten Arztes, in wenigen Monaten von ihrer Plage befreit.

Dies Beiſpiel machte auf Andere Eindruck. Der Prediger ſuchte eine Familie nach der andern dahin zu bringen, daß ſie es nachahme; es geſchah, und binnen wenigen Jahren hatte er ſeine Gemeinde von einer Plage befreiet, die über ein Jahrhundert auf ihr gelaſtet hatte.

Er fand ferner, daß die Armuth ſeiner Pfarrkinder faſt ganz von der verkehrten Art herrühre, auf welche ſie

ihr Land bebauten. Er that Vorſchläge zur Verbeſſerung des Ackerbaues, aber immer umſonſt; weil ſie in der Meinung ſtanden, daß ihr Land nicht dazu geeignet wäre. Er ſchwieg, aber glaubensvoll ließ er ſein eignes Land nach den Vorſchriften der vernünftigſten Oekonomen bearbeiten, und erzeugte darauf Früchte von einer Güte, wie ſie ſeit Noahs Zeiten auf dieſem Platze nicht gewachſen waren; unter andern trieb er den Kleebau ſtark. Die Gemeinde ſah es, ſchüttelte die Köpfe, erſtaunte, und nach und nach ahmte man des Pfarrers Beiſpiel mit gutem Erfolge nach. Die verbeſſerte Kultur des Landes verminderte die Armuth, befreite von Schulden und ſchaffte ein gutes Auskommen.

Gegen die Unwiſſenheit und den Aberglauben arbeitete der redliche Pfarrer bei jeder Gelegenheit, aber mit wenigem Erfolge. Wenn manche Menſchen gewiſſe Jahre erreicht haben, ſo laſſen ſie ſich ſo wenig von ihrer Meinung abbringen, als ſich ein alter, krummgewachſener Baum gerade ziehen läßt. Nur von der Jugend konnte er hoffen, daß ſie ſich werde leiten laſſen.

Aber da ſtand ein alter, in Vorurtheilen grau gewordener Schulmeiſter im Wege, wie ein Berg. Doch der Anblick deſſelben, und das lebhafte Gefühl ſeiner Pflichten, erzeugten in unſerm Siegmund den Glauben, daß er dieſen Berg verſetzen könne. Er ſprach: weiche! und er wich. An einem Dankfeſte, nach einer reichen Ernte, malte er die Wohlthaten, welche die Gemeinde bisher empfangen hätte, die Befreiung vom Ausſatze, die vergrößerte Fruchtbarkeit der Felder, recht lebhaft aus. Dann erzählte er, was für Dankopfer die alten Juden gebracht hätten, wenn ſie vom Ausſatze wären befreit worden, oder wenn ihre Ernte gut ausgefallen wäre. Er bemerkte hierauf, daß

Chriſten ſich nicht von Juden dürften übertreffen laſſen, ſondern daß ſie noch mehr, als dieſe, verbunden wären, ihrem himmliſchen Wohlthäter, wenn er ſie geſegnet hätte, Opfer zu bringen. Wüßten ſeine lieben Pfarrkinder vielleicht nicht, was ſie opfern ſollten, ſo erſuche er die Aelteſten der Gemeinde, daß ſie ſich in ſein Haus verfügen und ſeinen Rath darüber vernehmen möchten. Sie kamen. Er zeigte ihnen mit eindringlichen Worten, wie unbillig es ſei, daß ſie ihren alten Schullehrer, der ſo viele Jahre im Dienſte der Gemeinde gearbeitet hätte, nicht in den Ruheſtand verſetzten, und ihm nicht Muße gönnten, die wenigen Jahre, die er noch zu leben hätte, ungeſtört zu genießen; wie viel ihre Kinder dabei verlören, wenn ihr Unterricht und ihre Erziehung durch einen Mann beſorgt würden, der alt und lebensmüde wäre.

Die Rede machte Eindruck, und man entſchloß ſich auf der Stelle, dem alten Schullehrer einen Gehülfen an die Seite zu ſetzen.

Aber wovon, fragte der Prediger weiter, ſoll dieſer leben? Wollen wir vielleicht dem alten Manne die Hälfte ſeiner Einnahme entziehen? Wäre dies für ihn eine Wohlthat, wenn man ihm ſo viel an Kummer zulegen wollte, als man ihm an Arbeit abnimmt? Nein, Freunde! wenn ihr wirklich eure Dankbarkeit beweiſen wollt, ſo müßt ihr Anſtalten machen, daß der künftige Gehülfe ſein Auskommen findet, ohne daß dem alten Manne etwas abgezogen wird.

Es wurden Einwendungen gemacht, die aber der Prediger alle widerlegte; und bald brachte er ſeine Gemeinde dahin, daß ſie ihn in den Stand ſetzte, einen Schullehrer anzunehmen, der für die Schule das war, was er ihr ſein

ſollte. Mit ſeiner Hülfe zog er ſich eine neue Gemeinde auf, die durch ihre guten Einſichten und Sitten, ihre Ordnung und Wohlhabenheit ſich auszeichnet, und jetzt andern Gemeinden zum Muſter aufgeſtellt wird. Dies alles wirkte Siegmund durch den Glauben.

O möchteſt du, kleinmüthiger Dulder! doch Glauben haben, wie ein Senfkorn; möchteſt du doch die Meinung aufgeben, als wenn deine Leiden unabänderlich wären; möchteſt du, im Vertrauen auf deine Rechtſchaffenheit und deine Kräfte, dir Mühe geben, ſie wegzuſchaffen. Wie manchen Berg, der deiner Wirkſamkeit im Wege ſtand, würdeſt du verſetzen können!

Eine andere Quelle der Mühſeligkeiten iſt unſere Selbſtſucht, das Verlangen, daß alles in der Welt nach unſerm Willen gehen ſolle. Man beobachte ſich etwas genauer, und man wird gewiß finden, daß dies wahr ſei. Bei weitem der größte Theil unſerer Leiden entſpringt daher, daß es nicht ſo geht, wie wir wünſchen. — Wir erwarten Regen für unſer Gerſtenfeld, und es erfolgt eine anhaltende Dürre. Nun kommt ein Gewitter; ſeine Ankunft verurſacht uns Freude, weil wir von ihm Erquickung unſerer Felder hoffen; es bringt aber Hagel mit, der unſere Saaten zerſchmettert. — Wir ſind Freunde der Ordnung, und müſſen um uns Unordnung ſehen; — wir lieben den Frieden und es kömmt Krieg; — wir ſchätzen die Freiheit, und leben unter dem Drucke des Deſpotismus; — wir ſind von der Wahrheit unſers Glaubens überzeugt und wünſchen, daß alle Welt unſers Glaubens ſein möchte; gleichwohl ſind die mehreſten anderer Meinung, und beſtreiten wohl gar die Hauptſätze, auf welche unſer Glaube ſich gründet; — wir ſchätzen eine einfache, naturgemäße

Lebensart, und die Menſchen, die um uns wohnen, entfernen ſich immer mehr von der Natur, und folgen der Stimme des Luxus; — wir ſind überzeugt, daß Tugend die Stütze der Wohlfahrt bei einzelnen Perſonen ſowohl, als im häuslichen und öffentlichen Leben ſei; gleichwohl müſſen wir ſehen, wie das Laſter im Finſtern ſchleicht, eine Familie nach der andern verderbt, und wohl gar öffentlich durch Bücher und Beiſpiele empfohlen wird. Kurz wir finden, daß von dem, was in der Welt geſchieht, bei weitem das wenigſte mit unſern Wünſchen übereinſtimme. Deßwegen will es uns auf der Welt nicht gefallen, und wir können nicht glauben, daß hier der Himmel ſei. Die mehreſten Mühſeligkeiten, über welche wir ſeufzen, ſind Schickſale, die mit unſern Wünſchen nicht übereinſtimmen.

Aus welchem Grunde erwarten wir denn aber, daß alles nach unſerm Willen gehen ſoll? Menſch! wer biſt du, daß du dich für berechtigt hältſt, zu verlangen, daß der Lauf der Dinge nach deinem Kopfe ſich richten ſoll? Wäreſt du auch ein Monarch, gleichwohl frage ich dich, wer biſt du? wer biſt du gegen die mannigfaltigen Kräfte der Natur, die allenthalben wirkſam ſind? Kennſt du ſie? haſt du ihnen Geſetze gegeben? haſt du ſo viel Macht, daß du ſie zur Befolgung derſelben zwingen kannſt? weißt du, wie der Himmel zu regieren iſt? kannſt du den Donner in den Wolken hoch herführen? kannſt du die Blitze auslaufen laſſen, daß ſie hinfahren und ſprechen: hier ſind wir? Aus was für einem Grunde erwarteſt du denn alſo, daß Kräfte, die ganz außer dem Kreiſe deiner Einſichten und deiner Wirkſamkeit liegen, ſich nach deinem Willen richten ſollen?

Wer biſt du, wenn du dich vergleicheſt mit den tau-

ſend Millionen Menſchen, die die Erde bewohnen? verlierſt du dich nicht unter ihnen, wie ein Waſſertropfen, der in einen See fällt? Sind ſie deine Kinder? biſt du ihr Verſorger? hat nicht jeder von ihnen ſeinen eigenen Willen, ſeine eigenen Begierden? Wer gab dir ein Recht, zu erwarten, daß ſie alle nach dir auſſehen, deine Wünſche vernehmen, und dieſe zur Richtſchnur ihres Verhaltens machen ſollen? Wer biſt du, wenn du dich mit dem vergleichſt, unter deſſen Leitung alle Kräfte der Natur ſtehen? haſt du den Plan durchſchauet, deſſen Ausführung er durch die Thätigkeit der Naturkräfte bewirkt? Kennſt du die Abſichten der beſondern Verfügungen, die er in ſeinem großen Reiche trifft? Hat er dir geſagt, was er durch Revolutionen zu bewirken, und was für Zwecke er durch Despotismus zu erreichen ſucht? Sind dir die Gründe bekannt, warum er den, den du für gerecht hältſt, in Feſſeln ſchmachten, und den, der in deinen Augen unſchuldig iſt, das Blutgerüſt beſteigen läßt? Sind dir die Geſetze bekannt, nach welchen er handelt, wann er hier den Vater aus dem Kreiſe ſeiner unverſorgten Familie wegnimmt, dort den einzigen hoffnungsvollen Sohn den betagten Eltern entreißt? — Wenn du nun von alle dem nichts weißt, nichts verſtehſt, wie kannſt du denn erwarten, daß Gott die Leitung der Weltbegebenheiten nach deinem Willen einrichten ſoll?

Es iſt ſchon vorhin geſagt worden, daß ein ſolches Benehmen kindiſch ſei, und ich wiederhole es hier nochmals. So wenig ein eigenſinniges Kind, welches verlangt, daß ſich im Hauſe alles nach ſeinen Wünſchen richten ſoll, welches ſich alle Augenblicke für gekränkt und beleidigt hält, ſich wohl befinden kann; ſo wenig kann es ein Menſch, der

die Weltbegebenheiten wie ein eigenſinniges Kind beurtheilt. Willſt du alſo frei werden von den Mühſeligkeiten dieſes Lebens, ſo werde vernünftig! halte dich für das, was du biſt — ein Tropfen Waſſer im Ozean, ein unendlich kleiner Theil vom Ganzen, und kämpfe gegen die ſelbſtſüchtige Gewohnheit, zu erwarten, daß Kräfte, denen du keine Geſetze gabſt, ſich nach deinem Willen richten ſollen. Tritt jeden Morgen auf den Platz, den Gott dir anwies, mit dem Wunſche: dein Wille, mein Gott, geſchehe! Erwarte nicht, daß irgend eine Kraft, die dir nicht untergeordnet iſt, nach deinem Willen ſich richten ſoll; ſondern gewöhne dich, alles, was geſchieht, als Veranſtaltung des Weltregierers anzuerkennen. Dann wird dir deine Erwartung nicht fehl ſchlagen können. Allenthalben wirſt du deines Wunſches Erfüllung — Vollbringung des göttlichen Willens — bemerken. Sei aufmerkſam auf den Gang der Begebenheiten, und auf die Entwickelung, die da und dort die Verwirrung bekommt; dann wird dir oft die Hand des Allgütigen und Allweiſen ſichtbar werden, und der Glaube an ſeine Güte und Weisheit wird bei dir immer mehr Leben bekommen.

Sei aufmerkſam auf die Wirkungen, die aus gewiſſen Urſachen entſpringen; bemerke, was für Folgen auf der einen Seite Unbeſtändigkeit, Verſchwendung, Stolz, Ungerechtigkeit, auf der andern Beſtändigkeit, Sparſamkeit, Beſcheidenheit, Gerechtigkeit haben, ſo wirſt du einen Schatz von Erfahrungen ſammeln, der dir wahre Lebensweisheit verſchaffen wird.

Merk auf! ob Gott dir nicht winkt, hier und da an dem Plane, den er ausführt, Theil zu nehmen; und befolge ſeine Winke! Sprich! ſchreib! handle, ſobald du dich

dazu für berufen hältſt. Ohne beſondern Beruf miſche dich aber nicht in Dinge, die außer deinem Wirkungskreiſe liegen; ſondern fahre fort, die dir angewieſenen Geſchäfte treu zu verrichten.

Je mehr es dir gelingt, deine Selbſtſucht zu beſiegen, und bei dem, was auf der Erde geſchieht, den Willen des allgütigen Regierers der Welt zu verehren, deſto höhere Stufen wirſt du im Himmel auf Erden erſteigen. Die Mühſeligkeiten dieſes Lebens werden vor deinen Augen verſchwinden, wie die Nachtvögel bei dem Aufgange der Sonne. Erdbeben und Ueberſchwemmungen, Hagel und zündender Wetterſtrahl, Krieg, Verheerungen, rauchende Schlachtfelder, Revolution und Deſpotismus, Luxus und Sittenverderben, alles, was dir ſonſt die Welt verhaßt machte, betrachteſt du dann mit ruhiger Seele, und erwarteſt mit Zuverſicht eine Entwickelung, die die Weisheit und Güte deſſen, der dies alles veranſtaltet, rechtfertigen wird.

Aus dieſem Geſichtspunkte müſſen wir die Weltbegebenheiten, die außer unſerm Wirkungskreiſe liegen, betrachten, wenn wir auf Erden den Himmel finden wollen. Wir ſind in Anſehung derſelben blos Zuſchauer, die dabei weiter nichts zu thun haben, als — nachzudenken, zu bewundern, zu lernen.

Ganz anders verhält es ſich aber mit den Begebenheiten, die in unſern Wirkungskreis fallen. Hier müſſen wir uns anders benehmen. Bei ihnen ſollen wir nicht blos Zuſchauer, bei ihnen ſollen wir handelnde Perſonen ſein. Dort erfordert es die Pflicht, Alles der Leitung der höchſten Güte zu überlaſſen; hier ſind wir ihre Beauftragten, und müſſen darauf ſehen, daß immer das geſchehe, was

wir nach unſern Einſichten für Recht, oder dem Willen Gottes gemäß halten. Dort finden wir alles gut, weil es von Gott geleitet wird; hier müſſen wir nur das als gut anerkennen, was nach unſern Einſichten gut iſt. Freue dich alſo des Gewitters, das durch ſeine zerſchmetternden Strahlen die Nähe der göttlichen Macht verkündet; aber ſorge dafür, daß dein Haus einen Blitzableiter bekomme. Bewundere die Weisheit, die Dornen und Diſteln wachſen läßt; aber wende deine Kräfte an, deinen Weizenacker davon rein zu halten. Verehre die göttliche Güte, wenn ſie durch Seuchen wirkt; aber wache darüber, daß diejenigen, die ſie deiner Fürſorge anvertrauete, davon nicht angeſteckt werden. Gräme dich nicht, wenn Gedankenloſigkeit, Pflichtvergeſſenheit, Laſter überhand nehmen; aber thue, was du kannſt, um zu verhindern, daß ſie nicht auch in deinem Wirkungskreiſe Wurzel ſchlagen.

Erfüllſt du nach deinen Kräften die Pflichten, die du dir und denen, deren Wohl dir anvertraut iſt, ſchuldig biſt, ſo wirſt du, als ein Engel Gottes, eine Menge Plagen von deinem Wirkungskreiſe entfernen.

Alle freilich nicht. Auch der wachſamſte Hausvater kann es nicht immer verhindern, daß ein Mal Seuchen, Gedankenloſigkeit, Laſter in ſeiner Familie ſich zeigen; auch der thätigſte Menſch kann nicht immer in ſeinem Wirkungskreiſe möglich machen, was er will. Iſt dies, wird man fragen, nicht wahre Mühſeligkeit? Freilich wohl für den, der nicht gewöhnt iſt, ſich ſeine Schickſale unter der Leitung eines höhern Willens zu denken; freilich für den, der die Wohlthätigkeit ſeiner Schickſale nach ſeinen Empfindungen abmißt! nicht aber für den, der ſich dazu gewöhnt hat, zu wünſchen, daß durchaus Gottes Wille ge-

ſchehe. Hat er gethan, was er thun konnte, um in ſeinem Wirkungskreiſe durchzuſetzen, was er für gut und recht hielt, und es gelingt ihm doch nicht; das trifft ihn doch, was er zu entfernen ſuchte; das geſchieht doch nicht, was er ſo gern bewirken wollte, ſo iſt es ja ein Beweis, daß eine höhere Macht ihm entgegen arbeite, deren Planen ſeine Entwürfe nicht gemäß ſind; und daß alſo das Schickſal, das ihn trifft, ob es gleich in ſeinem Wirkungskreiſe zu liegen ſcheint, doch im Grunde außer demſelben liege. Wird er wohl die Schickungen der Macht für Mühſeligkeiten achten können, deren Wille ſchlechterdings allemal geſchehen muß, deren Anordnungen immer wohlthätig ſein müſſen, da dieſe Macht das Ganze, die Folgen jeder Begebenheit, bis in die entfernteſte Zukunft überſehen kann?

Gewöhne dich alſo nur dazu, dich für das zu halten, was du biſt, für einen unendlich kleinen Theil vom Ganzen, der kein Recht hat, zu erwarten, daß alles nach ſeinem Willen gehe; denke dir recht lebhaft, daß alles, was in der Welt geſchieht, von Gott gewirkt werde, daß alſo alles, was außer deinem Wirkungskreiſe geſchieht, eben deßwegen, weil es geſchieht, gut ſein müſſe, auch dann, wenn es nach deinen beſchränkten Einſichten nicht gut iſt; denke dir, daß es beſſer ſei, es gehe nicht nach deinen Wünſchen, als wenn es nach deinen Wünſchen ginge, und zwar eben deßwegen, weil es nicht danach geht, ſo biſt du von den Mühſeligkeiten dieſes Lebens erlöſet; es gibt für dich keine Mühſeligkeit mehr. Wie kannſt du Mühſeligkeit nennen, was du für gut hältſt?

Schwer iſt es freilich, dergleichen Vorſtellungen immer gleich lebhaft bei ſich zu erhalten; wenn ſie aber wahr ſind, ſo iſt es Pflicht, ſich dieſelben zu eigen zu machen. Iſt

es nicht möglich, ſie immer gleich lebhaft zu erhalten, ſo wird man doch finden, daß man in den Zeitpunkten, wo ſie recht lebhaft ſind, im Himmel ſei, und daß ſie auch in den trübſten Tagen nicht ganz ohne wohlthätige Wirkung bleiben.

Noch eins, Freund! Im Himmel, jenſeit des Grabes erwarteſt du Seligkeit. Glaubſt du denn aber, daß dort alles nach deinem Willen gehen werde? wie vermeſſen wäre dies! Der Gott, der hier regiert, regiert auch dort; auch dort werden deine Einſichten noch beſchränkt, auch dort wird der Abſtand zwiſchen dir und dem Unendlichen unendlich ſein; auch dort wird folglich oft geſchehen, was du nicht willſt, was nach deinen beſchränkten Einſichten nicht gut iſt. Willſt du alſo dort ſelig ſein, ſo wirſt du der Erwartung, daß alles nach deinem Willen gehe, entſagen, dem Willen des Höchſten deinen eignen unterwerfen, und alles, was er thut, als gut verehren müſſen.

Wollteſt du hingegen fortfahren, die Erfüllung deines Willens immer zu fordern, und unwillig zu werden, wenn von dem, was du willſt, das Gegentheil geſchähe, ſo würde für dich, weder hier noch jenſeit des Grabes, ein Himmel zu finden ſein.

Endlich rühren unſere Mühſeligkeiten auch großentheils von unſerer Kurzſichtigkeit her. Wie im Nebel wandelnd, ſehen wir kaum einige Schritte weit. Wir ſehen die Schickſale; aber nur die Wirkungen, die ſie für den gegenwärtigen Augenblick haben, wie ſie Thränen, Seufzer auspreſſen; wie ſie die Geliebten uns entreißen, die wohlthätigſten Bemühungen vereiteln, die Früchte eines durch Jahrhunderte fortgeſetzten Fleißes vernichten, grünende Felder mit Leichen bedecken, blühende Reiche in

Wüſteneien verwandeln, dies und noch tauſendmal mehr ſehen wir. Wer kann es uns verdenken, wenn wir über Mühſeligkeiten dieſes Lebens klagen? — Wäre es uns möglich, über den Nebel, in welchen die Zukunft gehüllt iſt, hinaus zu ſehen, und die entfernter liegenden Wirkungen der gegenwärtigen, hartſcheinenden Schickſale deutlich zu erkennen, ſo würde uns die Welt gewiß in einem ſehr reizenden Lichte erſcheinen. Da wir aber dies nicht können, ſo müſſen wir uns mit dem Vertrauen auf die Güte und Weisheit deſſen, der alles lenkt, — beruhigen.

Ob ich nun ſchon glaube, daß viele Leſer dieſes Buchs durch daſſelbe günſtigere Vorſtellungen von der Erde bekommen haben, und geneigt ſein werden, ſie für einen Himmel zu halten, ſo beſorge ich doch, daß dieſe Vorſtellungen nach und nach von ihrer Lebhaftigkeit verlieren, und am Ende ganz verſchwinden werden, wenn ſie das Buch wieder bei Seite legen, und das Unangenehme ihrer Lage von Neuem fühlen.

Von der Spitze des Aetna betrachtet, finden wir die Erde ſehr ſchön; da ſtimmt der Anblick von Land und Meer, Berg und Thal, Städten, Dörfern, Wäldern, Hainen und Strömen das Herz zur Freude; da ſtört kein Seufzer, keine Klage, kein Anblick von Mühſeligkeit unſere angenehmen Empfindungen. Kaum ſind wir aber vom Berge herabgeſtiegen, ſo ſtoßen wir allenthalben auf Kranke, Troſtloſe, Verzweifelnde, Gedankenloſe, Boshafte; und die ſeligen Gefühle werden ſchwächer, verlieren ſich, gehen in Schwermuth über. Weit höher aber ſtehen wir, wenn wir bei Gott ſind, und die Hand ſehen, die alles lenkt;

weit reizender erſcheint uns dann die Erde, und alle Mühſeligkeiten dieſes Lebens verſchwinden unſern Augen. Aber wenn wir nun wieder in unſern Wirkungskreis kommen, und unſere Lage, die wir gleichſam vom Monde aus ſahen, in der Nähe erblicken, — wie ſchwer wird es uns dann, in derſelben immer den Himmel zu finden. Und doch muß er zu finden ſein, und wird gewiß von jedem gefunden werden, der die Grundſätze, die hier im Allgemeinen vorgetragen wurden, auf ſeine beſondere Lage anwenden will.

Ich will, um dies dem Leſer zu erleichtern, zum Beſchluß noch ein Verzeichniß von Mühſeligkeiten, über die man zu ſeufzen pflegt, herſetzen, und Winke geben, wie man ſich bei ihnen beruhigen, und ſie zu Quellen himmliſcher Seligkeit umwandeln kann. Es wird ſehr unvollſtändig ſein, aber da doch die Mühſeligkeiten, wie die Pflanzen, unter gewiſſe Gattungen können gebracht werden, ſo kann man ja leicht das, was über die Gattung überhaupt geſagt wird, auf die ihr untergeordneten Arten anwenden.

Zuvor mache ich noch die allgemeine Bemerkung, daß durch die Mühſeligkeiten dieſes Lebens vier große, wichtige, auf unſere Veredlung abzielende Zwecke erreicht werden können, wenn wir uns bei denſelben klüglich zu benehmen wiſſen. Der erſte iſt die Entwöhnung von gewiſſen Unarten. Gewiſſe Unarten ſind dem Menſchen ſo zur Gewohnheit geworden, daß ſie mit ſeiner Natur zuſammen gefloſſen ſind, wie der Arſenik mit den Metallen. So wie dieſer nur durch einen gewiſſen Grad von Hitze kann weggeſchafft werden, ſo iſt auch ein gewiſſer Grad von Leiden nöthig, wenn jene weichen ſollen.

Du lebteſt bisher in einem Kreiſe von Freunden, die dich immer mit Nachſicht beurtheilten. Eine gewiſſe, dir

wohlbekannte Untugend ſchienen ſie entweder gar nicht zu bemerken, oder ſie erinnerten dich daran mit großer Schonung. Was war die Folge davon? die Untugend blieb und ſchlug immer tiefer Wurzel. Nun haſt du aber einen Feind bekommen, deſſen Freude es iſt, dich recht empfindlich zu kränken, dir wehe zu thun. Deßwegen beobachtet er alle deine Schritte; freut ſich, deine Untugend bemerkt zu haben; rückt ſie dir in den bitterſten Ausdrücken vor, und macht ſie allenthalben bekannt, wo er glaubt, dir damit ſchaden zu können.

Da kannſt du nun zweierlei Wege einſchlagen, entweder deine Untugend vertheidigen, und deinem Gegner die Untugenden vorwerfen, mit welchen Er behaftet iſt; oder du kannſt deinen Gegner damit zum Schweigen bringen, daß du deine Kräfte zuſammen nimmſt, um deine Untugend abzulegen.

Im erſtern Falle verſchaffſt du der Untugend Nahrung, geräthſt mit deinem Gegner in einen Streit, der dir deine Zufriedenheit raubt, und dein Leben zur Hölle macht; im andern Falle erſteigſt du eine höhere Stufe der Vollkommenheit, veredelſt dich mehr, deine Leiden werden für dich wohlthätig und vergrößern deine himmliſche Erdenfreude. — Wie ſelig würden wir doch alle werden, wenn wir uns durch unſere Leiden beſſern ließen! Wenn wir dann im Gebete die Wohlthaten aufzählten, die wir durch Gottes Güte genoſſen haben, würden wir gewiß auch die Worte beifügen: ich danke dir, daß du mich gedemüthiget haſt!

Die zweite, durch die Mühſeligkeiten bezielte Wirkung iſt die Erzeugung gewiſſer Tugenden.

So wie man das Schwimmen nicht erlernen kann,

ohne in's Waſſer zu gehen, ſo kann man ſich auch gewiſſe Tugenden nicht erwerben, ohne — Trübſal. Dahin gehören vorzüglich die Geduld, die Sanftmuth, gewiſſermaßen auch die Wohlthätigkeit und der Umgang mit Gott.

Wenn man unter Geduld Mäßigung des Unwillens überhaupt, unter Sanftmuth Mäßigung des Unwillens bei empfangenen Beleidigungen verſteht, ſo muß ja etwas da ſein, was den Unwillen rege macht, wenn man ihn mäßigen lernen ſoll. Die Neigung zur Wohlthätigkeit wird bei manchen Menſchen nur durch das Gefühl der eignen Leiden geweckt. Und nach dem Unſichtbaren richten gemeiniglich die Menſchen nur dann ihren Blick, wenn ihnen der Genuß des Sichtbaren merklich verbittert wird. So lange dem Menſchen ſeine Unternehmungen gelingen, iſt er geneigt, ſich ſelbſt als den Schöpfer ſeines Wohls anzuſehen; und wenn das Gelingen eine Zeit lang dauert, wird er leicht übermüthig, und begeht alle die Thorheiten, die aus dem Uebermuthe zu entſpringen pflegen, bis er endlich ganz ſinkt und Verbrechen begeht. Nur ein recht empfindlicher Stoß: das Entziehen deſſen, was ihm das liebſte iſt, die Vereitelung der ſüßeſten Wünſche, das Fehlſchlagen der eifrigſten Bemühungen, nur ſo etwas iſt dann vermögend, den Menſchen zum Nachdenken zu bringen, und ihn zu der Quelle zu treiben, aus welcher allein Zufriedenheit geſchöpft werden kann.

Es iſt alſo gewiß, es wird durch die Erfahrung eines jeden Leſers beſtätigt, daß Trübſal, ſtarke, durchgreifende Trübſal immer ein unentbehrliches Mittel zur Veredelung des Menſchen bleiben wird; ja, daß ohne Trübſal kein Himmel auf Erden denkbar iſt. Die Vorſtellung von einer Welt, die von Geſchöpfen, wie wir ſind (Thieren, die den

Keim zum Engel in ſich tragen), bewohnt wird, in welcher das alles nicht wäre, was wir zu den Trübſalen zu rechnen pflegen, iſt weiter nichts, als ein Traum. Laßt uns denken, daß der Traum verwirklicht würde; daß alle Leiden aufhörten, daß keine Krankheit, keine Armuth, keine Bedrückung, keine Verfolgung, keine von den Mühſeligkeiten, über welche wir bisher klagten, mehr da wäre, was würde denn daraus entſpringen? die Hölle auf Erden. Schon in den erſten Jahren würden die Menſchen ſo tief ſinken, daß ſie durch ihre Sinnlichkeit ſich alle die Leiden bereiten würden, die ihnen ſonſt unbekannt waren.

Die dritte Wirkung, welche durch die Mühſeligkeiten dieſes Lebens beabſichtigt wird, iſt die Vereitelung gewiſſer Unternehmungen, die unſerer Meinung nach gut ſind, aber für das Ganze, und alſo auch für uns ſelbſt, ſchädliche Folgen nach ſich ziehen würden.

Ein jeder vernünftige Menſch ſtrebt danach, in ſeinem Wirkungskreiſe das auszuführen, was er nach ſeinen Einſichten für gut hält. Aber ſeine Einſichten ſind beſchränkt; er kann das Ganze nicht überſehen, und wird daher manches für gut halten, was doch nicht gut iſt. Er bekommt von allen Seiten her Winke, ſeiner Betriebſamkeit eine andere Richtung zu geben; aber er iſt für die ſeiner Meinung nach gute Sache ſo ſehr eingenommen, daß er dagegen unempfindlich wird. Wie kann denn unter ſolchen Umſtänden der weiſe Weltregierer anders, als durch große Trübſal, ſeine Wirkſamkeit hemmen?

Wie würden ſich die dunkeln Wege der Vorſehung auf einmal aufhellen, wenn wir uns gewöhnten, ſie aus dieſem Geſichtspunkte zu beurtheilen!

Um nur Ein Beiſpiel anzuführen: Euſebius, der

Vater von ſechs Kindern, der rechtſchaffene Mann, der es mit allen Menſchen gut meinte, und in ſeinen Berufsgeſchäften unverdroſſen war, verliert ſein Geſicht, und wird dadurch zur Fortſetzung ſeiner Geſchäfte untüchtig gemacht. Jedermann bedauert ihn, und viele werden irre in ihrem Glauben an die Vorſehung, die ein ſo hartes Schickſal über einen ſo rechtſchaffenen Mann verhängen konnte. Laßt uns aber auf die Plane ſehen, die dieſer rechtſchaffene Mann entworfen hatte, ſo wird unſer Glaube an die Vorſehung beſtärkt werden.

Feſt überzeugt, daß das Religionsſyſtem, zu dem er ſich bekannte, das einzig wahre ſei, war er entſchloſſen, ſeine ganze Wirkſamkeit auf die möglichſte Verbreitung deſſelben zu verwenden, und jeder mit demſelben ſtreitenden Aufklärung entgegen zu arbeiten. So würde er in den beſten Abſichten ungemein viel Gutes verhindert haben, das nun, unter der Leitung ſeines aufgeklärten Nachfolgers im Amte, ſich entwickelt und gedeiht.

Endlich zielen unſere Trübſale oft dahin ab, uns zu gewiſſen Entſchließungen, beſonders zu großen Entſchließungen zu bringen, zu deren Ausführung ungewöhnliche Anſtrengung erfordert wird. So wie ein gewiſſer Grad von Hitze nöthig iſt, wenn von der in Gährung ſtehenden Materie das Geiſtige abgetrieben werden ſoll, ſo wird auch ein gewiſſer Grad von Trübſal erfordert, wenn in der dadurch beunruhigten menſchlichen Seele ſich gewiſſe Entſchließungen erzeugen ſollen. Unter gewiſſen Umſtänden muß unſere Lage recht drückend werden, wenn wir uns entſchließen ſollen, ſie zu verändern; die Stützen, auf die wir uns lehnten, müſſen alle zerbrechen, wenn wir unſere Kräfte recht fühlen und gebrauchen ſollen; das Elend unſerer Mit-

menſchen muß recht hoch ſteigen, wenn es uns zu dem Entſchluſſe, uns für dieſelben aufzuopfern, bringen ſoll. Nur der Druck, unter welchem Penns Glaubensgenoſſen ſeufzten, konnte ihn dazu bewegen, ſein Vaterland zu verlaſſen, und jenſeit des Meeres einen glücklichen Staat zu ſtiften. Nur der Verluſt des Mannes konnte Clotilden beſtimmen, ganz für ihre Familie zu leben, und derſelben Vater und Mutter zugleich zu ſein. Gerade in den Tagen des Jammers ſind die Beiſpiele von Edelmuth, von Heldenmuth, von Aufopferungen am zahlreichſten.

Verlieren nicht alle unſere Trübſale ihr ſchreckliches Anſehen, bekommen ſie nicht einen gewiſſen Reiz, wenn wir ſie aus dieſem Geſichtspunkte betrachten?

Laßt uns die Anwendung von dem, was bisher im Allgemeinen geſagt wurde, auf beſondere Arten der Trübſal machen!

Schwäche der Geiſteskräfte iſt niederbeugend; allein ſie iſt ein Beweis, daß wir für gewiſſe Geſchäfte, zu denen wir Luſt fühlen, nicht beſtimmt ſind; und wir werden uns dabei wohl befinden, wenn wir jener Luſt widerſtehen, uns auf die Geſchäfte, denen wir gewachſen ſind, einſchränken, und in Verrichtung derſelben deſto mehr Treue beweiſen. Der Schwan, deſſen Flügel in der Jugend gelähmt wurden, iſt für den See beſtimmt, auf dem er ſich befindet; und es wird ihm auf demſelben wohl ſein, ſo lange er den Schwänen nicht nachzufliegen ſtrebt, die er über ſich ſchweben ſieht.

Heftige Begierden ſind, an ſich betrachtet, dem Genuſſe der Seligkeit nachtheilig; allein ſie ſind für den, dem die Erfüllung der Pflicht heilig iſt, ein Sporn, ſeine Anſtrengung zu Erkämpfung des Sieges zu verdoppeln. Je

ſtärker der Feind iſt, deſto ſüßer iſt das Bewußtſein, ihn beſiegt zu haben. Eben dies gilt von tief eingewurzelten übeln Gewohnheiten.

Die Erinnerung an verletzte Pflichten iſt ſchmerzhaft; je empfindlicher aber der Schmerz iſt, den ſie verurſacht, deſto größer iſt auch der Reiz, in Erfüllung ſeiner Pflichten von jetzt an eifriger zu ſein, und ſo das, was man andern durch Pflichtvergeſſenheit entzog, mehrfältig zu erſetzen.

Gebrechlichkeit des Körpers iſt gewöhnlich mit Abneigung gegen Geſellſchaftlichkeit verknüpft, treibt uns in die Einſamkeit zurück, und ſetzt uns ſo in den Stand, die Talente, die uns Gott gab, deſto ſorgfältiger auszubilden.

Chroniſche Krankheiten mindern das Vergnügen am Sichtbaren, und machen das Unſichtbare deſto ſchätzbarer. Für die qualvollen Stunden des Schmerzes werden wir durch das erhöhete Gefühl des Wohlſeins, das uns in gewiſſen Zeiträumen entzückt, ſchadlos gehalten. Niemand fühlt die Geſundheit inniger, als wer ſie eine Zeit lang entbehren mußte; und Niemand ſchläft ſüßer, als derjenige, der ein paar Nächte ſchlaflos zubrachte.

Gefangenſchaft trennt uns von der menſchlichen Geſellſchaft, und gibt uns Muße, uns ganz mit Gott und uns ſelbſt zu beſchäftigen, und über Ideen, die für die Menſchheit vielleicht äußerſt wichtig ſind, ſo lange ruhig zu brüten, bis ſie ihre Reife erhalten haben.

Einkerkerung unter verworfene Böſewichte oder in Schlünde, wo die Verweſung wohnt, iſt entſetzlich. Wenn wir uns aber an Gott halten, ſo kann ſie uns auch einen ſo hohen Grad von Vertrauen verſchaffen, als in einer unſern Empfindungen angenehmen Lage

nie erlangt wird; uns dahin bringen, daß wir den Herrn für unſers Herzens Troſt und unſer Theil halten, wenn uns auch Leib und Seele verſchmachten.

Armuth lehrt Einſchränkung unſerer Bedürfniſſe, Nachdenken und Thätigkeit.

Verachtung ermuntert uns, uns mehr innern Werth zu geben.

Bedrückung macht uns die Freiheit werth, und ſpornt uns an, ſie auf Wegen, die die Pflicht erlaubt, zu ſuchen.

Der Anblick des Laſters macht uns die Tugend werther, und lehrt uns Wachſamkeit.

Eine mißvergnügte Ehe gleicht dem Lehnen auf einen Stab, der zerbricht und uns die Hand verwundet. Sie zwingt uns alſo, uns auf nichts zu lehnen, ſondern uns auf uns ſelbſt zu ſtützen, und kann uns ſo zu einem ſehr hohen Grade der Veredelung führen. Zum Engel bildet ſich die Perſon, die ſich beſtrebt, ihrem Hauſe das ganz zu ſein, was ſie ihm, dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach, nur halb ſein ſollte.

Unglück macht uns das Nichts des Sichtbaren anſchaulicher.

Tod iſt Geburt zu einem neuen Leben.

Sollten die Zuckungen des ſterbenden Thieres unter der Hand des Mezgers oder des Jägers, in den Klauen oder Zähnen des Raubthiers, das Wimmern der Mücke in dem Geſpinnſte der Spinne vielleicht Ausdrücke von dem Emporſtreben zu einer höhern Stufe ſein? dann würde die Erde noch weit ſchöner erſcheinen, und alles Aechzen, Röcheln, Stöhnen, Wimmern und Zucken der ſterbenden

Thiere würde uns Veranlaſſung zu ſehr aufheiternden Betrachtungen geben. Der Tod würde nicht mehr ſein.

Anmerkung des Verfaſſers. Ein Recenſent hat den Wunſch geäußert, daß ich dieſe Stelle in einer zweiten Auflage weglaſſen möchte. Allein ich kann dieſen Wunſch nicht erfüllen, weil der Gedanke, den ich hier hinwerfe, mir Stoff zu vielen beruhigenden Betrachtungen geliefert hat, und ihn wahrſcheinlich auch manchen Leſern liefern wird. Strenge beweiſen kann ich ihn nicht, will ihn auch Niemandem aufdringen, noch mit Jemandem deßwegen ſtreiten. Sehr wahrſcheinlich iſt er mir aber. Am Anfange war, nach dem Zeugniſſe der Schrift, die Erde wüſte und leer; und die ſpekulirende Vernunft kömmt auch darauf zurück, daß die Erde anfänglich ein Granitklumpen geweſen ſei. Die Granit-Oberfläche verwitterte, es entſtanden darauf Gewächſe, wahrſcheinlich anfänglich Mooſe, dann andere Pflanzen, die in der Folge immer vollkommner wurden. Ferner wimmelten Thiere hervor; am Ende zeigte ſich der Menſch. Man kann alſo faſt als ausgemacht annehmen, daß alles, was da iſt, ſtufenweiſe aus Granit hervorgegangen ſei. Warum ſoll es ungereimt ſein, zu glauben, daß auf einer unendlichen Leiter alles nach und nach eine höhere Stufe erklimme? Und wie heißen die Sproſſen, die zu dieſen Stufen führen? — Tod und Verweſung, das iſt durch Tod und Verweſung werden die Geſchöpfe immer mehr veredelt und zu höherer Vollkommenheit geführt. Erſt verwitterte der Granit, ehe ſich aus ihm Moos entwickelte u. ſ. w.

Daß wir eine höhere Stufe erſteigen werden, daß der Uebergang durch Tod und Verweſung geſchehen werde, hoffen wir. Sonſt ſoll aber gar nichts höher ſteigen? Wovon nähren wir uns denn? ſind es nicht Pflanzen und Thiere? Aus welchem Stoffe entſtehen denn alſo die Keime zu unſerer Nachkommenſchaft?

Sebaſtian Kluge's
Lebensgeſchichte,

von

Chriſt. Gotth. Salzmann,
Gründer der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal.

Ein Buch für das Volk.

Aus dem Thüringer Boten beſonders abgedruckt.

Stuttgart.
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1846.

Vor einiger Zeit lernte ich einen alten Mann kennen, der hieß Kluge. Von dem wußte das ganze Dorf, daß er in der Jugend vor der Thür ſein Brod geſucht hatte, und nun hatte er nicht nur ſelbſt ſein reichliches Auskommen, ſondern konnte auch vielen andern Leuten Gutes thun.

Ich fragte ihn: „Nachbar Kluge, ſagt mir nur, wie Ihr es angefangen habt, daß Ihr jetzt in ſo guten Umſtänden ſeid, da es Euch doch in der Jugend ſo trübſelig ging?“ Er lächelte, drückte mir freundſchaftlich die Hand, und ſagte: „Wenn Er zuhören will, ſo will ich Ihm alles erzählen.“

Mein Vater ſtarb, da ich kaum dreizehn Jahr alt war, und meine Mutter konnte mich nicht ernähren, weil ſie arm war, und, wie es mir vorkam, auch keine große Luſt zur Arbeit hatte. Was that ſie? ſie ſchickte mich aus, daß ich gute Herzen um etwas anſprechen mußte, und wenn ich nun den Abend zurück kam, und brachte ein Säckchen voll Brod und etliche Groſchen Geld mit, ſo machte ſie uns ein gutes Abendeſſen. Das gefiel ihr und mir, denn ſie brachte mit Faulenzen und Betteln mehr zuſammen, als ich mit Arbeiten hätte verdienen können.

Kurz ich arbeitete gar nicht mehr, legte mich völlig auf die Bettelei, und würde ein ordentlicher Landſtreicher ge-

worden ſein, wenn es der liebe Gott nicht ſo gar wunderlich mit mir gefügt hätte.

Einmal kam ich in das Dorf Hailberg und hörte, daß der gnädige Herr ſeinen Geburtstag feierte. Halt! dachte ich, hier iſt etwas zu fiſchen. Ich machte mich alſo auf, ſchlich mich auf das Schloß, ging geradezu in das Zimmer, wo geſchmauſet wurde, und trat vor den Tiſch, wo viele vornehme Leute zuſammen waren. Nun fing ich an mich recht jämmerlich anzuſtellen, und bat, daß ſich die Herren und Damen doch eines armen vater- und mutterloſen Waiſen erbarmen möchten. Einige griffen ſchon in die Taſche, und wollten etwas herausholen, da winkte aber der gnädige Herr mit der Hand, daß ſie es ſollten ſein laſſen, befahl dem Bedienten, daß er mich in die Geſindeſtube führen, mir Eſſen und Trinken reichen, und mich bis nach der Mahlzeit warten laſſen ſollte.

Das geſchahe nun, ich ließ mir mein Stück Braten und Kuchen, und mein Glas Wein gut ſchmecken, und freute mich ſchon auf die Gulden und halben Gulden, die nach der Mahlzeit in meinen Bettelſack fallen würden. Aber ich betrog mich. Nach einer halben Stunde trat der gnädige Herr in die Stube, ſah mir recht feſt in die Augen, und fragte: „Höre mein Sohn, warum bettelſt du?“

Ich hatte die Bettelſprache ſchon ſo in meiner Gewalt daß ich ihm meinen Zuſtand recht jämmerlich beſchreiben konnte. Er aber ſchüttelte den Kopf und fragte: „Biſt du denn nicht ein Menſch wie andere? willſt du denn auf der Erde leben, und keinen Theil daran haben? kein Haus, keinen Garten einmal beſitzen? kein eignes Bette, auf dem du ruhen und ſterben kannſt? Willſt du denn immer ein ſo elender Menſch bleiben, vor dem man Fenſter und Thü-

ren zuſchlägt, wenn man ihn von ferne erblickt?“ Kurz der Herr machte mich ſo weichmüthig, daß mir die hellen Thränen zu den Augen heraus liefen.

„Was ſoll ich denn thun?“ antwortete ich, „ich habe ja keinen Heller Geld, von dem ich mir ein Haus oder einen Garten kaufen könnte.“

„Wie alt biſt du?“ fragte er mich weiter, und da ich ihm ſagte, ich gehe in mein vierzehntes Jahr, ſo lächelte er und ſagte: „Auf dieſe Art haſt du ja wenigſtens noch fünfzig Jahre zu leben. Wenn du dieſe fünfzig Jahre gut anwendeſt, wie vieles wirſt du da lernen und zu Stande bringen können! Wer in der Welt fortkommen will, muß vor allen Dingen ſeine Zeit recht gut anwenden. Wiſt du das thun?“

„Ich weiß nicht, wie ich das machen ſoll,“ antwortete ich.

„Gut,“ ſagte er, „ſo will ich es dich lehren. Ich feiere heute meinen Geburtstag, da möchte ich gern ein gutes Werk thun.“

Er ſchickte mich darauf in das Wirthshaus, und ſagte, ich ſolle den andern Tag wieder kommen.

Da ich kam, war ein Bauer bei ihm, zu dem ſagte er, da ich in die Stube trat: „das iſt er.“

Darauf ſagte er zu mir: „Nun Kluge, wenn du Luſt haſt, deine Zeit gut anzuwenden, ſo will ich dich zu dieſem ehrlichen Manne thun. Mit dem habe ich ſchon alles überlegt, wie du deine Zeit eintheilen und anwenden ſollſt. Folgſt du mir nun, ſo wird es gewiß dein Schade nicht ſein. Folgſt du mir aber nicht, ſo kann ich dir auch nicht helfen, du wirſt nicht nur bei mir keinen Biſſen Brod wieder bekommen, ſondern ich werde es auch im ganzen Dorfe bekannt machen, daß, ſo bald du dich wieder hier blicken

1*

läßt, du ſogleich fortgejagt wirſt.“ Da nahm mich nun der Bauer mit in ſein Haus. Ich war kaum hineingetreten, ſo ſagte er: „Dieſen Vormittag gehe hinaus und ſuche Diſteln!“ Da ich zwei Körbe voll gebracht hatte, gab er mir einen Teller voll Suppe und ein Stück Brod und ſagte: „Dieſen Nachmittag ſollſt du ein Stück in meinem Garten graben.“

Das wollte mir nun nicht ſchmecken. Sobald ich eine Stunde gegraben hatte, ſo hatte ich Blutblaſen in der Hand. Ich ſtellte alſo das Grabſcheid hin, legte den Kopf darauf und weinte. Aber mein neuer Herr, der mir durch das Fenſter zugeſehen hatte, kam ſogleich herunter und ſagte: „Junge, was machſt du da? ich glaube du willſt deine Zeit mit Faulenzen zubringen? arbeite fort, oder ich gehe ſogleich zu dem gnädigen Herrn und zeige es an!“ Da mußte ich halt mein Grabſcheid wieder nehmen und fortarbeiten.

Mit genauer Noth ward ich fertig. Sobald ich aber fertig war, kam auch mein Herr und brachte mir einen halben Käſe, ein Stück Brod und ein Maas Bier. Das ſchmeckte mir nun freilich beſſer, als mein Bettelbrod. Da ich meine Mahlzeit zu mir genommen hatte, legte ich mich mit dem Kopfe auf den Tiſch und wollte ſchlafen. Sobald dieß aber mein Herr merkte, fuhr er mich an, und ſagte: „Ich glaube wohl gar, du willſt ſchlafen? weißt du nicht, daß es noch zwei Stunden Zeit zur Arbeit iſt? haſt du nicht dem gnädigen Herrn verſprechen müſſen, du wollteſt deine Zeit recht gut anwenden? Da ſind Linſen, die ich morgen will kochen laſſen, da lies die Sämerei heraus!“

So mußte ich Linſen leſen, bis die Glocke zehn ſchlug, dann durfte ich mich niederlegen und ſchlafen. Kaum

grauete aber der Himmel, ſo war mein Herr ſchon wieder da, weckte mich und ſagte: „Auf, der Tag bricht an! die Morgenſtunde hat Gold im Munde!“ Das wollte mir nun gar nicht gefallen. Ich warf mich hin und her, rieb die Augen, ſagte es wäre noch zu früh — das half aber alles nichts, ich mußte heraus, erſt Holz ſpalten, hernach wieder Diſteln zuſammen tragen.

Da ich eben meinen Korb mit Diſteln voll machen wollte, hörte ich hinter mir eine Stimme, die rief: „Guten Morgen, Kluge! iſt's nicht wahr, es iſt beſſer, wenn man ſeine Zeit gut anwendet, als wenn man ſie immer mit Faulenzen zubringt?“ Ich ſahe mich um — da ſtand der gnädige Herr da. „Ach!“ ſagte ich, „gnädiger Herr! das halte ich nicht aus; vom Morgen bis in die Nacht muß ich arbeiten wie ein Pferd.“

„Ei dafür hilft nichts,“ ſagte er. „Ich habe dir einmal geſagt, du ſollteſt deine Zeit gut anwenden.“

„Ich wollte gern arbeiten,“ war meine Antwort, „aber mein Herr gibt mir zu ſaure Arbeit. Meine Hände thun mir noch immer weh von dem geſtrigen Graben.“

„Das laß du immer ſein,“ ſagte der gnädige Herr, „wenn erſt etliche Monate vorbei ſind, ſo wollen wir weiter reden.“ Ich mußte hernach mit ihm nach Hauſe gehen, mich ganz ausziehen, mich in dem Bache baden, der durch ſeinen Garten floß, dann ließ er mir durch ſeinen Bedienten einige Hemden und neue Kleidung geben, die ich anlegen mußte.

So wußte er mich ſo kirre zu machen, daß ich mich an die Arbeit gewöhnte, und nicht vergnügter war, als wenn ich recht viel zu thun hatte. Nach etlichen Monaten beſuchte er mich auch, da ich eben die Hacke in der Hand

hatte, und den Garten meines Herrn von Unkraut rein machte. „Wie geht's, Kluge," ſagte er, „wird dir die Arbeit noch ſauer?"

„Ach nein, gnädiger Herr," ſagte ich, „jetzt iſt mir nun alles nur ein Spas. Sonſt war mir die Hacke und das Grabſcheid ſo ſchwer, jetzt ſpiele ich nur damit. Ich kann noch einmal ſo viel graben und hacken als ſonſt."

„Da ſiehſt du, Kluge," fuhr er fort, „daß es gut iſt, wenn man ſeine Zeit gut anwendet. In den wenigen Monaten, die du ſo gut benutzet haſt, haſt du ſchon viel erworben! Nun haſt du Luſt zur Arbeit, nun haſt du Mark in die Knochen bekommen, haſt ein Paar ſtarke Arme, was wirſt du damit in deinem Leben nicht ausrichten können?"

Ich lächelte, und zeigte ihm den Garten meines Herrn! „Sehn Sie!" ſagte ich, „den habe ich ganz allein bearbeitet! alle die Kartoffeln, die Gurken, den Wirſing, Blaukohl und Kohlrabi, die Bohnen, alles was hier wächſt, das habe ich gepflanzt. Ich habe allemal eine gewaltige Freude, wenn ich in den Garten komme, und ſehe die vielen und ſchönen Gewächſe, die ich gebauet habe."

„Das glaube ich wohl," ſagte er: „Es gibt für den Menſchen keine größere Freude, als wenn er recht viel Gutes überſehen kann, das durch ihn da iſt. Aber — wer dieſe Freude haben will, der muß auch ſeine Zeit recht gut anwenden. Wenn du nun jetzt ſchon ſo viel Freude haſt über das, was du in einem fremden Garten pflanzteſt, wie wirſt du dich erſt freuen, wenn du dir ſelbſt einen Garten erworben, und ſo viele Gewächſe in demſelben gebauet haſt."

Unterdeſſen, daß er ſo mit mir ſprach, packte ich das Gras und die Blätter zuſammen, die ich im Garten ge-

ſammelt hatte, und trug ſie in den Hof, um das Vieh damit zu füttern. Der Herr ging mit mir. Sobald ich in den Hof kam, entſtand überall ein Lärmen. Die Gänſe gackerten mir entgegen, die Ziege blökte und die Schweine grunzten, und wollten die Stallthür aufbrechen. „Wart! Wart!“ ſagte ich, „ihr ſollt gleich euer Mittagsbrod bekommen. Nur muß eins auf das andere warten.“ Darauf gab ich erſt der Ziege einen Arm voll Gras, dann holte ich das übrige zuſammen, und fütterte die Schweine und Gänſe damit.

Der gnädige Herr ſah mir immer zu, und lachte, daß ihm der Bauch ſchütterte, wenn ich mit den Thieren discurirte. Hernach ſagte er: „He! haſt du es nicht beſſer, als da du noch mit dem Bettelſack lieſſt? Sonſt mußteſt du allenthalben um ein Stück Brod betteln, jetzt brauchſt du Niemanden um Brod anzuſprechen, und kannſt auch noch ſo viele Thiere ernähren.“ Darauf klopfte er mir auf die Achſeln und ſprach: „fahre ferner fort, lieber Kluge, deine Zeit gut anzuwenden, ſo wirſt du künftig nicht nur noch mehrere Thiere ernähren können, ſondern auch der Verſorger von vielen Menſchen werden. Jetzt gackern die Gänſe, blöket die Ziege, grunzen die Schweine, wenn du in den Hof trittſt. Künftig werden Menſchen ihre Freude haben, wenn ſie dich erblicken.“

Nun ging er fort, und wiſchte mit dem Schnupftuche an den Augen, als wenn er weinte.

Mir ging die Rede durch Mark und Bein. Ich verſtands eigentlich nicht, was er damit haben wollte, ich konnte es nicht begreifen, wie ſo ein armer Junge, wie ich damals war, Menſchen verſorgen ſollte, aber ich nahms doch zu Herzen. Hatte ich ſonſt das Vieh gerne gefüttert,

ſo that ich es jetzt noch zehnmal lieber und bildete mir ordentlich etwas darauf ein, daß ich ſo viele Thiere ernähren konnte. Ich ſann auch jetzt Tag und Nacht darauf, wie ich jede Stunde ſo gut als möglich anwenden wollte.

Es war mein Schade nicht, denn mein Herr bekam mich immer lieber. In den erſten Monaten mußte ich bei ihm um's liebe Brod dienen, da das neue Jahr herbei kam, verſprach er mir jährlich ſechs Gulden Lohn.

Einmal ging ich in die Kirche, da predigte der Herr Pfarrer von der chriſtlichen Sonntagsfeier. Gegen das Ende der Predigt ſagte er: „Meine lieben Freunde! ihr glaubt, wenn ihr in der Kirche geweſen wäret, und hernach müſſig ginget, ſo hättet ihr den Sonntag recht gut gefeiert. Das iſt aber keine chriſtliche Sonntagsfeier. Unſer lieber Heiland machte es ganz anders. Der war auch am Sabbathtage geſchäftig, er lehrte und predigte, und machte Kranke geſund. Nun will ich damit nicht ſagen, daß ihr, wenn es die Noth nicht erfordert, ſchwere Arbeiten übernehmen ſollt, aber es gibt ja allerlei kleine Geſchäfte, die ihr am Sonntage verrichten, und dabei ausruhen könnt. Könnt ihr nicht eine Einrichtung machen, wie ihr die Woche über eure Geſchäfte treiben wollt? könnt ihr nicht die Rechnung über eure Einnahme und Ausgabe verfertigen? könnt ihr nicht in einem guten Buche leſen? könnt ihr nicht euern Kindern Unterricht geben? könnt ihr nicht auf das Feld gehen, und unſers lieben Gottes Werke betrachten? Ach ihr könnt's! ihr könnt's! wenn ihr nur wollt. Bedenkt nur, unſer Leben währet ſiebenzig Jahr, wenn's hoch kommt, ſo ſind's achtzig Jahr, nun machen die Sonntage gerade den ſiebenten Theil von unſerer Lebenszeit aus. Wenn ihr den Sonntag nun mit Müſſiggehen zubringt, ſo

gehen ja zehn Jahre, von eurem Leben, verloren! zehn Jahre von eurem kurzen Leben gehen verloren! bedenkt es doch, lieben Freunde, und faßt mit mir den Entſchluß:

O daß von meinen Lebenstagen
Doch keiner ganz verloren ſei!
Verlorne Stunden, ach, ſie nagen
Zu ſpät das Herz mit Gram und Reu,
Und den verlornen Augenblick
Bringt kein Gebet, kein Flehn zurück.

Tauſend! fiel mir die Predigt auf das Herz! Bisher war ich den Sonntag über mehrentheils müſſig gegangen, und es war mir noch gar nicht eingefallen, daß ich den Sonntag, außer der Kirche, auch noch gut anwenden könnte. Ich ſahe nach dem Stuhle des gnädigen Herrn hin. Dieſer mochte mich aber wohl, die ganze Predigt hindurch, nicht aus den Augen verloren haben. Sobald ich nach ihm blickte, winkte er mir mit dem Kopfe zu und hob den Finger in die Höhe, als wenn er ſagen wollte: merk's Kluge!

Vom Kirchengebete hörte ich kein Wort, denn ich dachte nun an nichts weiter, als: wie ich den Sonntag recht gut anwenden wollte.

Jetzt fiel es mir ein. Halt! dachte ich, das willſt du thun. Da der Herr Schulmeiſter zum Ausgange ſpielte, und alle Leute aus der Kirche gingen, blieb ich zurück, und ſchlich mich auf's Chor. Sobald der Herr Schulmeiſter mit Spielen fertig war, ſagte ich zu ihm: „lieber Herr Schulmeiſter! ich möchte gern nach unſers Herrn Pfarrers Predigt thun, und dazu könnte Er mir behülflich ſein. Will Er denn nicht ſo gut ſein, und mir alle Sonntage eine Vorſchrift leihen, und ein Rechenexempel aufgeben, ich möchte mich gern nach der Kirche im Rechnen und Schreiben üben.

„Närrchen,“ ſagte der Schulmeiſter, „warum haſt du mir denn dieß nicht eher geſagt?“

Ich mußte ſogleich mit ihm nach Hauſe gehen, er gab mir eine Vorſchrift und ein Rechenexempel. Ich übte mich daran im Schreiben und Rechnen, brachte ihm am nächſten Sonntage meine Arbeit, er ſahe ſie durch, und gab mir wieder etwas neues auf.

Es währte nicht lange, ſo ſchrieb ich eine ſo ſchöne Hand, und rechnete ſo gut, wie man es nur von einem Bauersmanne verlangen kann.

Einmal ſaß ich auch und machte eine Rechnung, da kam der gnädige Herr, ſahe ſie durch, und hatte eine gewaltige Freude darüber: „Nun,“ ſagte er, „denke an mich, was dir es einmal helfen wird, wenn du größer biſt, daß du die Sonntage ſo gut angewendet haſt! Da will ich dir noch etwas geben, das du des Sonntags nach beiden Kirchen recht wohl benutzen kannſt.“

Hier holte er aus ſeiner Taſche ein Buch, das den Titel hatte: Land und Gartenſchatz. Darin las ich nun alle Sonntage und lernte erſtaunlich viel daraus.

In dem Buche wird nun faſt von allen Arten Getreide, Gemüſe und Obſtbäumen gehandelt und angegeben, wie man ſie ſäen, pflanzen und behandeln ſoll. Was war das für eine Freude für mich. Auf meinem Dorfe ſäete man nichts als Roggen, Weizen, Gerſte und Hafer aus. Wenn das Land zwei Jahre getragen hatte, ſo ließ man es Brache liegen, und, wenn es weder Roggen, noch Weizen, noch Gerſte, noch Hafer tragen wollte, ſo wußte man nicht, was man damit anfangen ſollte, und ließ es gar unbenützt liegen. So lagen in unſerer Flur wohl 200 Aecker, auf denen dürres Gras wuchs, die weder Menſchen noch Vieh

nützten. In dem Gartenſchatze wird nun aber gezeigt, wie man das Land Jahr aus Jahr ein benützen kann, ohne Brache zu halten, es werden Vortheile angegeben, wie noch gar viele andere Gewächſe können gebauet werden, und was das allerartigſte iſt, es wird bewieſen, daß man alles Land, es habe Namen wie es wolle, benutzen könne.

Wer war froher als ich, da ich das Buch in die Hände bekam! Sobald ich aus der Nachmittagskirche kam, ſaß ich drüber. Wenn ich hernach ein Stück geleſen hatte, ſo ging ich in's Feld. Sonſt ſah ich die Aecker an, wie die Kuh das neue Thor. Jetzt war es aber, wie wenn mir der Staar geſtochen wäre. Immer bei dem zehnten oder zwanzigſten Acker blieb ich ſtehen und unterſuchte, was er für einen Boden hätte, dann hatte ich die Mode an mir, daß ich vor ſo einem Acker ſtehen blieb, den Finger über die Naſe legte, und nachdachte, was wohl auf demſelben am beſten fortkommen möchte.

Hätte ich dazumal Land gehabt, ich hätte, ſo wahr ich ehrlich bin, gleich angefangen, es ſo zu bearbeiten, wie es im Land- und Gartenſchatze beſchrieben iſt. Das hatte ich aber nicht, und mußte es alſo bleiben laſſen.

Unterdeſſen gab ich meinem Herrn die beſten Wörtchen, daß er mich doch ſeinen Acker ſo möchte bearbeiten laſſen. Er wollte lange nicht dran, meinte, es wären Neuerungen, wenn er etwas in die Brache ſäete, ſo würde es ihm abgehütet, und was er noch alles einwendete. Endlich meinte er, der gnädige Herr ſollte den Ausſpruch thun.

Das war ich denn zufrieden und wir gingen mit einander auf das Schloß, um unſern Streit dem gnädigen Herrn vorzutragen. Er hatte eine herzliche Freude drüber, zupfte mich bei den Ohren und ſagte, „nun wirſt du wohl

merken, daß nichts ſo großen Nutzen bringt, als die gute Anwendung der Zeit. Aber ich muß dir doch etwas ſagen, Kluge," fuhr er fort, „merk' auf! Mit den Neuerungen iſt es gar eine hübſche Sache, aber man muß ſie nicht gleich alle auf einmal einführen wollen. Nicht alles, was neu iſt, iſt deßwegen auch gut. Das gilt auch von den Neuerungen im Ackerbau. Es ſchreibt mancher davon, wie der Blinde von der Farbe, und was er ſchreibt, iſt Wind. Hernach kommt ja auch nicht alles gut fort in der andern Gegend, was in der einen gedeihet. Der Boden um Erfurt iſt ganz anders als der Boden um Gotha, und dieſer wieder anders, als der bei Suhl. Wenn nun einer alles im Gotha'ſchen anbauen wollte, was um Erfurt gut geräth, ſo würde er einen großen Aufwand und am Ende — nichts als Schaden davon haben. Ich habe Edelleute und Bauern gekannt, die darüber verarmten, daß ſie alles nachthaten, was in Büchern geſchrieben wurde. Du willſt doch deinen Herrn nicht auch zum armen Manne machen? Mein Rath, den ich dir gebe, iſt dieſer: probire es erſt im Kleinen mit einer Art von Gewächſen, und wenn dieſe gut thut, ſo gehe im folgenden Jahre weiter, ſo iſt doch der Schade nicht zu groß, wenn der Verſuch mißlingen ſollte. Wenn du jetzt die Freiheit hätteſt, deines Herrn Acker zu beſäen und zu bepflanzen, womit du wollteſt, was würdeſt du wohl zuerſt darauf bringen?"

„Spaniſchen Klee!" war meine Antwort.

„Nun," ſagte der gnädige Herr zu meinem Herrn, „ſo laßt ihn in Gottes Namen ſpaniſchen Klee anſäen, aber auf nicht mehr, als auf einen Viertel Acker. Man muß alles erſt im Kleinen verſuchen. Den Samen will ich

Euch dazu ſchenken, und abgehütet ſoll er Euch nicht werden, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen.“

Ich ſprang nach Hauſe ſo vergnügt, als wenn der ſpaniſche Klee ſchon da ſtünde.

Da die Zeit zur Ausſaat der Gerſte kam, ſuchte ich ein recht gutes Vierteläckerchen aus, und ſäete auf die Gerſte Kleeſamen, gerade ſo, wie es der Gartenſchatz beſchrieben hatte.

Der Klee wuchs, daß Menſchenaugen ihre Freude dran ſahen, und im Herbſte kriegten wir ein ſo gutes Futterſtroh von dieſem Vierteläckerchen, daß ich die Schafe immer Sonntags damit traktirte.

Aber das folgende Jahr war die Luſt noch größer. Der Klee ſtand da, wie ein Wald, und mein Herr bekam davon mehr Fütterung, als von ſeiner beſten Wieſe. „Kluge,“ ſagte er, „du biſt doch nicht auf den Kopf gefallen. Willſt du dies Jahr nicht wieder etwas Neues verſuchen?“

„Ja,“ ſagte ich, „wir wollen einmal ein Achtelchen mit Rüben beſäen.“ „Gut,“ ſagte er, „es gilt ſchon.“

Ich machte alſo das Achtelchen zurechte, und die Rüben gingen auf, mir nichts, dir nichts. Ich ließ mir aber auch dabei keine Mühe verdrüßen. So oft ich ein müßig Stündchen batte, lief ich nach dem Rübenlande, reinigte es vom Unkraute, und hackte die Rüben da aus, wo ſie zu dicke ſtanden.

Einmal traf mich ein junger Burſch über dieſer Arbeit an, und fragte: „Was machſt du denn da, Kluge?“ „Da jäte ich Rüben,“ antwortete ich. „Biſt du nicht ein Narr,“ ſagte er, „daß du es dir für andere Leute ſo ſauer werden läßt. Du arbeiteſt, daß dir das Blut unter den Händen hervorſpringen möchte, und dein Herr hat den Vortheil

davon. Das ließe ich wohl bleiben, wenn ich an deiner Stelle wäre."

„Närrchen!" ſagte ich, „ich arbeite eigentlich für mich. Mein Herr bekommt die Rüben, das beſte aber fällt für mich. Indem ich den Rübenacker bearbeite, gewöhne ich mich zur Arbeit, und lerne, wie man Rüben mit Vortheil bauen kann. Ich denke, das ſoll mir einmal viel helfen, wenn ich meine eigene Wirthſchaft bekomme." Er lachte und ging fort.

Ich meinte aber, daß es gut eingetroffen iſt. So bauete ich, von einem Jahre zum andern, immer mehrere Gewächſe an, und mein Herr ſtand ſich ſo wohl dabei, daß er immer mehr Vieh anſchaffen konnte. Im erſten Jahre, da ich bei ihm diente, hatte er vier Stück Rindvieh und zwanzig Schafe, im zehnten acht Stück Rindvieh und dreißig Schafe.

Wenn ich nun das Vieh alles vor mir ſah, ſo fiel mir immer dabei ein: was der Menſch thut, ſo benutze er nur ſeine Zeit gut, die iſt das beſte Kapital.

Unter der Zeit wurde ich nun immer größer und größer, und lernte immer beſſer meine Zeit benützen. Wenn im Winter andere Burſche hinter dem Ofen lagen und ſchliefen, ſo ſaß ich und nahm bald dieſes bald jenes vor, das mir Nutzen verſchaffte. Wenn ich weiter nichts zu thun wußte, ſo las ich wenigſtens in einem guten Buche, das ich bald vom gnädigen Herrn, bald vom Herrn Pfarrer, geborgt bekam.

Einmal legten die jungen Burſche im Dorfe auf die Kirchweihe zu einem Tanze zuſammen, und baten mich, daß ich auch beitreten ſollte. Da wußte ich nun wirklich nicht, was ich dazu angeben ſollte. Thuſt du es, dachte

ich, oder thuſt du es nicht? Was hatte ich zu thun? Ich fragte den gnädigen Herrn um Rath.

Der meinte nun: ein Tänzchen in Ehren, kann Niemand verwehren. Wenn es bei dem Tanzen ſonſt fein ehrbar zuginge, ſo wäre es ſehr gut; junge Leute müßten auch bisweilen ihre Luſt und ihr Vergnügen haben. Man könne auch bei dem Tanzen viel lernen; könne nämlich lernen ſich in ſeiner Luſtigkeit mäßigen. Man müſſe ſich nur nicht zu ſtark erhitzen, und nicht gegen das Weibsvolk ſich garſtig betragen.

Das nahm ich nun zwiſchen die Ohren, und habe in *meinem Leben manchen* luſtigen Tanz mitgemacht, an den ich immer vier Wochen lang hernach mit Vergnügen gedachte. Wenn andere von Verſtande ſich tranken, ſo nahm ich mein Kännchen Bier zu mir, und behielt meine fünf Sinne; andere tanzten ſich manchmal um ihre Geſundheit, mir war der Tanz geſünder als Arznei; Späßchen machte ich gern, aber doch konnte ich alle meine Späßchen vor Gott und der vernünftigen Welt verantworten.

Bis jetzt ging es ganz gut, ich wurde alle Tage geſchickter, lernte mehr, ſammelte mir auch etliche Gulden Geld, und war dabei ſo vergnügt, wohl noch vergnügter, als der große Mogul. Aber nun kam ein Pünktchen, das ich in meinem Leben nicht vergeſſen werde. Es ſtand mit mir dazumal, wie man eine Hand umwendet, denn um ein Haar wäre ich wieder bis zum Bettelſtabe geweſen, von dem mich der gnädige Herr mit ſo vieler Mühe weggebracht hatte. Sollte man wohl meinen, daß ein vernünftiger Menſch ſolche alberne Streiche machen könnte? ich gewöhnte mich an's Kartenſpiel. Etliche junge Burſche

hatten mich in die Schenke, hatten mich zur Karte gelockt, ich probirte es, gewann ein paarmal etliche Groſchen, und nun war ich ſo begierig auf die Karte, daß ich ohne ſie nicht leben konnte. Er mag es mir glauben oder nicht, wo ich ging und ſtand, hatte ich nichts als die Karte im Kopfe. Sonſt überlegte ich immer, wie man am beſten Erlen, Spaniſchen und Lucernerklee und dergleichen anbauen könnte; jetzt ſann ich auf nichts, als wie ich am beſten mit meinen Karten des andern ſeine abſtechen könnte.

Des Sonntags gab ich nicht mehr auf die Predigt Achtung, ſondern hatte meine Gedanken in der Karte, und, ſobald die Nachmittagskirche aus war, lief ich nach der Schenke an den Spieltiſch, und hielt da oft bis nach Mitternacht an. Da ging nun alles mit mir den Krebsgang, mein Bischen Lohn verſpielte ich, gewann ich auch zu manchen Zeiten etwas, ſo vertrank ich es wieder, mitunter kriegte ich auch Zank. Stand ich den andern Morgen auf, ſo war mir der Kopf wüſte, und die Arbeit wollte nicht ſchmecken, kurz ich war auf dem Wege ein liederlicher Kerl zu werden, und wäre es gewiß geworden, wenn nicht der gnädige Herr ſich wieder meiner angenommen hätte. Der liebe Gott gebe ihm dafür eine fröhliche Stunde in der Ewigkeit!

Einmal ſaß ich auch hinter der Karte, hatte ein Solo in Schellen, und war ſo glücklich, daß ich alle Stiche machte! „Matſch!“ ſagte ich, und ſtrich begierig alles Geld ein, das mir die übrigen Spieler zahlen mußten.

Auf einmal hörte ich hinter mir eine Stimme, die ſprach: „guten Abend, Kluge!“ ich drehte mich um — alle Hader, wie erſchrak ich — der gnädige Herr ſtand hinter mir.

„Nun!“ ſagte er, „du wendeſt ja deine Zeit recht gut an! da verdienſt du ja mit einem einzigen Matſch mehr Geld, als ein anderer den ganzen Tag mit Hacken und Graben. Und wenn du einmal ein alter Mann wirſt, ſo haſt du die Freude, daß du deinen Kindern erzählen kannſt, wie viele Solo du gewonnen, und wie vielmal du Matſch gemacht haſt. Tauſend, wird das nicht eine Freude ſein! das klingt wohl beſſer, als wenn ein anderer einfältiger Mann ſeinen Kindern die Bäume zeigt, die er gepflanzt hat, und ſagt: ſeht, Kinder! hier war ſonſt ein wüſter Platz, und nun ſtehen hier die ſchönen Bäume, die ich gepflanzt habe! Gute Nacht, Kluge!“

So ging er zur Thür hinaus. Ich ſaß da, als wenn mich der Donner gerührt hätte.

„Kluge,“ ſagten die andern, „du gibſt Karte!“ Ich hörte und ſah nicht mehr.

„Kluge,“ ſagte mein Nachbar, und ſtieß mich in die Seite, „zum Henker, mach doch hin und gib Karte! es hat ja ſchon zehn geſchlagen.“

Was hatte ich zu thun? ich warf die Karte auf den Tiſch und ſagte: „hole der Guckuck euer Kartenſpiel!“ und nun gings zur Thür hinaus, immer dem gnädigen Herrn nach.

„Gnädiger Herr!“ rief ich, „gnädiger Herr! gnädiger Herr!“ antwortete mir aber der Ofen, ſo antwortete er mir. Das half aber nichts; ich rief immer ſtärker, und da es nichts helfen wollte, fing ich an, wie ein kleines Kind zu heulen. Da drehte ſich endlich der Herr von Heilberg um und ſagte: „Kluge, ich ſage dir, du gehſt den Augenblick fort!“

„Ich gehe nicht, gnädiger Herr,“ ſagte ich.

„Und wenn du nicht ſogleich gehſt,“ ſagte er, „ſo — ſo ſchlage ich drein.“

„In Gottes Namen!“ war meine Antwort, „ſchlagen Sie mich, daß ich vor Ihnen niederfalle, nur vergeben Sie es mir, daß ich einen ſo dummen Streich gemacht habe“

Da blieb er endlich ſtehen, ſahe mich an und ſagte: „glaubſt du es denn wirklich, daß du einen dummen Streich gemacht haſt?“ Da ich nun dabei blieb, ſo mußte ich mit ihm auf das Schloß gehen.

Da hatte ich eine warme Stunde. Er ſetzte ſich in ſeinen Großvaterſtuhl, ſah mich ernſthaft an, hernach fragte er: „Nun Kluge, ſag’ mir doch, was haſt du denn in der Zeit, da du die Karte ſpielteſt, zu Stande gebracht? Nenne mir doch die Menſchen, die du durch dein Spielen glücklich machteſt!“

Ich ſchwieg, und die Thränen rollten mir über die Backen.

„Wenn du in der Zeit, die du mit Spielen zubrachteſt, ein gutes Buch geleſen hätteſt — was hätteſt du lernen können!“

Ich heulte immer ſtärker, endlich ſagte ich: „ich will es nicht wieder thun. Aber darf man denn gar nicht in der Karte ſpielen?“

„Ei,“ ſagte der gnädige Herr von Heilberg, „ich bin der Mann gar nicht, der geradezu alles Kartenſpiel zur Sünde macht. Wenn bisweilen eine Geſellſchaft zuſammen iſt, die nicht weiß, was ſie ſprechen und vornehmen ſoll, ſo habe ich nichts dagegen, wenn ſie ſich ein paar Stunden die Zeit mit der Karte vertreibt, ob ich gleich glaube, daß man noch immer etwas nützlicheres thun könnte. So ein

Menſch, wie du biſt, darf aber keine Karte wieder anrühren, weil du dich ſchon ſo daran gewöhnt haſt, daß du es beinahe nicht mehr laſſen kannſt. Wenn du nicht von der Stunde an die Karte ganz und gar liegen läßt, ſo wirſt du ja ein Erzſpieler, und bringſt dich um alles Gute, das du durch gute Anwendung deiner Zeit hätteſt ſtiften können."

„Was ſoll ich denn aber," fragte ich, „Sonntags Nachmittags und Abends vornehmen? was ſoll ich denn thun, wenn ich bisweilen auf einen Ehrentag gebeten werde?"

„Siehſt du," ſagte der gnädige Herr, „daß dir die Karte ſchon das Gehirn verſchoben hat? wie haſt du denn ſonſt die Sonntage hingebracht, ehe du die Karte kennen lernteſt? Haſt du nicht geſchrieben und gerechnet? haſt du nicht in einem guten Buche geleſen? kannſt du das nicht noch jetzt? Und wenn du bisweilen auf einem Ehrentage biſt, ſo will ich dir einen guten Rath geben, wie du deine Zeit recht gut anwenden kannſt. Such dir doch Jemanden aus, der nicht ſpielt, ſprich mit ihm! da wirſt du immer etwas lernen, oder andere etwas lehren können."

Ich ging fort, und verſprach alles zu befolgen.

Nun kam der liebe Sonntag wieder, da wußte ich auf keiner Stelle zu bleiben. Da die Nachmittagskirche aus war, ſo war es, als wenn mich Jemand bei den Haaren nach der Schenke zu zöge. Ich faßte mir aber doch ein Herz, nahm meinen Hut und lief nach dem Felde zu. Zum Unglücke mußte ich vor der Schenke vorbei. So wie mich die jungen Burſche erblickten, fielen ſie alle an's Fenſter und riefen: „Kluge! wo hinaus? willſt du nicht herein kommen?" ſagte der eine, „es fehlt uns noch der vierte Mann. Kennſt du den nicht mehr," der andere, und zeigte mir den Eichelober.

Sobald ich den Eichelober erblickte, ſo ging es mir durch Mark und Bein, und ich war nicht im Stande, von der Stelle zu gehen. Ich blinzelte nach dem Blatte hin, und dachte bei mir ſelbſt, ein halb Stündchen möchteſt du doch wohl hinein gehen! Schon hatte ich den einen Fuß aufgehoben, und wollte die Schenktreppe hinauf ſteigen, da hörte ich etwas raſſeln. Ich ſah mich um — da kam der gnädige Herr gefahren. Wer da am geſchwindeſten lief, das war Kluge. „Gott behüte euch!“ rief ich den jungen Burſchen zu, und ſprang fort, wie wenn mir der Kopf brennte.

So wie ich in's freie Feld kam, ging es gleich beſſer. Ich ſtand auf einem Hügel, von dem ich ein großes Stück überſehen konnte, Wieſen, Aecker und einen Bach, der unter Weiden- und Erlenbäumen hinrauſchte. Das war gar ein herrlicher Anblick, ich labte mich recht daran, und dachte, hier iſt's doch hübſcher, als hinter der Karte.

Da ich ſo am beſten ſaß, und meine Gedanken drüber hatte, wie der liebe Gott doch Alles ſo gut uud artig in der Welt gemacht habe, ſah ich einen Mann mit ſtarken Schritten über die Straße herkommen. Nun war es ſonſt meine Art eben gar nicht, daß ich mich mit den Leuten viel in's Geſpräch einließ. Wenn ſie mir begegneten, ſo bot ich ihnen einen guten Morgen oder einen guten Tag, und damit war's gut. Jetzt dachte ich aber, du willſt es doch probiren, und den Mann anreden. Vielleicht kannſt du etwas von ihm lernen. Ich machte mich alſo vom Hügel herunter, ſtellte mich in die Straße, ſo, daß er an mir vorbei mußte, hernach, da er zu mir kam, ſagte ich: „guten Tag, Landsmann! wo geht ſein Weg hin?“

„Immer nach Braunſchweig zu,“ ſagte er, ging fort, und ließ ſich in ſeinem Schritte nicht irre machen.

„Darf ich ihm nicht ein Fleck Geſellſchaft leiſten?“ fragte ich.

„Warum das nicht,“ war ſeine Antwort, „wenn Ihr gut marſchiren könnt.“

Er verſicherte, daß er manchen Tag ſechs bis acht Meilen mache.

„Das könnte ich unmöglich,“ ſagte ich. „Wenn ich zwei Meilen gemacht habe, ſo bin ich ſchon ſo kraftlos, daß ich über meine Beine wegfallen möchte.“

„Ja,“ ſagte er, „iſt's nicht wahr, Ihr bindet Eure Strümpfe über den Knien? nicht wahr, ich habe es errathen? Nun, da dürft Ihr Euch auch nicht wundern, wenn Euch das Marſchiren ſchrecklich ſauer ankommt. Wie iſt's denn möglich, daß man gut gehen kann, wenn man die Flechſen, die zum Gehen nöthig ſind, zuſammenſchnürt. Sonſt hatte ich auch Strumpfbänder, und wurde dabei, wenn ich drei bis vier Meilen gemacht hatte, ſo marode, daß ich auf allen Vieren hätte kriechen mögen. Am Ende merkte ich, woher die Entkräftung kam, ſchmiß die Strumpfbänder weg, und nun konnte ich laufen wie ein Hirſch.“

Da er das geſagt hatte, lief er fort, und ließ mich ſtehen.

Ich dachte der Sache nach, warf die Strumpfbänder auch weg, und konnte auf einmal beſſer marſchiren.

Das ſcheint nun eine geringe Sache zu ſein, indeſſen war es mir doch lieb, daß ich ſie gelernet hatte. Nach der Zeit habe ich mich, ſo oft es die Gelegenheit mit ſich brachte, mit andern Leuten in ein Geſpräch eingelaſſen, und ich befand mich immer wohl dabei. Bald lernte und

erfuhr ich etwas Neues, bald hatte ich Gelegenheit einem andern einen guten Rath zu geben. Und wenn auch beides nicht war, ſo war doch die Zeit, die ich mit andern verplauderte, immer beſſer angewendet, als wenn ich ſie mit Kartenſpiel zugebracht hätte.

Seh' Er, das iſt das ganze Geheimniß, wodurch ich ein wohlhabender angeſehener Mann geworden bin. Ich habe meine Zeit immer gut angewendet. So lange ich bei meinem Herrn diente, machte ich ſeinen Acker ſo gut zurechte, daß er ihm alle Jahre mehr einbrachte, und verſchaffte ihm auch ſonſt Vortheil, ſo viel ich konnte. Wenn z. E. ich Aepfel und Birnen zum Trocknen ſchälen mußte, ſo ſammelte ich die Kernen, ſäete ſie aus, oculirte die Bäumchen, und legte ſo nach und nach eine Baumſchule an, aus welcher mein Herr manchen hübſchen Thaler Geld löſete. Und da ich in den langen Winterabenden immer nicht wußte, was ich nützliches für meinen Herrn thun ſollte, ſo ließ ich ihm nicht eher Ruhe, bis er mich bei einem Bauer das Leineweben lernen ließ. Nach ein Paar Jahren konnte ich ſchon alle das leinene Tuch verfertigen, das er für ſich und ſein Haus brauchte.

Auf dieſe Art bekam mich mein Herr immer lieber, legte mir alle Jahre ein paar Gulden Lohn zu, ich wurde immer klüger, und alle Leute hatten mich gerne.

Nun kam es mir in den Kopf, mein eigner Herr zu werden, und mir eine Frau zu nehmen. Da ich im ganzen Dorfe als ein fleißiger ordentlicher Menſch bekannt war, ſo hatte ich unter den Mädchen das Ausleſen. Mein Herr ſchlug mir dreie vor. Die eine hatte zwanzig Acker im Feld, ſie wurde aber nicht viel geſund, und hatte immer geſchwollene Füße. Die andere hatte zehn Acker im

Feld, hatte aber ein ſchrecklich loſes Maul, und zankte und kiff ſich immer mit allen Leuten herum. Die dritte war ein feines, ſtilles, geſundes, fleißiges Mädchen, aber ſie hatte keine Furche Land.

Was thuſt du? dachte ich bei mir ſelber. Nimmſt du die Kranke, ſo kann ſie dir bei der Arbeit nicht beiſtehen, und anſtatt, daß du im Garten oder auf dem Felde arbeiten ſollteſt, ſo mußt du vor dem Bette ſitzen und der Frau warten. Nimmſt du die mit dem loſen Maule, ſo haſt du keine Ruhe im Hauſe, mußt wieder die Schenke beſuchen, und da könnteſt du dir leicht das Kartenſpiel wieder angewöhnen. Nimmſt du die geſunde, ordentliche und fleißige, ſo iſt's wahr, ſie bringt dir kein Land zu, aber du haſt doch gelernt, die Zeit gut anzuwenden, Rebekchen ſcheint es auch zu verſtehen, und was ſie noch nicht weiß, wird ſie ſchon noch lernen. Und wenn wir Beide unſre Zeit gut anwenden, ſo können wir uns ja leicht Aecker verſchaffen, du willſt alſo Rebekchen nehmen.

Ich ſagte es meinem Herrn, und er war damit zufrieden.

Nun hatte ich ſchon lange gemerkt, daß Rebekchen ein Auge auf mich geworfen hatte, ich hatte alſo nicht zu beſorgen, daß ſie mir den Korb geben würde. Ich paßte ihr auf, da ſie einmal ausgegangen war, Gras zu holen, ging zu ihr, drückte ihr die Hand und ſagte: „Rebekchen, willſt du mich wohl zum Manne haben?“ Sie wurde blutroth, ſchlug die Augen nieder, beſann ſich ein Bischen, hernach ſagte ſie: „ich dich zum Manne haben? ich weiß ja noch nicht, ob du mich zur Frau haben willſt?“ Da ich ihr nun ſagte, daß dieß eben mein Wunſch ſei, gab ſie mir ſogleich ihr Wort, mit der Bedingung, wenn es der Vater zu-

frieden wäre. Ich lief alſo ſogleich von ihr zum Vater. „Nachbar Jeremies,“ ſagte ich, „wolltet Ihr mir wohl Eure Tochter zur Frau geben?“

„Meine Tochter?“ ſagte er, „was willſt du dann mit ihr machen? du haſt nichts, und ſie hat nichts, wenn ihr nun ſo zuſammen kommt, ſo wird es nicht lange währen, ſo müßt ihr am Kummertuche nagen.“

„Sprecht doch nicht ſo, Nachbar Jeremies,“ war meine Antwort, „der liebe Gott hat mir ja einen guten Kopf gegeben, geſund bin ich, bin kein Spieler und Säufer, laſſe mich keine Arbeit verdrüßen, Eure Tochter greift die Arbeit auch friſch an. Wo ſollte denn da der Kummer herkommen, wenn wir beide fleißig arbeiten?“

„Je nun,“ gab er mir zur Antwort, wenn du des Glaubens biſt, ſo nimm meine Tochter in Gottes Namen. Meine ſelige Frau und ich haben auch nichts zuſammengebracht, als Fleiß und ein gutes Gewiſſen, und haben doch niemals Noth gelitten.“

Nun war in meinen Gedanken alles richtig. Rebekchen und ich waren des Handels eins, der Vater war es zufrieden, mein Herr hatte auch nichts dagegen einzuwenden, dem gnädigen Herrn hatte ich zwar noch nichts davon geſagt, aber ich dachte, der würde am wenigſten dagegen zu ſagen haben, weil er mich ſelbſt gelehrt hatte, daß die gute Anwendnng der Zeit das beſte Capital wäre.

Aber es ging doch nicht gleich ſo, wie ich gedacht hatte. Gleich den andern Tag, nachdem ich mit Rebekchen geſprochen hatte, wurde ich auf das Schloß zum gnädigen Herrn gerufen. Er ſah gewaltig ernſthaft aus, da ich in ſein Zimmer trat.

„Kluge,“ ſagte er, „was machſt du für alberne Streiche. Haſt du dich nicht mit einem Mädchen verſprochen?“

„Das wohl! iſt denn das aber ein alberner Streich? Ich bin nun vierundzwanzig Jahr alt, bin geſund und gerade, und ich habe immer gedacht, ein Burſch, der geſund und gerade wäre, wenn er erſt ſeine vierundzwanzig Jahre hätte, müſſe auch darauf denken, daß er eine Frau bekäme. Es hat ja jeder Menſch Fleiſch und Blut.“

„Ganz gut! Aber warum nimmſt du gerade ſo ein nacktes Mädchen, das keine zwanzig Gulden im Vermögen hat? Gibt's nicht reiche Mädchen genug, von denen du dir eins hätteſt wählen können“

„Die gibt's wohl. Ich war aber keiner ſo gut, als Rebekchen. Und ich habe einmal in einem Buche geleſen, daß ein Eheſtand ohne Liebe ein rechter Weheſtand wäre; daß ein paar Perſonen, die Lebenslang mit einander Freude und Leid theilen wollten, nothwendig einander lieb haben müßten.“

„Was hat denn das Rebekchen an ſich, daß du ſie ſo gewaltig lieb haſt?“

„Sie ſieht ſo hübſch aus, iſt immer freundlich, hält ſich reinlich, arbeitet fleißig.“

„Ja, wenn ihr nur von der Liebe leben könntet. Und wenn ihr einander noch ſo lieb hättet, davon bekommt ihr kein Nößel Linſen zum Kochen. Und bei leeren Schüſſeln verliert ſich die Liebe auch nach und nach.“

„Ich ſage ja auch nicht, daß wir von der Liebe leben wollen, wir wollen uns nur damit das Leben verſüßen.“

„Ehe man an die Verſüßung des Lebens denkt, muß man erſt an das Leben ſelbſt denken. Wovon wollt ihr denn mit einander leben?“

„Von guter Anwendung der Zeit. Sie haben mich ja ſelbſt gelehrt, die gute Anwendung der Zeit ſei das beſte Kapital.“

„Gelehrt habe ich dich das wohl. Haſt du denn aber dieß auch recht verſtanden? Sag' einmal, wie willſt du es denn anfangen, daß du von guter Anwendung der Zeit eine Frau ernährſt?“

„Ich habe meine vorige Zeit ſo gut angewendet, daß ich gar vieles gelernt habe, was andre Bauern nicht wiſſen. Das iſt eins. Damit denke ich mir ſchon manchen Vortheil zu verſchaffen. Hernach will ich meine Zeit ferner gut anwenden, Rebekchen auch dazu gewöhnen, und da müßte es ja nicht gut ſein, wenn nicht jeder Tag, den zwei Leute recht gut anwenden, ſo viel abwürfe, als ſie nöthig haben.“

„Du ſtellſt dir die Sache verzweifelt leicht vor. Haſt du denn auch daran gedacht, daß du Kinder bekommen werdeſt?“

„Das wollte ich meinen. Die will ich alle dazu gewöhnen, daß ſie von der Zeit einen guten Gebrauch machen lernen. Da wird's hernach eine rechte Luſt ſein, wenn unſrer ſechs bis acht die Zeit gut anwenden. Die müſſen doch mehr zu Stande bringen können, als eine einzelne Perſon.“

Da lachte der gnädige Herr gerade heraus und ſagte: „nun ſehe ich doch, daß du deiner Sache gewiß biſt. Ich wollte dich nur ein Bischen auf die Probe ſtellen. Nimm dein Rebekchen in Gottes Namen, und bleib bei dieſen Gedanken, ſo wirſt du niemals Noth leiden.“

Nun fügte ſich's gerade, daß dazumal ein artiges Häuschen mit einem Gärtchen zu verkaufen war. Es waren

180 Gulden darauf geboten. Das hätte ich vor mein Leben gern gehabt. Aber wo Geld her? Ich hatte mir wohl fünfzig Gulden geſammelt, das war aber ſo viel, als ein Tropfen Waſſer auf einem heißen Stein. Ich ging alſo ein Paar Tage ſo betrübt herum, als wenn wir die Hühner das Brod genommen hätten. Manchmal fiel es mir ein, daß ich zu dem gnädigen Herrn gehen, und ihn bitten wollte, mir einen Vorſchuß zu thun, hernach ſchämte ich mich aber wieder, und es kam mir vor, als wenn es mir ſo ausgelegt werden könnte, als wenn ich das Geld geſchenkt haben wollte.

Mein Herr fragte mich endlich, was mir fehle? Da ſagte ich ihm alles, wie es an ſich ſelbſt war.

Er lächelte, und ſagte: „Auf dieſe Art ſcheint es doch, als wenn die gute Anwendung der Zeit nicht zu allem gut wäre.“

Es verdroß mich, ich kann es nicht läugnen. Nach Tiſche mußte ich aber mit ihm in ſein Oberſtübchen gehen. „Kluge,“ ſagte er, „du haſt mir als ein ehrlicher braver Burſche eilf Jahre lang gedient. Du haſt die Arbeiten, die ich dir auftrug, alle ordentlich ausgerichtet, dafür haſt du Koſt und Lohn bekommen. Du haſt mir aber, durch die gute Anwendung deiner Zeit, noch viele andere Vortheile verſchafft, die ich dir nicht bezahlt habe. Sieh her! das alles habe ich dir zu danken. (Er ſchüttete einen Beutel voll Dukaten auf den Tiſch). Das habe ich alles aus der Baumſchule gelöſet, die du gepflanzet haſt, und aus dem Vieh, das ich, wegen deines Fleißes, mehr halten konnte. Ich habe es dir zu verdanken, ich habe es auch für dich geſammelt. Nimm es in Gottes Namen, kauf dir ein Häuschen davon, und richte deine Haushaltung ein. Um Lebens und

Sterbens willen gib mir eine Handſchrift darüber, in den erſten zwei Jahren verlange ich keinen Zins, im dritten gibſt du mir drei, im vierten vier und im fünften fünf von hundert. Dabei ſoll es bleiben. Willſt du mir das Geld zu 20 oder 30 Gulden wieder bezahlen, ſo will ich es allemal annehmen.“

Ich ſtand wie verſteinert da! Endlich ſtürzten mir die Thränen aus den Augen, und ich ſagte: „Das iſt zu viel! das iſt zu viel, lieber Herr! das thut kein Herr an ſeinem Knechte.“

„Freilich,“ ſagte er, „thut das kein Herr an ſeinem Knechte, aber das thut auch kein Knecht an ſeinem Herrn, was du gethan haſt. Eine Liebe iſt der andern werth.“

Er zählte mir das Geld auf, es waren gerade dreihundert Gulden, und ich mußte ihm darüber eine Handſchrift ausſtellen.

Nun dachte ich, die ganze Welt wäre meine. Gleich den andern Morgen lief ich fort, um auf das Haus zu bieten. Ich war ſchon ein ziemlich Fleck fort, ſo rief mir mein Herr nach: „Kluge! wenn man durch die Welt kommen will, ſo iſt es nicht genug, daß man die Zeit gut anwendet, man muß auch das Geld gut anzuwenden wiſſen. Merk es! und halte gut Haus mit deinem Gelde!“

Ich nahm es zu Herzen. Erſt wollte ich gleich zwanzig Gulden, dann wieder zwanzig Gulden, und immer ſo fort auf das Haus bieten, bis ich es hätte, und ſollte es auf dreihundert Gulden kommen. Aber nun beſann ich mich auf einmal anders. Wenn du, dachte ich, merken läßt, daß du ſo viel Geld haſt, ſo wirſt du immer weiter getrieben, und kannſt dich leicht um fünfzig Gulden bringen. Ich bot alſo nur fünf Gulden mehr, und da ein anderer mich um

fünf Gulden überſetzte, ging ich fort und ſagte, ich wollte es weiter überlegen. Unter der Zeit machte ich Anſtalt einzukaufen, was zu meiner Haushaltung nöthig war. Eine Kuh wollte mir mein Schwiegervater mitgeben, aber für das Hausgeräthe mußte ich allein ſorgen. Ich ging mit Rebekchen in das nächſte Städtchen auf den Wochenmarkt, und kaufte ein Stückchen nach dem andern ein. Nur das Brautbette fehlte noch, und das ſollte ſo ſchrecklich viel koſten, auch fürchtete ich mich vor dem Schmauſe bei der Hochzeit.

Da mußte es ſich nun ganz ſonderbar fügen. Einmal lag ich des Nachts und ſchlief recht ſanfte, da pochte etwas an das Fenſter und rief: Heda! Ich guckte halb ſchlaftrunken zum Fenſter hinaus, da war es ein Reiter, der irre geritten war, und einen Boten bis auf das nächſte Dorf verlangte. Ich fragte meinen Herrn, ob ich mitgehen dürfte, und da er es mir erlaubte, zog ich mich an und ging mit. In der Stunde, dachte ich, da du mit gehſt, kannſt du doch mehr Gutes ſtiften, als wenn du in den Federn liegſt und ſchnarchſt.

Da ich mich ſchon gewöhnt hatte, mit allerlei Leuten zu ſprechen, ſo fing ich auch mit dem Reiter ein Geſpräch an, und erfuhr von ihm, daß er ein Sächſiſcher Major wäre.

Wir waren nicht weit vom Dorfe, ſo wurde darin geläutet.

„Was iſt das?“ fragte der Major, „warum läutet man?“

„Gnädiger Herr!“ ſagte ich, „es iſt bei uns der Gebrauch ſo, daß allemal geläutet wird, wenn eins im Dorfe geſtorben iſt. Nun iſt vorigen Abend ein feiner junger Mann geſtorben, am Fleckfieber, deßwegen läutet man.“

„Ein junger Mann am Fleckfieber?“ ſagte der Major! „hm! hm! ich dächte ihr Leute müßtet ſo alt werden, wie die Raben. An Motion fehlt’s euch nicht, friſche Luft habt ihr genug, von fremden Weinen und Gewürzen wißt ihr auch nichts — zum Guguck, was macht ihr denn? Ich wollte es aber wohl rathen. Bei euren Kirmſen, Hochzeiten und Kindtaufſchmäuſen eßt ihr zu viel und verderbt euch die Mägen, hernach kauft ihr allen Quackſalbern und Balſamträgern ihren Quark ab, und, und — und — ſchlaft in dicken Federbetten. Dadurch erhitzt ihr euer Blut, und wenn ihr hernach in die rauhe Luft kommt, ſo ſchlägt der Schweiß zurück und ihr liegt auf der Naſe.“

„Erlauben Sie mir aber, gnädiger Herr, worauf ſollen wir denn ſonſt ſchlafen?“ fragte ich.

„Auf Heuſäcken,“ antwortete er. „Du murmelſt? du glaubſt, das wäre zu ſchimpflich? Bedenke doch aber nur, ich bin ein Edelmann, ein Major, und ſchlafe Jahr aus Jahr ein auf einem Heuſacke, und bin dabei weit geſünder als alle, die in Federbetten ſchlafen.“

Während dieſen Geſprächen kamen wir in dem Dorfe an, nach dem ich den Major hatte führen ſollen. Er zog ſeinen Beutel heraus, um mir etwas für meinen Weg zu geben.

„Gnädiger Herr, ſagte ich, bemühen Sie ſich nicht, Sie haben ſchon alles zehnfach bezahlt.“

„Wie ſo?“ fragte er.

„Ich bin,“ antwortete ich, „ein Bräutigam, und ſorgte, wo ich das Brautbette wollte herbekommen. Nun, da Sie mir den Heuſack ſo gelobt haben, will ich mir auch einen Heuſack, ſtatt des Federbetts zulegen. Dadurch erſpare ich etliche Thaler. Wenn ich nun noch dazu rechne, daß ich auf

dem Heuſacke weit geſünder bliebe, und viele Arznei erſpare —

„Das iſt mir lieb,“ ſagte der Major, „daß du gute Lehren annimmſt. Ein Trinkgeld mußt du demunerachtet auch annehmen. Hier!“ indem er die Hand ausſtreckte.

„Daraus wird nichts,“ ſprach ich, ſprang fort, und wünſchte ihm eine glückliche Reiſe!

Auf dem Rückwege nahm ich mir feſt vor, daß ich mir einen Heuſack zulegen wollte, ſchlenderte fort, und ſtellte mir vor, wie es ſo hübſch ſein würde, wenn ich Rebekchen bei mir hätte. Auf einmal hatte ich einen Schrecken, daß ich dachte, ich müßte ſogleich in Ohnmacht ſinken. Kann Er denken, da kam mir ein Ding entgegen, das ſah doch gerade ſo aus, wie der Mann, der den vorigen Tag geſtorben war. Alle Haare ſtanden mir zu Berge. —

Ich ſtand ein Paar Augenblicke und betrachtete das Ding recht genau, weil es eben Mondſchein war. Es kam immer näher, und ich war ſchon im Begriffe fortzulaufen. Da fiel mir zum Glücke ein, daß ich denſelben Abend, da ich das erſtemal aus der Schenke blieb, in einem Buche geleſen hatte, man dürfe ſich vor keinem Geſpenſte fürchten, ſondern müſſe nur gerade darauf losgehen, ſo würde man immer finden, daß man entweder nicht recht geſehen hätte, oder daß es Betrügerei wäre.

Ich ſchöpfte mir alſo ein Herz, ging darauf los, und rief: „wer da?“ „Chriſtel Waizenbier,“ ſagte es, (ſo hieß der Mann, der den vorigen Tag geſtorben war) brummte, ſtreckte die Arme aus, und wollte mich bei dem Kopfe kriegen.

Ich war nicht faul, ſprang ein Paar Schritte zurück, und ſchlug es derb auf den rechten Arm, daß es überlaut zu ſchreien anfing; „Ach Herr Jeſus! Herr Jeſus!“

Oho! dachte ich, ſieht's ſo aus? Pauz hatte es noch einen Schlag auf den linken Arm, Puf! und noch einen auf den rechten Arm, und nun kriegte ich das Ding bei der Gurgel und ſagte: „Kerl! ſag wer du biſt, oder ich mache dich kalt."

„Ach ja!" antwortete er, „laß mich nur gehen, ich will dir alles ſagen."

Da erfuhr ich nnn, daß es ein junger Burſch war, der im Dorfe eben die Wache gehabt, und mich mit dem Major hatte fortgehen ſehen. Der hatte ſich gleich ſo angezogen, wie der Verſtorbene zu gehen pflegte, hatte ſein Geſicht mit Kreide weiß gemacht, und hatte mich ſo wollen zum Narren haben.

Nun bat er, was er bitten konnte, daß ich es nur nicht im Amte anzeigen ſollte. Ich that's auch nicht, ſonſt hätte ihm der Spaß theuer zu ſtehen kommen ſollen. Bei der Gelegenheit erfuhr ich aber doch wieder, was mir der Abend, den ich dazumal zum Leſen anwendete, jetzt für Nutzen brachte.

Nach ein paar Wochen wurde mir das Häuschen für zweihundert und zehn Gulden zugeſchlagen, und ich war vor Freude außer mir.

Sobald ich das Geld gezahlt hatte, zog ich ein, und that nun nichts, als daß ich es recht ordentlich zurechte machte. Weil ich bei meinem Herrn alle Arbeit mit angegriffen hatte, ſo hatte ich nun den Vortheil, daß ich das mehreſte ſelbſt machen konnte, und kein Geld dafür ausgeben durfte. Ich deckte es, ich kleibte, ich beſſerte die Thüren aus, zog eine neue Schwelle unter. Nun ließ ich den Tüncher kommen, der es weißen mußte, da wurde es ſo

ſauber, wie ein Lädchen. Ueber die Thüre ſchrieb ich den Vers:

Willſt du haben guten Muth,
Und erwerben Haus und Gut:
Lern die Stunden gut anwenden,
Hüte dich, ſie zu verſchwenden!

Sobald ich alles in Ordnung hatte, wollte ich mit Rebekchen Hochzeit machen. Der gnädige Herr ließ mich aber zu ſich rufen und ſagte: „Höre, Kluge! wir wiſſen nun beide, wie gut es ſei, wenn man ſeine Zeit gut anwendet. Durch gute Anwendung deiner Zeit biſt du aus einem Bettler ein braver Mann geworden, und durch gute Anwendung meines Geburtstages, an dem du mich um ein Almoſen anſprachſt, habe ich mir nun die Freude verſchafft, daß in einem Dorfe ein ehrlicher braver Nachbar mehr iſt. Willſt du mir nicht die Freude machen, daß du deine Hochzeit noch ſechs Wochen verſchiebſt, daß ich meinen Geburtstag, der dann einfällt, wieder ſo gut anwenden, und deine Hochzeit ausrichten kann?“

Das ließ ich mir nicht zweimal ſagen. Ich dankte dem gnädigen Herrn für ſeine Güte, und ſagte, ich wollte mit der Hochzeit warten, ſo lange es ihm gefiele.

Da die ſechs Wochen um waren, ging die Hochzeit vor ſich. Ich vergeſſe es in meinem Leben nicht, wie da der gnädige Herr alles ſo artig einrichtete. Punkt elf Uhr mußten alle Hochzeitgäſte auf dem Schloſſe ſein. Da waren gewaltig viel vornehme Leute zuſammen, ſie machten aber alle ſo wenig Staat, und waren ſo freundlich und zuthätig, daß wir Bauersleute mit ihnen ſprechen konnten, wie wenn ſie unſers Gleichen wären.

Da wir zur Trauung gingen, begleiteten ſie uns alle, ſchloſſen einen Kreis um den Altar, und ſangen ein paar gar ſchöne Lieder mit. Sobald mir Rebekchen angetraut war, gingen ſie wieder mit uns aus der Kirche. Aber, anſtatt nach dem Schloſſe zu gehen, gingen ſie auf's Feld. Hm! dachte ich, was ſoll denn das werden?

Es währte nicht lange, ſo merkte ich das Späßchen. Mein Herr hatte ſonſt einen wüſten Platz, worauf gar nichts wuchs. Den bepflanzte ich nach und nach, wenn ich Feierabend hatte, mit Zwetſchenbäumen. Die blühten nun, daß einem das Herz im Leibe lachte. Auf dieſen Platz führten ſie uns nun, und wir fanden da eine lange Tafel, die mit vielen Schüſſeln beſetzt war.

„Hier,“ ſagte der gnädige Herr von Heilberg, „wollen wir ſpeiſen.“ Die Gäſte ſtellten ſich in Ordnung, der Herr Pfarrer hielt ein ſchönes Gebet, hernach ſetzten wir uns, die vornehmen Leute auf die eine, und die Bauersleute auf die andere Seite.

Es waren da bei weitem nicht ſo viele Gerichte, wie auf unſern Hochzeiten gewöhnlich ſind, aber wir aßen uns doch alle ſatt. Da das Gebackne ſollte herumgegeben werden, kamen alle Schulkinder aus dem Dorfe, und ſtellten ſich vor den Tiſch.

Nu, dachte ich, was wird denn das werden! Ich erfuhr es bald.

„Lieben Kinder,“ ſagte der gnädige Herr, „ich feire heute meinen Geburtstag, freue mich über alles Gute, das mir der liebe Gott erzeigt hat, und möchte gern, daß recht viele Leute ſich mit mir freueten. Deßwegen habe ich euch hierher rufen laſſen. Jedes ſoll ein Stück Kuchen und ein Glas Wein bekommen. Ehe euch aber dies gereicht wird,

will ich euch erſt etwas für eure Seele reichen laſſen. Herr Schulmeiſter, leſe Er! Kinder, gebt Achtung!“

Da trat nun der Herr Schulmeiſter auf und las: „Exempel von einem Menſchen, der durch gute Anwendung ſeiner Zeit ſein Glück machte.“ Nun kam, ohne daß ich genannt wurde, meine ganze Geſchichte. Der gnädige Herr hatte den Spaß gemacht, und durch den Herrn Schulmeiſter von Monat zu Monate aufzeichnen laſſen, was ich Gutes gethan, und was ich Gutes gelernt hatte. Lange konnte ich es nicht aushalten, ich mußte das Schnupftuch herausholen, und die Augen trocknen.

Da die Geſchichte geendigt war, wurde ein Liedchen herum gegeben, und geſungen, welches den Fleiß lobte.

Darin kam auch ein Vers vor, der ſo lautete:

Allenthalben trifft er dann
Früchte ſeiner Arbeit an,
Keinen Augenblick der Zeit,
Den er als umſonſt bereut.

Da dieſer Vers geſungen wurde, zeigte der gnädige Herr nach den Bäumen, die ich gepflanzt hatte, und nickte mir freundlich zu, als wenn er ſagen wollte: ſiehe, Kluge, das ſind die Früchte deiner Arbeit!

Da das Liedchen aus war, bekam jedes Kind ſein Stück Kuchen und ſein Glas Wein. Sie genoſſen es, bedankten ſich und gingen fort. Einer aber blieb ſtehen und weinte; es war der Sohn des Nachtwächters.

„Was fehlt dir?“ fragte der gnädige Herr.

„Ich möchte,“ ſagte er, „gern eben ſo ein guter Mann, wie Kluge, werden.“

„Dazu,“ ſagte der gnädige Herr, „kann Rath werden.“

Er nickte mir zu und fragte, „willſt du wohl bei Klugen dienen?“

„Herzlich gern,“ war ſeine Antwort.

„Gut,“ ſagte der gnädige Herr, „es gilt ſchon, Kluge nimmt den Knaben zu ſich, und erzieht ihn ſo, wie er iſt erzogen worden.“

„Nun,“ ſagte er, „gottlob, dieſer Geburtstag iſt wieder gut gefeiert!“ brachte ein paar Geſundheiten aus, dann wurde bis elf Uhr getanzt. Hernach ging ich mit meinem Rebekchen zu Bette.

Da ich den andern Tag mit meinem Rebekchen aufgeſtanden war, führte ich ſie im Hauſe und Hofe herum, und zeigte ihr, wie ich alles ſo ordentlich eingerichtet hatte, erzählte ihr meinen ganzen Lebenslauf und ſagte, daß ich die guten Umſtände, in denen ich mich befände, blos der guten Anwendung meiner Zeit verdanken müßte. Darauf drückte ich ihr die Hand, ſahe ihr freundlich in die Augen und ſagte: „ſieh Rebekchen, wenn ein lediger Burſch ſo viel durch gute Anwendung der Zeit ausrichten kann, was werden nicht erſt ein paar gute Eheleute thun können, wenn ſie beide jede Stunde wohl zu nützen ſuchen.“

„Nun,“ war ihre Antwort, „ich will es gewiß an mir nicht fehlen laſſen; mein Vater hat mich zu allem Guten erzogen, und was ich noch nicht weiß, das will ich bei dir lernen.“

„Gut,“ ſagte ich, „ſo wollen wir heute ſchon in Gottes Namen den Anfang machen. Sieh, es iſt bei uns Mode, daß den Tag nach der Hochzeit allemal geſchwärmt wird — dabei kommt nichts heraus. — Die Leute, die an der Schwärmerei Theil nehmen, laſſen ihre Geſchäfte liegen, und wer nicht Theil nimmt, der kommt und ſieht zu und

thut auch nichts. Wollten wir nun heute auch ſchwärmen, ſo brächten wir uns und das ganze Dorf um einen Tag. Und was kommt bei dem Schwärmen heraus? Es werden allerhand Poſſen und Muthwillen getrieben, viele betrinken ſich, und am Ende werden ſie uneins, und es entſteht wohl gar Schlägerei. Ich habe es daher ſchon mit deinem Vater ausgemacht, daß wir heute ganz vor uns ſein, und in der Stille uns freuen wollen. Biſt du es zufrieden?“

Ganz recht war es ihr nicht; ſie rümpfte das Mäulchen und ſagte: „Ich mache mir nichts draus, was werden aber die Nachbarn im Dorfe ſagen? der ärmſte Mann hält ja zwei Tage Hochzeit.“

„Da iſt nun meine Meinung die,“ fuhr ich fort, „daß man ſich zwar hüten muß, einen albernen Streich zu machen, und ſich dadurch in der Leute Mäuler zu bringen, aber wenn man etwas thun will, das man vor Gott und ſeinem Gewiſſen verantworten kann, ſo muß man es thun, und die Leute reden laſſen, was ſie wollen. Wenn ſie das Reden ſatt haben, ſo hören ſie auch wieder auf; wenn man ſeine Geſchäfte klug anfängt und ſie gelingen, ſo müſſen diejenigen, die die größten Mäuler hatten, ſich ſchämen, und man kann im Stillen wieder über ſie lachen. Wer zuletzt lacht, liebes Rebekchen, der lacht am beſten.“

Da ließ ſie es ſich gefallen, und wir gingen, nachdem wir unſer Morgenbrod gegeſſen hatten, auf das Feld ſpatzieren. Es war ein gewaltig ſchöner Morgen, und es ſchien, als wenn der liebe Gott alles ſo veranſtaltet hätte, um uns einen recht vergnügten Tag zu machen. Die ganze Flur war grün, die Bäume blühten, die Lerchen ſangen, und da wir noch ein Fleckchen weiter gingen, und in einem Wäld-

chen ankamen, ſangen die Nachtigallen und Finken und andere Vögel ſo herrlich, daß wir uns mit einander unter einem Baume niederſetzten. „Wie gefällt dir's hier, ſagte ich, „gutes Rebekchen? iſt's da nicht beſſer, als unter einem Gewühle von Menſchen, wo man vor Lärmen, Toben und Muſiciren ſein eigen Wort nicht hört, und vom Staube und Tabaksdampfe erſticken möchte?"

„Du haſt recht, lieber Mann!" antwortete ſie, „da haſt du meine Hand! ich danke dir für den fröhlichen Morgen, den du mir heute gemacht haſt."

„Und," fuhr ich fort, „die Freude, die wir jetzt haben, iſt ſo wohlfeil, koſtet gar nichts, und man braucht nicht zu beſorgen, daß man mit andern Leuten Lärm bekommt."

Da wir ſo recht herzlich mit einander plauderten, und einander die Hände drückten, kam ein armer eisgrauer Mann geſchlichen, ging vor uns vorbei, und wünſchte uns einen guten Tag. Rebekchen ſteckte mir eben einen Strauß von Veilchen und Schlüſſelblumen auf den Hut, den ſie für mich gepflückt hatte, und darüber war ich ſo freudig, und auch ein Bischen ärgerlich, daß mir's nicht zuerſt eingefallen war, für mein Weibchen einen Strauß zu pflücken, daß ich den armen alten Mann gar nicht bemerkte. Erſt da ich den Hut mit dem Strauß aufgeſetzt, und Rebekchen ein paar Mäulchen dafür gegeben hatte, ſahe ich wieder nach ihm hin. Er ging ganz langſam und ſtand immer ſtille, wenn er etwa zwanzig Schritte gethan hatte.

Das dauerte mich nun gewaltig. „Rebekchen," ſagte ich, „ſieh den alten Mann, wie ſauer ihm jeder Schritt wird! wir lachen und ſchäkern, und der arme Mann ächzt bei jedem Schritt, den er thut. Ich will hin und ſehen, ob ich ihm nicht mit etwas helfen kann. Wer weiß, wo

es uns der liebe Gott wieder ſegnet.“ Den Augenblick lief ich ihm nach und ſagte: „Guten Tag, lieber Alter, wo wollt ihr hin? der Weg wird Euch gewiß recht ſauer?“

„Ja wohl! ja wohl!“ ſagte er, „wenn man erſt in den Jahren iſt, in denen ich bin, ſo fühlt man jedes Steinchen, auf das man tritt. Ich wollte in’s nächſte Dorf zu einem Mann, der mir noch einen Gulden ſchuldig iſt, und ſehen, ob ich ihn nicht bekommen könnte. Ich kann nichts mehr verdienen — leben muß ich doch ſo lange, bis mich der liebe Gott ausſpannt.“ Die Thränen liefen ihm über die Backen, da er das ſagte.

„Ich bin auch aus dem Dorfe,“ ſagte ich, „wollt Ihr dieſen Mittag nicht mein Gaſt ſein?“

„Ach gerne,“ antwortete er, „ich habe heute noch keinen Biſſen Brod über die Zunge gebracht.“

„Nun, da geht denn voraus,“ ſagte ich, „ich will Euch ſchon einholen.“

Es war mir gewaltig wohl um’s Herz, da ich das geſagt hatte, ich lief zu Rebekchen zurück und ſagte: „Der liebe Gott beſcheert uns heute eine neue Freude, er führt uns den ehrlichen Alten zu, daß wir ihn laben können. Laß uns wieder nach Hauſe gehen, und gleich Anſtalt zu ſeiner Verpflegung machen.“

Wir machten uns auf, und da wir vor unſer Haus kamen, ſo ſchickte ſich’s doch gar artig; von der einen Seite kam der alte Mann, und von der andern ein paar Bediente vom gnädigen Herrn, die uns das Eſſen brachten, das vom vorigen Tage übrig geblieben war, und auch noch etliche Flaſchen Wein. Rebekchen nahm den Bedienten das Eſſen und den Wein ab, und ich gab dem Alten die Hand und führte ihn in mein Haus. Es fielen mir dabei die Worte

der Bibel ein: brich dem Hungrigen dein Brod, und die im Elende ſind, führe in's Haus.

Rebekchen machte ſogleich eine Suppe, ich deckte den Tiſch, und trug auf, was nöthig war, hernach ſetzten wir uns zuſammen nieder. Weiß der liebe Gott! das, was ich aß, ſchmeckte mir nicht ſo gut, als was der alte Mann genoß. Man ſah's ihm an, daß es ihm lange ſo gut nicht mochte geworden ſein. Ich ſchenkte ihm auch ein paar Gläſer Wein ein, und er labte ſich gar herzlich dran.

Da er ſich geſättigt hatte, fragte ich ihn: „Woher kommt's, lieber Mann, daß Ihr in Euren alten Tagen ſolche Noth leiden müſſet?“

„Ach,“ ſeufzte er, „woher ſoll es kommen! wenn ich in der Jugend den Verſtand gehabt hätte, den ich jetzt habe, ſo ſollte es auch beſſer mit mir ſtehen. Da ich meinen Haushalt anfing, hatte ich ein hübſch Häuschen, ein paar Stücke Vieh, und zehn Acker Feld. Hätte ich das ordentlich in Acht genommen, ſo hätte ich bis in die Grube mein Stückchen Brod gehabt. Aber da wollte ich mit einem Male ein reicher Mann werden, und das brach mir den Hals. Alle Heller und Pfennige, die ich aufbringen konnte, ſchrappelte ich zuſammen und kaufte Acker dafür. Das war noch nicht genug. Wenn ein hübſches Stück Land zu verkaufen war, ſo borgte ich Geld, wo ich es auftreiben konnte, verſchrieb Acker, Haus, Hof und kaufte immer in's Gelag hinein. Nun war ich in der Noth bis über die Ohren. Es war mir nicht möglich, den vielen Acker ordentlich zu bearbeiten, ich hatte nicht Vieh genug, ihn zu düngen, und bauete darauf kaum ſo viel, als ſonſt auf meinen paar Aeckerchen. Hergegen mußte ich deſto mehr Steuern und Gaben und Intereſſen bezahlen. Wenn ich

alſo geerntet hatte, mußte ich über Hals und Kopf dreſchen laſſen, und verkaufen, daß ich nur die Herrſchaft und die Schuldherren bezahlen konnte.“

„So ſchlug ich mich etliche Jahre herum, arbeitete, daß mir das Blut unter den Nägeln hätte hervorſpringen mögen, ſorgte und grämte mich, und wenn das Jahr zu Ende war, hatte ich doch nichts vor mich gebracht, als noch ein zwanzig Thaler Schulden.“

„Endlich dachte ich, du willſt dir mehr Vieh anſchaffen, daß du mehr Miſt bekommſt, und deinen Acker beſſer düngen kannſt. Da fehlte es mir aber wieder an Stallung, weil meine Ställe nur auf eine kleine Wirthſchaft eingerichtet waren. Was hatte ich zu thun? ich bauete noch einen großen Schafſtall, und machte auch den Kühſtall größer. Das koſtet wieder 234 Gulden, die ich borgen mußte. Auf die Art hatte ich wieder jährlich elf Gulden vierzehn Groſchen acht Pfennige Intereſſen jährlich mehr zu bezahlen, ohne was noch die Reparaturkoſten waren. Der Stall ſtand nun da, aber — da fehlte es mir wieder an Vieh. Hatte ich A geſagt, ſo mußte ich auch B ſagen, und noch achtzig Gulden borgen, um mir ein paar Stück Rindvieh und ein Stämmchen Schafe anzuſchaffen. Ich that es, und bekam wieder vier Gulden jährliche Intereſſen mehr. Von den paar Stückchen Vieh mußte ich alſo fünfzehn Gulden fünfzehn Groſchen acht Pfennige Intereſſen jährlich bezahlen. Wo ſollte das herkommen? Wenn ich auch wirklich von Wolle, Milch und Butter ſo viel gelöst hätte, was half mir's denn? ich mußte ja alles wieder an die Schuldherren bezahlen.“

„Aber das iſt noch nicht alles, nun fehlte es mir wieder an Fütterung. Meine Aecker waren ausgemergelt, die

Wieſen waren hungrig, und das Futter, das von dem Dunge wachſen ſollte, den ich darauf führen wollte, konnte ich dem Vieh noch nicht geben. Da hatte ich nun wieder Noth. Das Vieh fiel zuſammen, zwei Schafe gaben kaum ſo viel Wolle, und zwei Kühe ſo viel Milch, als ein anderer von einem Schafe und einer Kuh bekam. Kriegten die Schafe Lämmer, ſo krepirte die Hälfte davon. Kurz ich arbeitete und macerirte mich ab, und was ich erwarb, mußte ich an die Schuldherren bezahlen.“

„Ich dachte, ich wollte es erzwingen, und wollte es erzwingen, aber es ging nicht. Dreißig Jahre lang brachte ich unter Arbeit, Angſt, Sorge und Kummer zu, und bekam alle Jahre mehr Schulden. Endlich konnte ich es nicht mehr aushalten, die Schuldherren wollten bezahlt ſein, ſie verklagten mich, es kam zum Concurſe, und nun ging Haus, Hof, Acker, Vieh, Summa Summarum alles fort, und ich behielt nichts, als was ich auf dem Leibe hatte. Da habe ich alſo mein Lebelang mich gemartert und geplagt, und muß im Alter mit meiner Frau die größte Noth leiden. Mein Sohn iſt unter die Kaiſerlichen gegangen, und ſteht jetzt in Dresden gegen die Preußen, und die Tochter hat einen liederlichen Mann bekommen, und kann mir mit nichts helfen, weil ſie ſelbſt die Sonne mehr, als das liebe Brod, im Hauſe hat.“

„Drum ſage ich allen jungen Leuten, was ihr thut, fangt nur fein klein eure Haushaltung an! wer klein anfängt, hört groß auf, wer aber gleich ein großer reicher Mann werden will, der beſteht gemeiniglich am Ende mit Schimpf und Schande.“

So weit ſprach der alte Mann.

Da er aufgehört hatte, zu reden, legte ich den Kopf in

die Hand, ſah gerade vor mich hin, und ſprach kein Wort. Ich glaube ich ſäße noch da, wenn mich Rebekchen nicht bei den Ohren gezupft und gerufen hätte: „Kluge, was fehlt dir denn? ich glaube du träumſt?“

„Ich träume gar nicht,“ war meine Antwort, „ich habe nur meine Gedanken darüber, wie einem doch der liebe Gott alles wieder vergelten kann, was man an einem andern Gutes thut. Ich habe dem guten Manne aus gutem Herzen ein paar Biſſen Brod vorgeſetzt, und er hat es mir tauſendfältig wieder bezahlt.“

„Wie denn ſo?“ fragte der Alte lächelnd, „das ſollte mir ja herzlich lieb ſein.“

„Das will ich Ihm ſagen,“ war meine Antwort. „Ich war gerade auf dem Wege, auf dem Er gegangen iſt; es ſind jetzt zwanzig Acker in unſerm Dorfe zu verkaufen, auf die wollte ich bieten, und das Geld dazu borgen. Da hätte mir's ja eben ſo gehen können, wie Ihm. Nun werde ich es aber wohl bleiben laſſen. Hör Er, lieber Mann, womit kann Ihm denn geholfen werden?“

„Du lieber Gott!“ ſagte er, „mir kann mit nichts geholfen werden. Wenn der Menſch einmal von Kräften iſt, ſo iſt alle Hülfe aus. Mein beſter Helfer iſt der Todtengräber. Wenn ich nur noch ſo viel zuſammen bringen könnte, daß ich im Stande wäre, mir eine Ziege und ein paar Hühner zu kaufen, daß ich doch nicht immer das liebe trockene Brod eſſen dürfte!“

Da er das geſagt hatte, ging er mit naſſen Augen fort, bedankte ſich bei mir, und ich bedankte mich bei ihm.

Sobald er fort war, ſagte ich zu Rebekchen: „Der Mann hat mir heute wenigſtens tauſend Thaler genützt.

Wenn wir ihm doch wieder helfen könnten! weißt du nicht, ob eine Ziege im Dorfe zu verkaufen iſt?“

„Die weiß ich wohl,“ antwortete ſie, „meine Muhme Anne Chriſtine hat eine zu verkaufen.“

Sogleich nahm ich Rebekchen bei der Hand, ging mit ihr zu der Muhme Anne Chriſtine, kaufte die Ziege für drei Thaler, und noch vier Hühner und einen Hahn, zuſammen für einen Gulden, dazu. „Nun,“ ſagte ich, „herzallerliebſtes Rebekchen, thue mir doch den einzigen Gefallen, und geh mit mir nach des alten Mannes Hauſe! trage du die Hühner, ich will die Ziege führen. Beſſer können wir den heutigen Tag nicht anwenden, als wenn wir dem armen alten Manne dieſe Freude machen.“

Rebekchen war gleich bei der Hand. Wir marſchirten mit der Ziege und den Hühnern nach des Mannes Dorf zu, fragten ſein kleines Hüttchen aus, und weil die Frau nicht zu Hauſe war, ſchlichen wir uns in den Hof, banden die Ziege in den Stall, ſteckten die Hühner dabei, riegelten zu und liefen fort.

Auf dem Wege begegnete uns der Alte, und fragte, wo wir geweſen wären? „Wir haben uns eine Motion gemacht,“ antwortete ich, und wünſchte ihm eine gute Nacht.

Du lieber, barmherziger Gott! in meinem Leben vergeſſe ich die Freude nicht, die ich mit den paar Thalern angerichtet hatte. Gleich den andern Tag, da ich eben mit Rebekchen an die Arbeit gehen wollte, pochte Jemand an die Thür. Ich ſah hinaus — da ſtand der alte Mann mit ſeiner Frau da und weinten. „Tauſend, tauſend Dank,“ ſagten ſie, „für die Barmherzigkeit, die Ihr an uns gethan habt!“

Ich ſtellte mich fremd und ſagte, ich wüßte nicht, was ſie haben wollten. Sie blieben aber dabei, die Ziege und die Hühner, die ſie im Stalle gefunden hätten, wären von mir. Am Ende drückte er mir die Hand und ſagte mit naſſen Augen: „Kluge! denkt an mich, wenn es Euch und Euern Kindern wohl geht, ſo habt Ihr es an mir verdient. So oft ich Milchſuppe oder ein Ei eſſe, will ich mit meiner Frau für Euch beten.“

Da er fort war, fiel mir Rebekchen um den Hals, ſchluchzte und ſagte: „Ach du lieber Mann, was haſt du mir für Freude gemacht! wenn wir geſtern Gebratenes und Geſottenes gehabt, und getanzt und geſchwärmt hätten, ſo wäre jetzt alles vorbei. Aber die Freude, die Freude, die wir den alten Leuten gemacht haben, die vergeſſe ich in meinem Leben nicht.“

Nach der Zeit ging der alte Mann noch etliche Mal durch unſer Dorf, und lächelte allemal, wenn er unſer Haus ſah. Ach und das erfreute uns doch gar zu ſehr, wenn wir den Mann ſo lächeln ſahen.

Ungefähr nach fünf Jahren löste ihn der liebe Gott auf. Weiß Er wohl, was ſein letztes Wort war? „Lieber Gott, ſegne Klugen und ſeine Frau!“

Doch wieder auf unſere Hausbaltung zu kommen. Da ich mit meiner Frau von der Arbeit nach Hauſe ging, discurirten wir noch eines und das andere über den alten Mann. „Rebekchen!“ ſagte ich, „wenn wir geſtern geſchwärmt hätten, ſo hätte es uns wenigſtens zwanzig Thaler gekoſtet, die haben wir nun noch im Beutel. Vier Thaler haben wir an den guten Mann gewandt, und uns damit eine große Freude gemacht; laß uns doch die übrigen ſechszehn Thaler eben ſo gut anwenden!“

Ich dachte nun an nichts, als wie ich die ſechszehn Thaler, die ich von meiner Hochzeit erſpart hatte, recht gut anwenden wollte. Rebekchen that wir allerlei Vorſchläge, bald wollte ſie, ich ſollte Schafe, bald eine Kuh oder ein Füllen dafür kaufen. Sie gefielen mir aber alle nicht. „Rebekchen,“ ſagte ich, „meine Meinung iſt die: erſt Futter, hernach das Vieh! Was hilft's uns denn, wenn wir ſo viel Vieh aufſtellen, und haben hernach kein Futter? da machen wir uns ja nichts als Kummer und Sorgen. Ich dächte, wir kauften uns ein Stückchen Land für das Geld, da hätten wir ein ewiges Andenken an unſern Hochzeittag. Wenn wir hernach Kinder bekämen, ſo führten wir ſie auf das Plätzchen, machten uns manchmal des Sonntags da ein Vergnügen und ſagten: ſeht, ihr lieben Kinder, das Plätzchen haben wir uns dadurch erworben, daß wir den Tag nach unſerer Hochzeit nicht ſchwärmeten.“

Rebekchen wurde roth, da ich von Kindern ſprach, und ſagte: „Warum denn nicht gar Kinder? damit hat's gute Wege!“

„Närrchen,“ ſagte ich, „du wirſt es ſchon näher geben.“ Und ſo ließen wir die Sache für diesmal ſein. Den andern Morgen brachte ſie ein Keſſelchen voll Kaffee, und ein Töpfchen mit Eiermilch. Das tranken wir denn zuſammen, ſchwatzten und lachten.

„Rebekchen,“ ſagte ich endlich, „dein Kaffee hat mir vortrefflich geſchmeckt, das muß ich ſagen. Aber — aber — aber —“

„Nu, was denn?“ fragte ſie, „was willſt du denn mit deinem Aber?“

„Aber,“ ſagte ich, „wenn wir alle Tage Kaffee trinken wollen, ſo werden wir keine Seide dabei ſpinnen.“

„Ich glaube, du biſt nicht geſcheid,“ fuhr ſie fort, „du willſt mir auch ein paar Schalen Kaffee nicht gönnen? es iſt ja nichts wohlfeiler, als Kaffee.“

Kl. „Ich rede jetzt gar nicht von den Koſten, liebes Rebekchen, aber Kaffee iſt nun einmal für uns Bauersleute nicht. Wir müſſen ſchwere Arbeit thun, und brauchen Kräfte, und Mark in den Knochen. Was will denn das warme dünne Zeug für Kräfte geben? Beſſer iſt für uns ein tüchtig Stück Butterbrod.“

R. „Ich lobe mir Kaffee.“

Kl. „Und bedenke nur die Zeit, die damit zugebracht wird, eine halbe Stunde geht über dem Kochen, und eine halbe Stunde über dem Trinken hin.“

R. „Das hätte ich doch, meiner Treue, nicht von Klugen gedacht, daß er ſo ein Erbſenzähler wäre. Das wird eine liebliche Ehe werden, daß Gott erbarme!“

Kl. „Aergere dich doch nur nicht, liebes Kind, laß mich doch nur erſt ausreden. Bedenk einmal, wenn wir täglich eine Stunde mit dem Kaffee zubringen, das macht die Woche, den Sonntag nicht mit gezählt, ſechs Stunden, das ſind monatlich, wenn ich den Monat nur zu 4 Wochen rechne, 24 Stunden, das macht jährlich 288 Stunden, in 10 Jahren 2880, in 20 Jahren 5760 Stunden. Wenn wir alſo 20 Jahre bei einander gelebt haben, ſo haben wir 5760 Stunden mit dem Kaffee zugebracht.

R. „Ei was, ich laſſe mir meinen Kaffee nicht nehmen.“

Kl. „Ich will dir ihn ja auch nicht nehmen, ich

wünſche, daß du ihn von ſelbſt laſſen mögeſt. Sage mir nur, habe ich Recht oder habe ich Unrecht?“

R. „Wenn ich gewußt hätte, daß du ſo ein Knicker wäreſt, nimmermehr hätte ich“ — Hier fing ſie an zu weinen, daß ihr die Thränen über die Backen rollten.

„Aha!“ dachte ich, „das Ding geht ſchief. Wenn du das ausdiſputiren wollteſt, ſo könnte der heutige Tag mit Zanken hingehen, und wir würden am Ende gar uneins.“ „Laß es gut ſein,“ ſagte ich, „liebes Rebekchen! ich will dir deinen Kaffee gern laſſen, ſei auch nur fein freundlich, und mach mir nicht ſo ein böſes Geſicht.“

Den andern Tag machte ſie wieder Kaffee, unter der Zeit, daß ſie in der Küche war, beſtrich ich ein Stück Brod mit Butter, aß es, ging hernach in den Hof, und fing eine Arbeit an, die ich Ihm doch ausführlich erzählen muß. Seh' Er, in unſerm Dorfe iſt, ſeit dem dreißigjährigen Kriege, und noch länger, der Gebrauch geweſen, daß jeder Bauer in ſeinem Hofe einen Abzug machte, daß die Brühe vom Miſte, wir nennen ſie bei uns Jauche, fein abfließen konnte. In meinem Hofe fand ich auch ſo einen Abzug. Da kam ich nun her und grub in den Abzug ein tiefes Loch, ſetzte ein Faß hinein, und trat zu beiden Seiten die Erde feſt an, daß nun die Jauche alle in das Faß fließen mußte. Da ich bald damit fertig war, rief mich meine Frau zum Kaffee.

„Ich trinke keinen Kaffee,“ ſagte ich, „trink du ihn in Gottes Namen allein!“

Da ſchlug ſie die Thüre zu, und ich machte mein Faß fertig. Zu Mittag war es voll gelaufen, da ſchöpfte ich es aus, und begoß den Miſt damit, damit er die gehörige Feuchtigkeit behielte.

Den folgenden Tag rief mich Rebekchen nicht zum Kaffee, trank ihn allein, und ich ſchöpfte unter der Zeit mein Faß aus. Da ich eben damit fertig war, kam ſie zu mir und hatte ein paar tiefe Runzeln über der Stirne.

„Das wird," dachte ich, „gut gehen."

„Aber," ſprach ſie, „ſag' mir nur, Kluge, was du für albernes Zeug machſt?"

„Nichts weiter," antwortete ich, „als daß ich den Miſt mit der Jauche begieße."

Da ſtellte ſie die Arme in die Seite, ſchlug ein helles Gelächter auf, und ſagte: „Ich glaube, es iſt mit dir nicht richtig unter der Mütze. Andere Leute ſind froh, wenn ſie die Jauche aus dem Hofe haben, und du trägſt ſie wieder hinein, wenn ſie abfließen will. Wozu ſoll denn das Zeug nützen?"

„Sag' mir einmal," fragte ich, „was iſt denn das Beſte am Kaffee? das Waſſer, das davon abgegoſſen wird, oder der Satz?"

„Je, verſteht ſich," ſagte ſie, „das Waſſer, das ich abgieße."

„Und was iſt denn das Beſte am Bier? die Trebern oder das Bier, das darüber gelaufen iſt?"

„Je freilich," war ihre Antwort, „das Bier."

„Nun ſieh, Närrchen," war meine Antwort, „ſo iſt's gerade auch mit der Jauche und dem Miſte. In der Jauche ſteckt die beſte Kraft, und der Miſt iſt nichts als der Satz und die Trebern. Wenn alſo die Leute die Jauche aus dem Hofe laufen laſſen, ſo kommt es mir eben ſo vor, wie wenn man den Kaffee und das Bier wegſchütten wollte."

„Ha! ha! ha! ha!" kicherte ſie, und lief fort.

Sie mochte wohl, wie es manche Weiber an der Art

haben, von dem Vorfalle gegen ihre Muhme, Annen Kathrinen, Eve Sabinen, und wie die Muhmen alle heißen mochten, geſprochen haben. Es währte nicht lange, ſo wurde auf allen Bierbänken davon geredet, ich wurde ausgelacht, und, wenn die Nachbarn wo Jauche aus einem Hofe fließen ſahen, ſo hatten ſie ihren Spott damit und ſagten, da fließt Kluge's Kaffee. Das iſt von der Zeit an zum Sprichworte geworden, drei Meilen weit heißt auf allen Dörfern die Jauche, Kluge's Kaffee.

Ich kehrte mich nun nicht dran, ſondern ſammelte Jauche fort, nach wie vor. War das Wetter naß, und das Gras war noch nicht groß, ſo begoß ich den Graſegarten damit, und dachte, „was gut iſt, das iſt gut und bleibt gut, wenn auch hunderttauſend Narren darüber lachten."

Was mich am meiſten verdroß, das war, daß Rebekchen gar nicht mehr ſo freundlich mit mir that, als ſonſt. Ich that ihr alles zu Liebe, was ich konnte und wußte, es half alles nichts. Viel gute Worte mochte ich auch nicht geben, denn ich merkte, daß ich nicht viel ausrichtete.

Einmal hatte ich aber eine gar herzliche Freude. Da ſie ſich des Morgens anzog, merkte ich, daß ſie weinte. „Fehlt dir was, Rebekchen?" fragte ich. Wohl zehnmal ließ ſie ſich fragen, ehe ich ein Wort aus ihr brachte. Endlich fiel ſie mir um den Hals, ſchluchzte und ſagte: „Willſt du mich wieder lieb haben, Kluge? willſt du mich wieder lieb haben? Ich weiß, ich bin bisher nicht gut geweſen, aber ich will beſſer werden, darauf kannſt du dich verlaſſen. Ich will auch keinen Kaffee mehr trinken."

„Wie kommt's denn," fragte ich, „daß du auf einmal anderes Sinnes geworden biſt?"

„Das will ich dir ſagen,“ antwortete ſie, „ich habe ſeit geſtern in unſerm Garten gegraſet. Da ſah ich nun, daß auf dem Fleck, den du mit Jauche begoſſen haſt, noch einmal ſo viel Gras wuchs, als auf andern, die du nicht begoſſen hatteſt. Da dachte ich, das hat alles dein Mann dir verſchafft, unter der Zeit, da du Kaffee trankſt. Da jammerte es mich — lieber Mann — ich will keinen Kaffee mehr kochen, ich will dir gerne helfen, ſag' mir nur, was ich thun ſoll?“

Ein gut Wort findet eine gute Statt. Das traf hier recht ein. Rebekchen hatte mir das Herz ſo weich gemacht, daß ich alles, was zwiſchen uns vorgefallen war, vergab und vergaß, ſie in den Arm nahm, und ihre Augen trocknete.

Endlich ſagte ich: „Jetzt habe ich allein in der Kaffeeſtunde gearbeitet, und du haſt ſchon ſo vielen Nutzen davon gehabt — was wird's erſt werden, wenn du mir hilfſt. Roggen, Weizen, Gerſte, Hafer, kurz, was dein Herz begehrt, das wollen wir im Ueberfluſſe bauen, wenn du nur mir helfen willſt, unter der Zeit, da andere Kaffee trinken.“

Da mir nun meine Frau beiſtand, ſo ging alles noch einmal ſo gut. Ich überließ ihr das Ausſchöpfen der Jauche, und ich nahm eine andere Arbeit vor. Erſt machte ich, mit dem Jungen, den der gnädige Herr zu mir gethan hatte, eine Grube. Da das geſchehen war, ging ich alle Morgen, die Gott ließ werden, mit ihm auf das Feld, und ließ ihn zuſammenfahren alles, was andere Leute nicht haben wollten. Sahen wir wo einen Haufen Quecken oder anderes Unkraut liegen, ſo wurde es aufgeladen und nach Hauſe gefahren, Diſteln, Neſſeln und andere Pflanzen, die

Niemandem etwas nützen, wurden abgehauen und dazu gepackt. Das Laub, das im Herbſte der Wind von den Bäumen führt, wurde auch eingeſammelt. Vor allen Dingen ging ich aber darauf aus, Raſenſtücke zu bekommen. Traf ich wo Raſenflecke an, wo ich, ohne Jemandem Schaden zu thun, den Raſen ausſtechen konnte, ſo that ich es, packte es meinem Stephan, ſo hieß der Junge, der bei mir war, in die Karre, und ließ es ihn nach Hauſe fahren.

Das Alles wurde nun in die Grube geworfen und zuſammen getreten. Da die Grube voll war, ſo ſchaffte ich noch einen Haufen drauf, halb ſo hoch als ich, und ließ es ebenfalls mit der Jauche begießen.

Im andern Jahre machte ich noch eine Grube daneben, im dritten wieder eine. Unter der Zeit war der erſte Haufen durch und durch vermodert, und ich konnte ihn zur Düngung auf den Acker führen.

Auf die Art hatte ich mir eine Menge Düngung, ohne Vieh, eingeſammelt, ehe ich noch Aecker hatte.

Damit habe ich mir einen erſtaunlichen Vortheil verſchafft. Insgemein kauft man erſt den Acker, hernach ſorgt man für Düngung; auf dieſe Art wird der Acker ein paar Jahre ausgemergelt, und man hat hernach ſeine Noth, ihn in Ordnung zu bringen. Ich kehrte es aber um, und ſorgte erſt für Düngung, hernach für Aecker. Da ich nun Aecker bekam, ſo konnte ich ſie ſogleich verbeſſern, und erntete gemeiniglich noch einmal ſo viel ein, als andere Leute. Wenn ich hernach ſo große Fuder voll Getreide nach Hauſe führen konnte, ſo hatte ich oft meinen Spaß und ſagte zu meiner Frau: „Sieh, Rebekchen, das ſind die Früchte von der guten Anwendung der Kaffeeſtunde.“

Nach der Zeit, da mir der liebe Gott Kinder beſcherte,

hatten meine Frau und ich in der Kaffeeſtunde ſo viel mit den Kindern zu thun, daß wir uns mit Ausgießung der Jauche nicht mehr abgeben konnten. Die Sache unterblieb aber deßwegen doch nicht. Stephan mußte ſie nun treiben, und, wie meine Kinder groß wurden, ſtellte ich eins nach dem andern an.

Weil ich einmal auf die Kinder zu reden komme, ſo muß ich doch auch etwas davon erzählen. In meinem Dorfe war es ſo Mode, daß ein Paar Eheleute ſelten mehr als zwei Kinder bekamen. Es mochte wohl ſeinen beſondern Grund und Urſache haben. Kam das dritte, ſo dachten ſie ſchon, ſie müßten verhungern. Beſcherte der liebe Gott aber gar das vierte, ſo wollten ſie den Kopf wider die Wände rennen. Das iſt mir nun immer lächerlich geweſen, und ich habe geglaubt, jedes Kind, das man bekäme, wenn es ſonſt wohl gerathe, wäre untern Brüdern zweitauſend Thaler werth.

Doch zur Sache zu kommen! Da ich Rebekchen ungefähr zwei Monate gehabt hatte, merkte ich, aus verſchiedenen Umſtänden, daß ſie ſchwanger war.

Ich kann gar nicht ſagen, wie mir dazumal zu Muthe war, wenn ich mir ſo recht vorſtellte, nun biſt du bald Vater! Wo ich ging und ſtand, war es mir, als wenn ich mein Kind vor mir ſähe, es auf den Armen trüge und mit ihm ſpielte.

Da ich einmal vom Felde nach Hauſe kam, und es mir recht ſauer hatte werden laſſen, fiel mir eine Predigt ein, die unſer lieber Herr Pfarrer von der Kinderzucht gehalten hatte, in der er ungefähr ſo redete:

„Meine lieben Freunde, ich ſehe euch oft zu, wie ſauer ihr es euch bei eurem Ackerbau werden laſſet, und freue

mich darüber. Denn wer ſeinen Acker fleißig bearbeitet, der wird auch gute Ernten halten. Aber dann wünſche ich auch, daß ihr eben ſo viele Mühe auf die Erziehung eurer Kinder wenden möchtet, und werde ſehr betrübt, wenn ich ſehe, daß ihr euch um den ausgeſtreuten Hafer bekümmert, und nicht denkt an das Kleine, Verborgene, das die Mutter unter dem Herzen trägt; daß ihr um die aufgegangne Saat immer beſorgt ſeid, und eure Kinder ganz vernachläſſigt. Ich bitte euch um Gottes willen, lieben Leute, bedenkt doch, was ihr thut! ein einziges wohlgerathenes Kind, eine geſunde, fleißige, tugendhafte Tochter, die ihrer Mutter bei der Arbeit beiſteht, ein einziger, wohlgerathner Sohn, der den Vater unterſtützt, macht ja mehr Freude, als der ſchönſte Weizen- oder Haferacker. Im Gegentheil, wenn nun ein Kind krank, gebrechlich oder böſe iſt, ſo habt ihr ja davon ſo viel Verdruß, daß ihr an allen euern Gütern keine Freude mehr habt. Dieſen Verdruß wollt ihr doch nicht haben, geſunde, fleißige, tugendhafte Kinder wünſcht ihr euch doch, nun ſo laßt es euch doch angelegen ſein, daß ihr dieſe Freude erlebt! Wenn ihr dieſe Freude haben wollt, ſo müßt ihr für eure Kinder ſchon ſorgen vor der Geburt, bei der Geburt und nach der Geburt, und wenn ſie anfangen größer zu werden. Lieben Freunde, ich bitte euch, bedenkt einmal, was ihr von einem Manne halten würdet, der aus der Stadt zu uns zöge, und ſich Aecker kaufte, ſie mit Getreide beſäete, und vom Ackerbaue gar nichts verſtünde? Aber handeln dann die vernünftiger, die Weiber nehmen, Kinder zeugen, und von der Kinderzucht gar nichts wiſſen? Iſt's denn hernach zu verwundern, wenn der eine ſeine Frau bei der Geburt verliert, der andere elende Kinder, der dritte gottloſe

Kinder bekommt, die ihm alle Lebensfreuden verbittern? Was ihr bei der Erziehung der Kinder beobachten müßt, das will ich euch alles nach und nach ſagen, ihr könnt auch viele Fehler, die bei derſelben gewöhnlich ſind, aus dem ſogenannten Krebsbüchelchen, oder der Anweiſung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder, lernen. Was ihr aber zur Erhaltung der Geſundheit des Kindes vor und nach der Geburt beobachten müßt, das kann ich euch auf der Kanzel nicht wohl ſagen, weil hier viele ledige Perſonen ſich befinden, vor welchen man von dergleichen Sachen nicht wohl ſprechen kann. Ich wünſche aber, daß doch alle Eheleute das Buch leſen möchten, das den Titel hat: Anführung des Landvolks zu der körperlichen Erziehung der Kinder, von Johann David Buſch. Da würdet ihr gar manches finden, das euch zu wiſſen nöthig wäre."

An dieſe Predigt erinnerte ich mich nun ſo lebhaft, wie wenn ſie geſtern wäre gehalten worden. Den andern Tag trug ich ein paar Pfund Butter und eine Mandel Eier nach der Stadt, nahm ein paar Groſchen von dem Gelde, das ich dafür löste, und kaufte in der Buchhandlung das Buch von Herrn Buſch, das uns der Herr Pfarrer ſo gelobt hatte.

Den nächſten Sonntag, nach beiden Kirchen, las ich es vom Anfange bis zum Ende durch, und war nun weit klüger in Anſehung des Eheſtands, beſonders auch deßwegen, weil mir der Herr Pfarrer eines und das andere darüber geſagt hatte.

Den folgenden Morgen nahm ich mein Rebekchen in den Arm und ſagte: „Du kannſt nicht glauben, Rebekchen,

was ich für eine Freude habe, daß wir nun bald ein Kind bekommen ſollen.“

„Ich freue mich auch nicht wenig drauf,“ ſagte ſie, „der liebe Gott helfe mir nur glücklich durch und gebe, daß es geſund und gerade zur Welt kömmt.“

„Und daß es ein gutes frommes Kind werde,“ antwortete ich. „Der liebe Gott wird das Seinige thun, laß uns nur auch thun, was chriſtliche Eltern thun müſſen. Von heute an darfſt du nun keine Jauche mehr austragen und über dich auf den großen Haufen gießen, das will ich oder Stephan thun. Du darfſt auch gar nichts Schweres mehr heben. Du könnteſt dir ſonſt leicht Schaden thun, und es könnte dir unrichtig gehen. Ferner, willſt du denn lieber ein recht munteres, gutes Kind, oder ein Kind, das immer murret, brummt und ſchimpft?“

„Je Närrchen,“ ſagte ſie, „freilich ein munteres, gutes Kind.“

„Nun,“ fuhr ich fort, liebes Rebekchen, ſo mußt du auch fein munter und gut ſein. Du haſt bisher die Gewohnheit gehabt, daß du bisweilen tagelang murrteſt; wenn ich dir da und dort eine gute Lehre gab, ſo ſagteſt du, du biſt nicht geſcheidt, du biſt ein Narr, es iſt mit dir nicht richtig unter der Mütze — wenn du das Ding ſo fortſetzeſt, ſo wird dein Kind eben ſo, es murrt und brummt und ſchimpft — das Sprichwort iſt wahr und bleibt wahr: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.“

Rebekchen ſpannte gewaltig auf, da ich das ſagte. „Sollte denn das ſo viel ſchaden?“ fragte ſie. „Das wollte ich meinen,“ war meine Antwort. „Das Kind, das du unter deinem Herzen trägſt, das iſt deine Frucht, ſo gut als der Apfel die Frucht des Baumes iſt. Der Apfel zieht

ſeine Nahrung aus dem Baume, und das Kind von ſeiner Mutter. Wenn du den Baum ſchüttelſt, oder wenn der Sturm ihn umherſtößt, ſo bewegt ſich auch der Apfel. Nun kömmt mir der Zorn bei dem Menſchen gerade ſo wie der Sturm vor. Er durchſchüttelt den ganzen Körper. Iſt's nicht wahr, wenn du dich ärgerſt, ſo fühlſt du es im ganzen Leibe? Alle Glieder zittern dir? Nun bedenke einmal, was dein armes Kind leiden muß, wenn es ſo durchſchüttelt wird. Es muß ſich ja im Mutterleibe ordentlich mit ärgern, und iſt's hernach ein Wunder, wenn es boshaft und ärgerlich wird?"

„Du haſt Recht, lieber Mann," ſagte ſie, „wenn ich's doch aber nur laſſen könnte!" „Es gibt ſich Alles," ſagte ich, „wenn du dir es nur recht ernſtlich vornimmſt, und allemal an deine Frucht denkſt, wenn dir etwas nicht nach deinem Kopfe gegangen iſt."

Das Ding ging gut. Ich merkte, meiner Treue, daß ſie von der Stunde an weit mehr auf ſich Achtung gab, und nicht mehr ſo harte Worte brauchte, wie ſonſt. Kam ihr manchmal ja der Wurm in den Kopf, ſo ſagte ich nur: „Rebekchen, ſchone dein unſchuldiges Kind," damit war es gut.

„Halt," dachte ich, da ich dieß merkte, „jetzt iſt es Zeit, deine Frau beſſer zu machen, und an dir ſelbſt zu beſſern." Denn gar richtig war es auch nicht mit mir. Wenn mich bisweilen der Zorn überfiel, ſo polterte ich auch oft Worte heraus, die ich hernach bereuete. Ich hielt alſo an mich, ſo viel ich konnte und wußte, und wenn mich manchmal die Hitze anwandelte, ſo dachte ich an das kleine Kind, und ich beſann mich gleich eines andern. Ging es bisweilen im Haushalte nicht, wie es gehen ſollte, oder hatte dieſer

und jener ſich über uns aufgehalten, ſo nahm ich mich in Acht, daß ich ihr nichts davon zu Ohren brachte. Paſſirte hingegen was Gutes, ſo war Rebekchen immer die erſte Perſon, die es erfuhr. Mit der Manier glückte es mir, daß ich ſie immer bei guter Laune erhielt.

Beſſer hätte ich dieſe Zeit nicht anwenden können. Noch bis auf den heutigen Tag, da mein Kopf grau iſt, habe ich es zu genießen. Ich bin Herr über meinen hitzigen Kopf geworden, meine Frau wurde nach und nach wie ein Lämmchen, und Kinder bekam ich, weiß der liebe Gott, ſo freundlich, wie die Engelchen. Alle Leute hatten ihre Freude dran, wenn ſie ſie ſahen, und noch jetzt habe ich an nichts mehr Freude, als an meinen Kindern.

Bei dem allen gab es doch in der erſten Schwangerſchaft meiner Frau noch manchen Vorfall. Da ging ich z. E. einmal auf den Abend vom Felde nach Hauſe, und hatte gearbeitet, daß ich vom Schweiße troff. Mag es ſein, dachte ich, wenn dir Rebekchen ein freundliches Geſicht macht, ſo vergißſt du in ein paar Minuten den ganzen ſauren Tag.

Ich hatte mich aber dießmal erſtaunlich verrechnet. Da ich wohl noch fünfzig Schritte vom Hauſe war, hörte ich einen abſcheulichen Spektakel und Lärmen. Ich lief, was ich konnte, und machte die Thür auf — da ſtand nun Rebekchen, ſchimpfte wie ein Rohrſperling, und zitterte am ganzen Leibe.

„Was gibt's denn?“ fragte ich, „um Gottes willen, was gibt es denn?“

„Der infame Junge, der Stephan!“

„Was hat er denn gemacht?“

„Der Galgenſtrick!“

„Sag' doch nur, was hat er denn gethan?“

„Ich wollte, daß du ihn nimmermehr in's Haus gebracht hätteſt!“

„Sag' doch nur, was er angerichtet hat?“

„Ich habe mich geärgert, daß mir alle Glieder zittern.“

„Das ſehe ich wohl, aber was hilft denn der Wiſchwaſch alle? Ich will wiſſen, was der Junge gemacht hat?“

„Er hat — er hat — der Galgenſtrick, er hat meine beſte Schüſſel zerbrochen.“

Da war nun guter Rath theuer. In der Hitze war ich einmal. Hätte ich nun meinem hitzigen Kopfe gefolgt, ſo hätte ich entweder den Jungen durchgeprügelt, oder die Frau ausgeſcholten. Eins wäre ſo ſchlimm geweſen, als das andere. Zum Glück fiel es mir noch ein, daß ich in der Hitze war, und dachte, in der Hitze machſt du nichts Kluges, machſt lauter dumme Streiche.

Was hatte ich zu thun? ich ging in den Hof und ſchöpfte die Jauche aus. Während dem Ausſchöpfen kühlte ſich das Blut ein Bischen ab, und ich kam auf das Pünktchen, wie ich die Sache eigentlich angreifen mußte. Gibſt du der Frau Unrecht, dachte ich, ſo ärgert ſie ſich noch mehr; gute Worte helfen nichts, denn ſie iſt zu ſehr in der Hitze. Willſt du den armen Jungen prügeln, um einer lumpichten Schüſſel willen, das wäre doch bei Gott nicht zu verantworten.

Ich ſetzte alſo meinen Eimer hin, ging zurück und traf nun Rebekchen in einem andern Zuſtande an. Sie ſchimpfte nicht mehr, aber ſie weinte wie ein kleines Kind. „Arme Frau,“ ſagte ich, „gib dich zufrieden! ich will den Stephan züchtigen, daß er an mich ſein Lebelang denken ſoll. Jetzt bitte ich dich um alles, geh' nur mit mir aus dem Hauſe,

daß du den Jungen nicht mehr vor Augen ſiehſt! du könnteſt ja von dem Aergerniſſe den Tod haben.“

„Den werde ich auch wohl haben,“ war ihre Antwort, und ich nahm ihre Hand und führte ſie fort, immer auf's Feld hinaus. Es iſt immer meine Art ſo geweſen, daß ich in's Freie ging, wenn ich mich über etwas geärgert hatte. Wenn ich da ſahe, wie gut der liebe Gott alles gemacht habe, ſo vergaß ich drüber wie ſchlecht oft die Menſchen ihre Sachen machen.

Wie geſagt, ich führte alſo meine Frau in's Freie, bedauerte ſie, drückte ihr die Hände, und führte ſie zu einem Kartoffelſtücke, das ich gepachtet hatte. Eignen Acker hatte ich dazumal noch nicht.

Da ich zum Acker kam, ſagte ich: „ſieh, wie die Kartoffeln ſo ſchön ſtehen, ſie ſind ſo groß, daß wir heute ſchon eine Schüſſel voll davon ausnehmen können. Ich hätte ſchon ein Gerichte davon ausgenommen, ich dachte aber, du willſt es nicht thun, du willſt Rebekchen dazu nehmen, daß ſie deine Freude mit dir theilt. Nun komm her, ich will hacken, ſammle du die Kartoffeln in deine Schürze.“

Ich machte alſo den Anfang, Rebekchen ſammelte ein, und es ging alles nach Herzenswunſche. Rebekchen freuete ſich über die Kartoffeln, und vergaß die zerbrochne Schüſſel.

Auf dem Rückwege ſprachen wir noch ein Langes und Breites über die Kartoffeln. Da ich nun merkte, daß meine Frau wieder bei guter Laune war, fragte ich ſie: „Sag mir nur, wie viel war denn wohl die Schüſſel werth, die der Stephan zerbrochen hat?“

„Achtzehn Pfennige,“ war ihre Antwort.

„Und wie hoch ſchätzeſt du wohl das Kind, das du unter deinem Herzen trägſt?“

„Ach," ſagte ſie, „ich weiß wohl, wo du hin willſt. Aus der Schüſſel mache ich mir nichts, es iſt mir aber nur ſo ärgerlich, daß der Junge ſo dumme Streiche macht."

„Liebe Frau!" fuhr ich fort, „haſt du denn niemals eine Schüſſel zerbrochen?"

Sie ſchwieg ſtille, und wir gingen ein Fleck fort, ohne ein Wort mit einander zu wechſeln.

Da wir bald an unſer Haus kamen, fragte ich meine Frau: „Nu wie ſteht's? ſoll ich Stephanen recht durchprügeln?"

„Ach nein," antwortete ſie, „thue es nicht, ich habe dem armen Schelm unrecht gethan. Ich weiß auch gar nicht, wie ich über ſo eine Lumperei ſo einen Lärmen habe anfangen können. Wenn es nur meinem armen Kinde nichts ſchadet!"

Ich dachte es wäre nun alles gut — aber ſiehe da, es kam ein neuer Umſtand, der mir wieder eben ſo vielen Verdruß machte. Rebekchen zankte nicht mehr, ereiferte ſich nicht mehr, ſie war aber beſtändig betrübt und hing den Kopf. Da ich ſie fragte, was ihr denn nur fehle? ſo that ſie einen tiefen Seufzer, und ſagte: „Ach wenn mir der liebe Gott nur einmal glücklich durchgeholfen hätte! wenn ich nur ein geſundes und gerades Kind bekomme! wenn ich nur nicht zuviel ausſtehen muß!"

Ich ſuchte ihr die traurigen Gedanken auszureden — es half aber alles nichts. Immer ging ſie vor ſich hin und hing den Kopf.

Vor den Guckguck, dachte ich, was iſt denn das? das Ding muß doch ſeinen Grund und Urſache haben? Sollte ihr denn etwa Jemand ſolche Grillen in den Kopf ſetzen?

Den folgenden Tag ging ſie auf das Feld, und ich ſchlich

in der Entfernung ihr nach. Willſt, dachte ich, doch ſehen, ob du nicht herausbringen kannſt, wer deine Frau ſo ängſtlich macht.

Es währete nicht lange, ſo kam ich auf die Spur. Am Ende des Dorfs wohnte Frau Aennchen, eine alte Wehemutter. Da meine Frau unter ihr Fenſter kam, guckte ſie heraus, und rief: „Guten Morgen Frau Klugin! wo denkt Sie denn hinaus? will Sie nicht ein Bischen herein kommen?“

Meine Frau ließ es ſich nicht zweimal ſagen, ſie ging hinein, und ich — ich legte den Finger über die Naſe, blieb ſtehen — ſahe ein Paar Minuten gerade vor mich hin, dann ging ich wieder nach Hauſe, und dachte: halt! hier iſt der Knoten. Wart Aennchen! wart Aennchen! ich will bald hinter dich kommen, daß du an mich denken ſollſt.

Da meine Frau nach Hauſe kam, ſeufzete ſie nun wieder gar zu ſehr; ich ſtellte mich aber immer wie der Dumme, wie wenn ich von gar nichts wüßte. Gegen das Ende der Woche aber nahm ich ſie bei der Hand und ſagte; „Rebekchen, du biſt nun in den Umſtänden, und wir ſind junge Leute, die von der Sache noch gar keine Erfahrung haben; es wäre doch wohl gut, wenn wir einen verſtändigen Menſchen um Rath fragten. Da iſt Frau Aennchen, das iſt eine alte erfahrne Frau, wäre es nicht gut, wenn du ſie einmal zu dir bäteſt, und wegen deiner Umſtände recht ausführlich mit ihr ſprächeſt?“

„Das iſt,“ antwortete ſie, „meine Meinung ſchon lange geweſen. Wenn du es zufrieden biſt, ſo will ich ſie bitten, daß ſie den Sonntag nach zweien Kirchen zu mir kommt.“

Nun hatte ich, was ich haben wollte. Rebekchen buck ſogleich ein Paar Kuchen, und den Sonntag war Frau

Aennchen da. Ich nahm ein Buch in die Hand, ſetzte mich hinter den Ofen, und ſtellte mich, als wenn ich läſe. Im Anfange wisperte ſie mit meiner Frau, nach und nach ſprach ſie ſtärker, und endlich, da das Maul recht in Gang gekommen war, ſprach ſie ſo laut, daß ich alle Worte verſtehen konnte.

Ei du lieber Gott hörte ich da nicht Zeug, daß mir alle Haare zu Berge ſtanden; von Waſſerniren, die den ſchwangern Weibern nachſtellten, und ſie in's Waſſer zögen; von Wechſelbälgen und Kielkröpfen, die der Teufel, Gott ſei bei uns, in die Wiegen legte, und die Kinder dafür mitnehme; von Mißgeburten mit zwei Köpfen; von andern, die kein Maul, oder nur einen Arm, oder die Beine auf dem Rücken hätten; von Weibern, die ſich an etwas ſollten verſehen, und hernach ungeſtalte Kinder zur Welt gebracht haben; von ſchweren Geburten — kurz ſie erzählte ſo viele ſchreckliche Hiſtorien, daß mir ſelbſt hinter dem Ofen angſt und bange wurde.

Eben wollte ſie noch von einer Frau erzählen, der die Bruſt hatte müſſen abgenommen werden,. da zerriß mir die Geduld, ich kam hinter dem Ofen hervor, und ſagte: „Frau Aennchen, ſagt mir doch einmal, warum erzählt ihr denn eigentlich alle die abſcheulichen Hiſtorien?“

„Je nun,“ antwortete ſie, „man muß doch etwas ſprechen, daß die Zeit hingeht.“

„Nun,“ fuhr ich fort, „wenn Ihr weiter keine Abſicht dabei habt, ſo braucht Ihr Euch keine Mühe mehr zu geben. Meine Frau hat bei mir noch keine Langeweile gehabt. Iſt denn das aber auch erlaubt, und bei Gott zu verantworten, daß man einer armen Frau, die ſo ihre Schmerzen am Leibe hat, noch ſo ſchreckliche Sachen er-

zählt, daß ſie allen Muth verlieret? Pfui! ſchämt Euch in Euer Herz hinein! ſo eine alte Frau, die ſollte doch ſo viel Verſtand haben, daß ſie wüßte, wie man mit einer ſchwangern Frau umgehen, und daß man ihr Troſt und Courage einſprechen müſſe."

Sie wollte ſich verantworten, ich ließ ſie aber nicht zum Worte kommen, und ſagte: „Was hilft das Schwatzen alles. Ihr habt durch Euer einfältiges Gewäſche meiner Frau ſo angſt gemacht, daß ſie auf keiner Stelle zu bleiben wußte. Was ſoll denn daraus werden? wenn ſie jetzt ſchon ſo kleinmüthig iſt, was ſoll es denn werden, wenn die Noth eintritt? Es wäre ja kein Wunder, wenn ſie verzweifelte. Und daß Ihr es wüßt, ein vor allemal, ich leide es nicht mehr. Da habt Ihr Euer Stückchen Kuchen, geht Eure Wege, und kommt mir nicht eher wieder, bis ihr gerufen werdet."

Sie ging fort, und brummte, ſo weit als ich ſie hören konnte.

Nun machte ich mich an meine Frau. „Rebekchen," ſagte ich, „du biſt ſonſt eine kluge, verſtändige Frau, ſag mir nur, wie du dich von der alten Klätſcherin haſt können bei der Naſe herumführen laſſen? Haſt du nicht manchmal bei ihr geſteckt, wenn ich dachte, du wäreſt auf dem Felde? hab ich's errathen?"

„Je du lieber Gott," ſagte ſie, „wenn man in ſolchen Umſtänden iſt, ſo will man doch Troſt und Hülfe haben."

„Das iſt ein lieblicher Troſt," fuhr ich fort. „Sonſt warſt du immer ſo eine muntere Frau, ſeitdem du aber den Troſt bekommen haſt, hängſt du den Kopf und gehſt herum, wie wenn dir die Hühner das Brod genommen hätten. Ein vor allemal, wenn ich dich lieb behalten ſoll,

ſo mußt du mir die Hand drauf geben, daß du keinen Schritt wieder zu der alten Klätſcherin thun willſt.“ Sie gab mir die Hand.

„Wollen wir nicht wieder zu unſern Kartoffeln?“ fragte ich ſie.

„Wenn du mich mitnehmen willſt,“ war ihre Antwort, „ich bin dabei.“

So gingen wir denn wieder auf's Feld, und, da wir zu dem Kartoffelſtück kamen, holte ich ihr ein Paar von den Möhren, die ich am Ende des Ackers geſäet hatte, und tractirte ſie damit.

Während dem Tractamente lenkte ich das Geſpräch wieder auf die Mordgeſchichte, die Aennchen erzählt hatte, und ſagte: „Schlag dir alle die ſchrecklichen Dinge aus den Gedanken. Denn vieles davon iſt erlogen. Daß die Waſſernixen die Weiber in's Waſſer ziehen, und der Teufel die kleinen Kinder holen ſollte, das glaubt heutiges Tages kein vernünftiger Menſch mehr. Wofür wäre denn der liebe Gott da, wenn man, auf ſeinen Wegen und in ſeinem Hauſe, vor dem Teufel keine Ruhe haben ſollte? Was nun aber die Mißgeburten betrifft, ſo iſt's wahr, man hat manchmal Exempel, daß welche auf die Welt kommen, aber das geſchieht alle hundert Jahre einmal. Es werden doch das Jahr lang ſo viele Kinder in unſerem Dorfe geboren, haſt du denn noch eine einzige Mißgeburt darunter geſehen? Man hat auch Exempel, daß ſich die Erde aufgethan und die Leute verſchlungen hat. Wenn wir nun das immer uns vorſtellen und denken wollten: ach du lieber Himmel! wenn nur die Erde nicht unter mir zerreißt, ſo würde man in ſeinem Leben nicht froh. Sei du nur ruhig. Gib Achtung, du bringſt mir ein Kind, das ſo artig und wohl-

gebildet iſt, wie die Mutter.“ Sie lächelte, da ich das ſagte.

„Und,“ fuhr ich fort, „was die ſchweren Geburten, und das Ablöſen der Brüſte betrifft, ſo laß dir deßwegen auch keine graue Haare wachſen. Gar vielmal ſind die Weiber ſelbſt an den ſchrecklichen Schmerzen ſchuld, die ſie ausſtehen müſſen. Sitze nur nicht zu viel, und ereifre dich nicht zu ſehr, geh alle Tage in die friſche Luft, und treib deine Geſchäfte nach wie vor, nur nimm dich in Acht, daß du keine ſchweren Sachen hebeſt, ſo wird ſich das übrige alles geben. Künftiges Jahr um dieſe Zeit, wenn wir wieder hier bei einander ſitzen, und kriecht ein kleiner freundlicher Junge, oder ein kleines munteres Mädchen, vor dir herum, da wirſt du dich ſelbſt wundern, wie du dir ſo vergebliche Grillen haſt machen können.“

„Ach du lieber Gott!“ ſeufzte ſie.

„Warum ſeufzeſt du denn wieder?“ ſagte ich. „Habe ich denn Recht oder Unrecht?“

„Du haſt in allem Recht, lieber Mann,“ war ihre Antwort, „aber ich kann die gräßlichen Gedanken, die mir Aennchen in den Kopf geſetzt hat, nicht wieder los werden. Sie ſtehen mit mir auf, und gehen mit mir zu Bette. Du haſt gut reden. Wenn du in meinen Umſtänden wäreſt, ſo würdeſt du wohl ein andres Liedchen ſingen. Sonſt war ich auch nicht ſo, ſeitdem ich aber in den Umſtänden bin, iſt es mit mir ganz anders. Was ich mir einmal in den Kopf ſetze, das weicht und wankt nicht, das kann ich mir nicht wieder aus dem Sinne ſchlagen.“

Sie ſagte mir das alles mit einem ſo treuherzigen Geſichte, daß ich ihr glauben mußte. Es wurde mir warm

um's Herze, und ich dachte bei mir ſelbſt, was fängſt du nur mit der Frau an!

Ich ſchwieg ſtille, legte den Kopf in die linke Hand, und mit der rechten ſpielte ich in meiner Taſche. Da fand ich ein Buch, das ich, ſeit meinem fünfzehnten Jahre, alle Sonntage bei mir zu tragen pflege, und das ich nur das Sonntagsbüchelchen zu nennen pflege. In das Buch habe ich nun alle guten Verſe geſchrieben, die unſer Herr Pfarrer in ſeinen Predigten aus der Bibel und aus guten Liedern anführte, und die ich in andern guten Büchern fand. Ich holte es heraus. Warum? weiß ich ſelbſt nicht. Da ich nun ſo in dem Büchelchen herum blätterte, und mich über die ſchönen Verſe freuete, die ich eingeſchrieben hatte, kam ich auf einen Einfall, der hundert Thaler werth war. Ich ſtand auf, ſagte zu meiner Frau, ich will noch ein paar Möhren holen, und, indem ich nach den Möhren ging, überlegte ich, wie ich die Sache recht klug anfangen wollte. Wenn deine Frau, dachte ich, die Gedanken nicht wieder los werden kann, die ſie einmal ſich in den Kopf geſetzt hat, ſo könnteſt du ja nicht beſſer thun, als wenn du ihr recht gute Gedanken in den Kopf brächteſt.

Da ich alſo zurück kam, ſchabte ich ihr eine Möhre und ſagte: „Da haſt du was für deinen Magen. Willſt du nicht auch etwas für's Herz, das deine Angſt und Bangigkeit vertreibt?“

„Ach,“ ſagte ſie, „wenn du mir das geben könnteſt?“ „Hier habe ich es,“ antwortete ich, zeigte ihr mein Buch, und bat ſie, daß ſie ſich einen Vers ausſuchen möchte. Sie wählte den Vers:

„Kein Sperling fällt,
Herr, ohne deinen Willen;
Sollt dieß mein Herz nicht mit dem Troſte ſtillen,
Daß deine Hand mein Leben hält?“

„Den Vers,“ ſagte ich, „mußt du auswendig lernen, und, ſo oft du an Nixen, den Teufel, Mißgeburten, ſchwere Geburten, Ablöſen der Brüſte und andere dergleichen fürchterliche Sachen denkſt, mußt du ihn überlegen. Da wird dir das Herzchen bald leichter werden.“

Das Mittel ſchlug vortrefflich an. Immer einen Tag um den andern mußte ſie einen neuen Vers recht feſt in die Gedanken faſſen, und es währete nicht lange, ſo wurde ſie wieder aufgeräumter.

Wer hätte das denken ſollen, daß ich mit den Versʼchen, die ich als ein Menſch von fünfzehn bis ſechszehn Jahren einſchrieb, einmal meine Frau curiren würde!

Daß ich aber meine Rede nicht vergeſſe! Rebekchen mußte auf der Stelle den Vers: „Kein Sperling fällt,“ lernen und auswendig herſagen. Da ſie ihn eben herſagte, rief Jemand hinter mir: „Iſt die Ruhe gut?“

Ich ſahe mich um, es war mein Nachbar Hans Jürge.

„Nun,“ fragte ich, „Nachbar Hans Jürge, wo geweſen? Hat Er auch Seinen Acker beſehn?“

„Ja wohl,“ ſagte er, und krazte ſich dazu hinter den Ohren. „Das ſind Aecker, daß Gott erbarme! Nicht werth ſind ſie, daß man eine Hand dran legt. Nichts als Mühe und Arbeit habe ich damit, und wenn es an das Ernten geht, ſo iſt's nichts und wird nichts. Das eine Stück Land iſt thonigt und ſteinigt, das andere iſt beſtändig naß und feuchte. An ſolchem Lande arbeitet man ja ſeine Schande.“

„Wenn ich," war meine Antwort, „Ihm meine aufrichtige Meinung ſagen ſoll, ſo iſt alles Land gut, wenn nur die Menſchen gut ſind."

„Wie verſteht Er das? Glaubt Er, daß ich nicht gut bin."

„Das will ich nun eben nicht ſagen, meine Meinung iſt nur die, daß man jedes Land, es ſei, welches es wolle, durch Nachdenken und Fleiß verbeſſern könne."

„Da beſſre ſich der Menſch müde; wenn Er ſo klug iſt, ſo kaufe Er mir es doch ab und zeige Seine Kunſt!"

„Iſt's Spaß oder Ernſt?"

„Völliger Ernſt. Wenn Er mitgehen will, ſo will ich Ihm den Acker zeigen."

Ich ging mit, und meine Frau auch. Freilich ſahen die Stücke nicht zum beſten aus. Das eine lag eine halbe Stunde vom Dorfe, und war ſehr naß, das andere lag gleich hinter dem Dorfe an einem Hügel, und beſtand aus Thon und Steinen. Auf beiden ſtand das Getreide ſo jämmerlich, daß es ſich kaum der Mühe lohnte, es abzumachen. Ich hatte aber einmal von dem gnädigen Herrn gehört, wenn man bei dem Acker etwas gewinnen wolle, ſo dürfe man nicht gutes Land, ſondern müſſe das ſchlechteſte kaufen. Gute Aecker müſſe man ſehr theuer bezahlen, die ſchlechten könne man um ein Spottgeld bekommen, und nach etlichen Jahren müßten ſie doch auch gut ſein. Das fiel mir jetzt wieder ein.

„Wie hoch hält Er denn ſeine Aecker, Nachbar Hans Jürge?" fragte ich.

„Wenn Er," war ſeine Antwort, „mir für jedes Stück 24 Thaler gibt, ſo ſoll Er ſie haben. Da kommt der Acker 12 Thaler. Das iſt ja ein Lumpengeld."

„Morgen,“ fuhr ich fort, „ſoll Er die Antwort haben.“ So ſchieden wir von einander.

Zu Hauſe ſprach ich darüber noch vielerlei mit meiner Frau, und ließ mir merken, daß mir das naſſe Stück am liebſten wäre.

„Wenn ich dir meine Meinung ſagen ſollte,“ antwortete meine Frau, „ſo nähmſt du das naſſe Stück nicht. Du biſt ja ſonſt erſtaunlich geizig mit der Zeit, nun bedenk' einmal, wie viele Zeit es koſten wird, wenn wir nach dem weiten Stücke hin und her gehen wollen. Eine halbe Stunde hin, eine halbe Stunde her. Wenn wir das Getreide einführen wollen, und es kommt unterwegs ein Regen, ſo wird es durchaus naß, ehe es in die Scheuer kommt. Und wie viele Zeit werden die Miſtfuhren wegnehmen!“

„Seht einmal an,“ antwortete ich, „über die Frau Klugin! ſpricht ſie doch, wie ein alter Verſtand. Es iſt wahr, wenn ich die Zeit zuſammen rechne, die das Hin- und Hergehen und Fahren nach dem weiten Lande das Jahr hindurch wegnehmen würde, und was man in der Zeit arbeiten, und zu Stande bringen könnte, ſo ſehe ich ein, daß ich mir mehr ſchade als nütze, wenn ich das Land kaufen wollte. Es ſoll nicht geſchehen, darauf kannſt du dich verlaſſen.“

Den folgenden Tag ging ich hin zu Nachbar Hans Jürgen. „Herr Nachbar,“ ſagte ich, „ich bin kein Freund von Weitläuftigkeiten. Ich will Ihm geradezu ſagen, was ich geben kann. Hier ſind 16 Thaler, die ich von meiner Hochzeit erſparet habe. Will Er mir dafür das Stück hinter dem Dorfe laſſen?“

Er wollte anfänglich nicht dran, beſtand auf zwanzig

Thalern, und ließ mich wieder gehen. Gegen Abend aber kam er doch geſchlichen und ſchloß den Handel mit mir.

Meine Frau mußte ſogleich etwas zu eſſen herbei bringen, und ein paar Kannen Bier holen, und ich behielt ihn zu Tiſche. Da kamen wir nun in einen Discurs, der bis um 11 Uhr dauerte. Er klagte jämmerlich über böſe Zeiten, Mißjahre, ſchwere Abgaben, Unglück in der Viehzucht und dergleichen.

Ich gab ihm allerlei gute Anſchläge, wie er ſeine Aecker, ſeine Viehzucht verbeſſern, die Miſtjauche benützen könnte. Er ſchüttelte zu Allem den Kopf und meinte, das wären Neuerungen, und Neuerungen taugten nichts. Da ich von der Jauche zu reden anfing, lachte er, daß ihm der Bauch ſchütterte.

„Unſere Vorfahren," ſagte er, „ſind auch keine Narren geweſen. Wenn ſie gewußt hätten, daß an der Jauche etwas wäre, ſo würden ſie ſie nicht zum Hofe hinaus geleitet haben."

Ueber dem Discurſe fing nun Rebekchen an zu nicken*), und ich gab ihr den Rath, daß ſie zu Bette gehen ſollte.

Sobald Nachbar Hans Jürge mit mir alleine war, fing er ein Geſpräch an, das ich in meinem Leben nicht vergeſſen werde, und Ihm ausführlich wieder erzählen will.

„Nachbar Kluge," ſagte er, „ich ſehe, daß Er ein ſo braver, rechtſchaffener Mann iſt, ich will ihm doch etwas im Vertrauen ſagen, was noch kein Menſch von mir erfahren hat. Aber — es bleibt unter uns."

„Und was wäre das?"

„Ich will ihn glücklich machen."

---

*) Einzuſchlafen.

„Mich glücklich? Ich bin's ja ſchon. Ich bin geſund, habe ein gut Gewiſſen, ein Gütchen, eine ehrliche Frau, Arbeit und Brod, ſo viel ich brauche."

„Ja zwiſchen Glückſeligkeit und Glückſeligkeit iſt ein großer Unterſchied. Er iſt ein junger Anfänger, Er muß mehr Aecker haben, braucht noch vielerlei in Seine Haushaltung —"

„Je nun, das wird in etlichen Jahren alle da ſein."

„Ja, das glaubt Er wohl. Verſuche Er es aber nur und wirthſchafte Er ein paar Jahre, laſſe ein Paar Kinderchen und ein Hauskreuzchen kommen, da wird Er wohl ſehen, wie ſchwer eine Haushaltung zu führen iſt."

„Wenn nun auch das Alles wäre, kann Er mir denn helfen?"

„Ja, das kann ich. Seh' Er, Nachbar Kluge, ich bin ein armer, unwürdiger Menſch, aber der liebe Gott hat mir doch eine ganz beſondere Gnade geſchenkt, und mir Einſichten gegeben, die unter zehntauſend Menſchen kaum Einer hat. Ich habe von meinem Vater ein Buch geerbt, das iſt mir lieber als ein Fürſtenthum. Da ſteckt Weisheit! Da ſteckt Weisheit!"

„Und was ſteht denn in dem Buche? Etwa wie man das Land verbeſſern, ſeine Geſundheit erhalten, oder Kinder erziehen könne?"

„Ach, das ſind lauter Kleinigkeiten, um die ſich der hocherleuchtete Verfaſſer des Buchs gar nicht bekümmert hat. Es handelt vom Stein der Weiſen."

„Was iſt das für ein Stein?"

„Das iſt ein Stein, den der nur findet, dem der liebe Gott die Augen öffnet. Wer den hat, der hat Alles. Der kann aus Blei Gold machen, und kann ſein Leben bis auf

tauſend Jahre bringen. Da mir nun der liebe Gott dieſe ſonderbare Gnade mitgetheilt hat, ſo dachte ich, du willſt dein Pfund nicht vergraben, willſt deinem Nebenmenſchen auch etwas zukommen laſſen, willſt deinen Nachbar Kluge glücklich machen."

„Das iſt Dankens werth. Aber ſag' Er mir doch, Nachbar Hans Jürge, wenn Er Gold machen kann, wie kommt es denn, daß Er ſo ſehr über Noth und Mangel klagt? Warum verbeſſert Er denn Seine Haushaltung nicht? Warum läßt Er denn Sein Haus nicht neu decken, das hat ja Löcher im Dache, daß man die Sterne durchſehen kann. Warum ſchafft Er ſich denn nicht wenigſtens, ſtatt der Gurre, die Er hat, ein tüchtiges Pferd an?"

„Darauf will ich Jhm dienen. Seh' Er, Nachbar Kluge, der wahre Adeptus *) macht von ſeiner Kunſt keinen Gebrauch. Er freuet ſich im Stillen darüber, und dankt dem barmherzigen Gott für die Weisheit, die er ihm geſchenkt hat."

„Was hilft mir denn die Kunſt, wenn ich keinen Gebrauch davon mache?"

„So oft es nöthig iſt, thut man es."

„Macht Er mir doch das Maul recht wäßrig. So ſag' Er mir doch etwas davon!"

„Es gehört vorzüglich dreierlei dazu. Sulphur, kalt Feuer und trocken Waſſer."

„Das verſteh' ich nicht. Was ſoll denn das heißen?"

„Das wird Er nach und nach Alles erfahren, wenn wir nur erſt ein paar Jahre mit einander laborirt haben. Jetzt

---

*) So nennen ſich die Leute, welche vorgeben, daß ſie Gold machen könnten.

habe ich einen Proceß*), der mir gegen fünf bis ſechstauſend Thaler einbringen wird, davon ich künftiges Jahr meine Haushaltung verbeſſern will. Daß Er ſieht, Nachbar Kluge, daß ich's ehrlich und redlich mit Ihm meine, die will ich mit Ihm theilen."

„Fünf bis ſechstauſend Thaler mit mir theilen? Nein, das kann ich nicht annehmen. Was ſoll ich Ihm denn dagegen geben?"

„Fünfzig Thaler — mehr nicht — ich ſuche meinen Vortheil nicht dabei, es iſt mir aber nur darum zu thun, daß ich Ihn glücklich machen will."

„Will Er denn die fünfzig Thaler von dem Gelde abziehen, das auf meinen Theil kommt?"

„Nein, ſo meine ich's nicht. Die fünfzig Thaler muß ich dieſe Woche noch haben, daß ich dafür noch anſchaffe, was zum Proceſſe nöthig iſt."

„Fünfzig Thaler — dafür ſoll ich zwei bis dreitauſend Thaler bekommen, das iſt viel. Aber ich muß Ihm doch eine Bedenklichkeit ſagen. Sirach ſpricht: „Mein Kind, ſtecke dich nicht in mancherlei Händel." Ich ſtecke jetzt ſchon in einem Proceſſe, der mir auch manch Goldſtückchen abwerfen wird. Den will ich erſt zu Ende bringen, hernach wollen wir weiter mit einander von der Sache reden. Sich in zweierlei Proceſſe zugleich einzulaſſen, das thut nicht gut."

„Was braucht Er denn zu Seinem Proceſſe?"

„Vorzüglich dreierlei, Nachdenken, Fleiß und Miſtjauche."

„Ich verſteh' Ihn nicht."

---

*) So nennt man die Arbeiten der Scheidekünſtler oder Chemiſten.

„Das iſt nun ein Unglück, daß wir einander nicht verſtehen. Er verſteht mich nicht und ich Ihn nicht. Es ſcheint ordentlich, wie wenn wir gar nicht für einander gemacht wären.“

„Dem mag nun ſein, wie ihm will, geb' Er mir nur die fünfzig Thaler. Er braucht ja gar keine Hand anzulegen, ich will Alles thun, am Ende theile ich doch mit Ihm. Kann Er denn Sein Glück nicht erkennen?“

„Das kann ich wohl. Aber vergeſſe Er Seine Rede nicht! Er ſagte ja ſelbſt, der wahre Adeptus mache nicht eher von ſeiner Kunſt Gebrauch, bis es nöthig wäre. Jetzt habe ich es aber nicht nöthig. Soviel ich brauche, habe ich, und wenn ich ſo viel Geld auf einmal bekommen ſollte, was ſollte ich denn damit anfangen?“

Da er nun ſah, daß ich nicht zu bekehren war, trank er ſein Bier aus und ging fort.

Nach der Zeit kam der Mann von Tag zu Tag immer mehr zurück, die Länderei, das Häuschen, alles mußte er nach und nach verkaufen. Am Ende ſuchte er ſein Brod vor den Thüren, und erfror, da er ſich einmal auf einer Wanderſchaft verirrt hatte und kein Dorf erreichen konnte. Mein Stein der Weiſen mußte alſo doch mehr werth ſein, als der Seinige. Der Meinige machte mich aus einem Bettler zu einem begüterten Manne, der Seinige brachte ihn aus den beſten Umſtänden an den Bettelſtab.

Doch wieder auf mein Land zu kommen! Ich glaube, der römiſche Kaiſer konnte nicht vergnügter ſein, da er Gallizien und Lodomerien bekommen hatte, als ich, da ich nun ein Stückchen Land beſaß, das ich mein Eigenthum nennen konnte. „Das ſoll,“ ſagte ich, „für meine Kinder und Kindeskinder ein Andenken von unſerm Hochzeittage

ſein, und alle Jahre, wenn der Hochzeittag kommt, wollen wir ihn auf dieſem Platze feiern.“

„Das iſt ja wohl gut,“ ſagte Rebekchen, „aber ſag' mir nur, was du mit dem Lande anfangen willſt? Es iſt ja nicht werth, daß man einen Pflug daran bringt?“

„Darum,“ antwortete ich, ſei du nur unbekümmert! das iſt meine Sorge. Schaff' mir nur fünfzig Acker ſolches Land, du ſollſt bald deine Luſt und Freude daran ſehen.“

Nun ging ich alle Woche, wenn ich Feierabend gemacht hatte, nach meinem neuen Eigenthume und dachte nach, wie ich es recht gut benützen wollte. Die eine Hälfte lief ſchräge den Hügel hinauf, die andere aber lag ziemlich gerade, war aber eben ſo thonigt und ſteinigt wie jene. Da ſah ich nun bald ein, daß die untere Hälfte gutes Getreide tragen müßte, wenn nur der Boden gebeſſert würde. Womit ſollte ich ihn aber beſſern? das war die Frage. Ich ſann hin und her, und konnte immer nichts ausſinnen. Endlich ging ich einmal an dem Bache hin, der nicht weit von meinem Lande war, und hatte meine Betrachtungen über das helle Waſſer, das darin floß. Lange iſt mir kein Spatziergang ſo gut bezahlt worden, als dieſer. Ich bemerkte nämlich, daß am Rande große Haufen Kies lagen, die die Bauern heraus geworfen hatten. Ich nahm ihn in die Hand und ſah, daß er recht artig klar war. Hm! dachte ich, wenn du den Kies auf den Thon brächteſt, ſo ſollte er wohl bald locker werden. Es iſt ja ordentlich, als wenn ihn der liebe Gott hierher geführt hätte, daß du deinen Acker davon beſſern ſollteſt. Was hatte ich zu thun? Sobald die Winterfrucht vom Lande war, die Nachbar Hans Jürge noch bekam, ſtand ich alle Morgen mit Stephanen eine Stunde früher auf, und wenn wir die Jauche

ausgeſchöpft hatten, ging es mit Schüttkarren hinaus an den Bach, und nun wurde von dem Kieſe eingeladen, und auf den Acker gefahren, was möglich war.

Ehe ſechs Wochen in's Land gingen, war das ganze untere Stück damit überfahren. Nun ließ ich ihn den Winter über brav durchfrieren, im Frühjahre ſchmiß ich ihn aus einander, ließ ihn unterackern und Hafer darauf ſäen.

Ei du lieber Himmel! kriegte ich da nicht Hafer! wie Rohr war er! Alle Leute, die vorbei gingen, ſchlugen in die Hände und ſperrten Maul und Naſe auf.

Den obern Theil des Landes mußte ich freilich ganz anders behandeln. Hätte ich Kies darauf bringen wollen, ſo würden ihn die Schlagregen bald wieder weggewaſchen haben; wollte ich Getreide darauf ſäen, ſo ſah ich voraus, daß ich ſo wenig ernten würde, als Nachbar Hans Jürge. Darin verſehen es die Landleute faſt immer, daß ſie das Land zwingen wollen, daß es durchaus Roggen, Weizen, Gerſte oder Hafer tragen ſoll. Als wenn es nicht noch andere Gewächſe gäbe, die eben ſo nutzbar, wie Getreide, wären.

Aus meinem Land- und Gartenſchatze wußte ich noch, daß auf bergigtem Lande nichts beſſer als Esparſette fortkomme. Ich beſchloß, den oberen Theil damit zu beſäen.

Ehe ich es aber that, meldete ich es erſt dem gnädigen Herrn und bat ihn, daß er mir die Esparſette nicht durch den Schäfer möchte abhüten laſſen. Er gab mir ſein Wort drauf, daß es nicht geſchehen ſollte, und nun, ſobald ich das hatte, that ich mein möglichſtes, das Land ſo zurechte zu machen, daß es gute Esparſette tragen könnte. Das nächſte Jahr ließ ich es dreimal ackern, und ließ Stephan

alle großen Steine ableſen, im andern Jahre, da das Land vom Unkraute rein war, beſäete ich es mit Esparſette, im dritten Jahre ſtand ſie da wie ein Wald, und ich konnte ſie alle Jahre zwei- bis dreimal abhauen. Er mag es mir glauben oder nicht, ſo iſt's doch wahr, das nämliche Stück Land, das ich mit 16 Thalern bezahlt hatte, trug mir wenigſtens eben ſo viel ein, als zwei Acker Wieſe, die man gemeiniglich mit 200 Thalern zu bezahlen pflegt. Da ſah ich ein, daß der gnädige Herr Recht hatte, wenn er ſagte, man müſſe nicht nach gutem, ſondern nach ſchlechtem Lande kaufen, wenn man dabei etwas gewinnen wolle.

Aber freilich muß man das Land beſſer zu behandeln wiſſen, als Nachbar Hans Jürge, ſonſt arbeitet man ſich an den Bettelſtab, man mag gutes oder ſchlechtes Land haben.

Meine Kinderzucht ſchlug mir ſo gut an, wie meine Esparſette. Die Zeit kam immer näher, da meine Frau in's Kindbette kommen ſollte, und mir — mir wurde immer bänger um's Herze. Du lieber Gott, dachte ich, wie wird es deiner armen Frau gehen, wenn die Noth eintritt! Die alte Wehemutter iſt ſo eine alberne, einfältige Frau! Du würdeſt dich bedenken, wenn du ihr eine junge Ziege anvertrauen ſollteſt, und dein armes Kind und deine ehrliche Frau willſt du ihrer Gewalt übergeben. Ich kratzte mich in dem Kopfe und ſetzte mich auf die Schiebkarre, mit welcher ich eben Kies auf mein Land geführt hatte.

„Guten Morgen, Nachbar Kluge!“ rief mir Jemand zu. Ich drehte mich und ſah, daß es des Schulzen Frau war. Nun iſt das immer meine Mode ſo geweſen, daß ich allen Leuten, die mir begegneten, einen freundlichen guten Morgen, guten Tag, guten Abend, wie es die Zeit eben

mit ſich brachte, bot, und daß ich jedem freundlich dankte, der mich grüßte. Ich hatte das von unſerm Herrn Pfarrer gelernt. Dieſer predigte einmal von der Menſchenliebe, und da er ein Langes und Breites davon geſprochen hatte, wie ein Menſch dem andern das Leben angenehm machen könne, ſo ſagte er: lieben Freunde, wenn ihr weiter nichts für einander thun könnt, ſo ſprechet doch wenigſtens einander freundlich zu! Ein freundlicher Gruß hat ſchon manchen Betrübten aufgerichtet.

Da ich alſo hörte, daß mir Jemand einen guten Morgen bot, drehete ich mich ſogleich um, und dankte eben ſo freundlich.

Mein freundlicher Dank löſete der Frau Schulzin die Zunge. „Iſt Er ſchon," ſagte ſie, „ſo fleißig geweſen?"

„Ja," war meine Antwort, „man muß ja wohl fleißig ſein, wenn man Frau und Kinder ernähren will."

„Spricht Er doch," fuhr ſie fort, „wie ein alter Vater. Er hat ja noch keine Kinder."

Nun folgte ein Wort auf das andere, und die Rede kam endlich auf die Umſtände meiner Frau. Da ich ein Bischen ängſtlich that, ſagte ſie: „Laſſe Er ſich deßwegen keine grauen Haare wachſen! Ich habe ſechs Kinder zur Welt gebracht, Gott ſei es gedankt, alle geſund und gerade. Meinen beiden Töchtern habe ich auch in der Noth beigeſtanden. Wenn ich Seiner Frau mit Rath und That an die Hand gehen kann, ſo will ich es von Herzen gern thun." Sie gab mir die Hand darauf, und hielt ihr Wort, wie es einer ehrlichen Frau zukommt.

Acht Tage darauf beſcherte mir der liebe Gott mein Friederikchen, ein geſundes, ſchönes, vollkommenes Kind. Sobald es zur Welt gekommen war, ſagte mir die alte

Wehemutter, die ich Ehren halber auch hatte rufen laſſen müſſen, ich ſollte geſchwinde, geſchwinde auf die Gaſſe gehen und ſehen, was für ein Zeichen über meinem Hauſe am Himmel ſtünde.

„Ei,“ ſagte ich, „ich verſtehe mich nicht auf die Zeichen.“

„Ihr werdet doch,“ fuhr ſie heftig auf, „Augen haben, und ſehen, ob ein Beſen, oder eine Ruthe, oder eine Gabel, oder ein Pferd, oder ſonſt etwas daſteht.“

Wollte ich Ruhe haben, ſo mußte ich wohl hinaus gehen.

Ich kam bald wieder und ſagte: „Der ganze Himmel über meinem Hauſe iſt voll Schäfchen.“

„Nun, Gott ſei Lob und Dank!“ ſprach die Alte, „das Kind iſt zu einer glücklichen Stunde geboren, es wird ſo fromm werden, wie ein Schäfchen, und einmal recht viele Schäfchen bekommen.“ Nun machte ſie dem Kinde drei Kreuze über die Stirn und murmelte einige Worte dazu, die ich aber nicht verſtehen konnte. Sobald ſie alles bei meiner Frau in Ordnung gebracht hatte, forderte ſie eine von meinen Mützen und ſetzte ſie ihr auf.

Ich mußte gerade weg lachen, da meine Frau mit einer Mannsmütze zum Bette heraus guckte und fragte, was denn das ſein ſolle?

„Das verſteht Er nicht, Nachbar Kluge,“ ſagte die Alte. „Eine Wöchnerin, eine Wöchnerin muß ſich ſehr in Acht nehmen, beſonders ſo lange das Kind noch nicht getauft iſt. Vor der Taufe iſt ja das Kind in des Teufels Gewalt, weiß Er denn das nicht?“

„Und wenn denn das auch wäre,“ antwortete ich, „was ſoll denn die Mannsmütze helfen?“

„Eine Wöchnerin,“ war ihre Antwort, „muß allemal von ihrem Manne ein Kleidungsſtück anhaben, ſo hat der Teufel keine Gewalt, weder an ihr noch an ihrem Kinde.“

Ich wollte ihr es aus dem Kopfe reden, die Frau Schulzin ſtimmte mir bei, ſie aber blieb auf ihrem Kopfe, und wollte ſchon wieder ihre alten Schnurrpfeifen anfangen, von Kindern, die der Böſe ausgetauſcht hätte. Da zerriß mir die Geduld, ich faßte ſie bei der Hand, führte ſie zur Thür hinaus und ſagte: „Frau Aennchen! Frau Aennchen, wenn Ihr mein Haus lieb iſt, ſo ſchweigt Sie ſtill! Sieht Sie denn nicht, wie ſchwach meine arme Frau iſt? Will Sie mir denn meine Frau unter die Erde bringen? Wenn Sie ihr von nichts als vom Teufel vorſchwatzt, ſo muß ja der Frau nothwendig angſt und bange werden. Und wenn ſie etwas hört oder ſieht, muß ſie ja nothwendig erſchrecken, und denken, es wäre der Teufel. Könnte ſo eine Frau nicht den Tod vom Schrecken haben? Ein Wort ſo gut als zehn! ſobald Sie wieder ſolch' albernes Zeug ſchwatzt, ſo führe ich Sie zum Hauſe hinaus, und melde die Sache dem gnädigen Herrn, der wird Ihr bald das Handwerk legen.“

Da ſie vom gnädigen Herrn hörte, zog ſie gelindere Saiten auf und war mauſeſtille.

Die Frau Schulzin war unterdeſſen bei meiner Frau geblieben, und ſie war mir wie ein Engel, den mir der liebe Gott zugeſchickt hatte. Da ich in die Stube trat, ſaß ſie am Bette, drückte meiner Frau die Hand und ſagte: „Sei Sie nur ruhig, Frau Klugin! ſchlage Sie ſich die Narrenpoſſen aus dem Sinne. Ich habe ſo viele Kinder gehabt, und habe niemals etwas, weder vom Teufel noch von ſeiner Großmutter geſehen. Sie und Ihr liebes Kind

iſt ja unter Gottes Schutze. Der wird Sie gewiß beſſer beſchützen, als Ihres Mannes Mütze.“

Jetzt ging ſie fort, und die Wehemutter trat herein. „Nachbar Kluge,“ ſagte ſie, „hat Er kein Leinöl im Hauſe?“

„Das habe ich wohl,“ war meine Antwort, „was will Sie aber damit machen?“ fragte ich.

„Seiner Frau will ich ein paar Löffel davon eingeben.“

„Meiner Frau?“ fragte ich, „meiner Frau Leinöl eingeben? Iſt Sie denn nicht klug? Was ſoll denn die Fettigkeit in dem Magen? Es könnte ja ein geſunder Menſch das Fieber davon bekommen, geſchweige denn eine kranke Frau.“

„Das verſteht Er nicht,“ fuhr ſie fort. „Das Leinöl heilt. Und ſeine Frau muß es nehmen, weil man nicht weiß, ob nicht etwa etwas im Leibe zerriſſen iſt.“

Ich wollte ihr wieder antworten, da trat aber zu meinem Glücke die Frau Schulzin herein. „Was gibt's hier wieder?“ fragte ſie. „Leinöl wollt Ihr einer Wöchnerin geben? Ich glaube Ihr ſeid nicht geſcheidt. Ich leide es nicht, daß es meine Magd den Kühen eingibt. Hier Frau Klugin, iſt Chamillenthee. Ich habe ein Händchen voll Chamillen in einen reinen Topf gethan, kochendes Waſſer darüber gegoſſen, das trinke Sie! es wird Ihr beſſern Dienſt thun, als eine ganze Flaſche voll Leinöl. Die gnädige Frau hat es mir recommandirt, und ich habe mich immer wohl dabei befunden.“

Meine Frau trank davon, und es wurde ihr ſogleich leichter ums Herz.

Die Wehemutter brummte, trat an's Fenſter, kam wieder zurück und ſagte: „So gebt doch der Frau wenigſtens ein dicker Deckbette! Das Bettchen, das ſie auf ſich

hat, iſt ja ſo leicht, daß es kein Wunder wäre, wenn ſie erfröre. Und ein Glas Branntwein muß ſie trinken. Hört Er's, Nachbar Kluge?“

„Wozu,“ fragte ich, „ſoll denn das dicke Deckbett und der Branntwein?“

„Dazu,“ war ihre Antwort, „daß der Frieſel heraus kommt.“

„Meine Frau,“ ſagte ich, „ſoll den Frieſel bekommen?“

Sie ſperrte ſchon das Maul auf und wollte antworten, ehe ſie aber noch ein Wort vorbringen konnte, rumpelte eine Kutſche auf der Gaſſe hin, und hielt ſtille, da ſie vor mein Haus kam.

Ich ſah zum Fenſter hinaus, da war es, weiß der liebe Gott, die gnädige Frau. „Ich gratulire,“ ſagte ſie, „zur jungen Tochter!“

Wie der Wind lief ich hinaus und wollte ſehen, was ihr Anbringen wäre. Sie war aber ſchon ausgeſtiegen, da ich vor die Thür kam, und wollte herein gehen.

„Wie komme ich denn,“ fragte ich, „zu der Ehre?“

„Ich wollte,“ war ihre Antwort, „doch ſehen, wie ſich deine Frau befände,“ und, ohne ein Wort weiter zu wechſeln, ging ſie in die Stube.

Die Frau Schulzin trug ihr ſogleich den Streit vor, den ſie mit der Wehemutter gehabt hatte. Sie ſchüttelte den Kopf, und befahl der Wehemutter, daß ſie auf das Gut gehen, und etwas dort holen ſollte.

Sie war kaum zum Hauſe hinaus, ſo fing die gnädige Frau einen Diſcurs an, den ich in meinem Leben nicht vergeſſen werde. „Ach die Wehemütter, die Wehemütter,“ ſagte ſie, „bringen viele Menſchen um's Leben! In'sgemein nimmt man die alberuſten, einfältigſten, abergläubiſchſten

Weiber zu dieſem wichtigen Amte. In dieſer ihre Hände geräth nun der junge, kleine, ſchwache Menſch, wenn er auf die Welt kommt. Der gütige Gott hat den Weibern und Kindern Kräfte genug gegeben. Aber durch die alberne Art, wie ſie die Wehemütter gemeiniglich behandeln, werden ſie oft getödtet. Vom Teufel hat Aennchen geſprochen? Die alberne Frau! Die Wöchnerin hat ja ſo ihre Schmerzen an ihrem Leibe, wenn ihr nun noch Furcht vor dem Teufel beigebracht wird, ſo wäre es ja kein Wunder, wenn ſie ganz muthlos würde. Wäre es denn nicht beſſer, wenn man mit ſo einer Frau vom lieben Gott ſpräche, und ihr zeigte, wie er für den jungen Menſchen, ſchon in Mutterleibe, und bei der Geburt, ſorgt, und wie weißlich er ſeinen kleinen Körper, und alle Theile deſſelben gebildet hat? Das machte doch Freude, und guten, fröhlichen Muth, der bei einer Wöchnerin ſo nöthig iſt."

Nun gab ſie mir noch allerlei Anſchläge, wie ich die Wöchnerin und das Kind behandeln ſollte. Sie meinte, ich ſollte bei beiden gar nichts von Arzneien brauchen, ſondern ſie der Natur überlaſſen. Der liebe Gott hätte den Weibern und Kindern ſchon ſo viele Kräfte gegeben, daß ſie keine Arznei brauchten. In den erſten Tagen ſollte ich der Frau etwas Chamillenthee zu trinken, und Habergrützſuppen, Graupen und Gemüſe zu eſſen geben, das nicht ſchwer zu verdauen wäre. Bei Leibe ſollte ſie aber nicht hitzige Getränke, z. B. Wein, oder gar Branntwein genießen. Das Deckbette müſſe leicht, die Stube nicht ſtark geheizt, und immer friſche Luft drin ſein. Sollte ſich ja ein gefährlicher Umſtand zeigen, ſo wäre das Beſte, wenn ich gleich zu dem Herrn Doctor Ropmann ginge, und da guten Rath holte.

Nun ſtand ſie auf und wollte wieder fortfahren. Ehe ſie aber zur Stube hinaus ging, ſahe ſie noch einmal nach dem Kinde, und freuete ſich, daß es ſo wohl gebildet war. „Nun Kluge," ſagte ſie, „biſt du um tauſend Thaler reicher. Wenn du das Mädchen gut erziehſt, ſo wird es dir und deiner Frau beiſtehen, und euch einmal im Alter unterſtützen. Sieh nur immer drauf, daß das Kind nicht auf dem Rücken, ſondern immer auf die Seite, bald auf die rechte, bald auf die linke gelegt werde, damit der Schleim aus dem Munde abfließen kann. Du mußt auch drüber halten, daß das Kind bald mit dem Kopfe, bald mit den Füßen nach der Stubenthür zu liege."

„Und warum denn das, gnädige Frau?" fragte ich.

„Deßwegen," antwortete ſie, „daß es nicht ſchielen lernt. Die kleinen Kinder ſehen immer nach den Fenſtern zu, weil es da am helleſten iſt, und immer mit dem Auge am ſtärkſten, das oben iſt. Wenn das Kind auf der rechten Seite liegt, ſo ſieht es am ſtärkſten mit dem linken Auge, liegt es aber auf der linken Seite, ſo gebraucht es das rechte Auge am ſtärkſten. Wenn es nun immer mit einem Auge nach dem Fenſter zu ſähe, ſo würde es dies Auge ſtärker, als das andere gebrauchen, und ſich ſo an das Schielen gewöhnen. Noch eins! wie iſt denn das Kind gewickelt? Frau Schulzin, wickelt es doch auf, das muß ich auch noch ſehen."

Die Frau Schulzin that es, und die gnädige Frau ſchlug in die Hände, da ſie ſahe, wie es gewickelt war.

„Seht einmal an!" ſagte ſie, „was für albernes Zeug die Wehemutter macht! hat das arme Kind wie ein Knauel zuſammengepreßt! Auf dieſe Art kann es ſich ja weder regen noch bewegen. Wie kann es denn da geſund bleiben?

Die Bewegung iſt ja das Beſte in der Welt! Wenn das Waſſer 24 Stunden ſtille ſteht, ſo wird es faul und ſtinkt. Die jungen Hunde und Katzen, die doch blind geboren werden, bewegen ſich, wollte man ſie einwickeln, ſo würde wenigſtens ein Drittheil davon crepiren. Warum ſoll denn der junge Menſch allein ſo zuſammengepreßt werden, daß er ſich nicht bewegen kann? Darf man ſich denn hernach wundern, wenn die armen Kinder, die ſo zuſammengepreßt werden, allerlei Krankheiten, oder krumme Beine, bekommen, oder gar ſterben? Schulzin, Ihr ſeid eine vernünftige Frau, wenn ich Euch ferner dafür halten ſoll, ſo ſorgt dafür, daß das arme Kind ganz leicht, und ſo gewickelt werde, daß es ſich frei bewegen kann. Alles, was lebt, muß ſich bewegen können. Seht, das liebe Kind kann ſich noch nicht helfen; wir Erwachſene, denen der liebe Gott geſunden Menſchenverſtand gegeben hat, ſind die Perſonen, die für ſeine Geſundheit und Leben ſorgen müſſen. Es würde über uns einmal ſeufzen, wenn wir uns nicht ſeiner annehmen wollten. Es wird uns aber einſt ſegnen und für uns zu Gott beten, wenn wir ihm in ſeinem hülfloſen Zuſtande beiſtehen."

Darauf drückte ſie meiner Frau, der Frau Schulzin und mir, die Hände, ſtieg in den Wagen und fuhr fort. Ich vergeſſe es in meinem Leben nicht, wie freundlich ſie ausſahe. Es gibt ja auch für den Menſchen keine größere Freude, als wenn man weiß, daß man etwas Gutes gethan hat. Ich ſah ihr nach ſo lange, bis die Kutſche um die Ecke herum war, und dachte bei mir ſelbſt, das iſt doch die größte Freude und bleibt die größte Freude, wenn man etwas Gutes thun kann! Der gnädige Herr und die gnädige Frau haben ſo vieles Geld! Und wozu wenden ſie es

an? Blos dazu, daß ſie Gutes thun. Wenn Kleiderpracht und Schwelgen mehr Freude machte, ſo würden ſie es wohl dazu anwenden. Wer doch auch recht viel Geld hätte, daß er recht viel Gutes thun könnte!

Da ich das dachte, kam ein vornehmer Herr im vollen Galop, mit ſeinem Bedienten durch's Dorf geritten. Ich nahm meinen Hut vor ihm ab, und er dankte mir. Da er an die Ecke der Gaſſe gekommen war, hielt er ſtille, winkte mir, und rief: „He!“

Wie der Wind lief ich zu ihm und fragte, was er von mir wollte?

„Iſt das,“ fragte er, „der rechte Weg nach Mühlhauſen?“

„Behüte Gott,“ ſagte ich, „wenn Sie auf dieſem Wege fortreiten, ſo kommen Sie in Ihrem Leben nicht nach Mühlhauſen. Sie müſſen wieder zum Dorfe hinaus, und ſich immer linker Hand halten.“

Er ritt zurück! und ich begleitete ihn, und brachte ihn auf den rechten Weg. „Du biſt ein ehrlicher Kerl,“ ſagte er, „du haſt mir eine Gefälligkeit erzeigt, die mir lieber als hundert Thaler iſt, weil ich heute nothwendig nach Mühlhauſen muß. Da iſt etwas für deine Mühe.“

„Gnädiger Herr!“ ſagte ich, „wenn ich Ihnen eine Gefälligkeit erzeigt habe, die Ihnen lieber iſt, als hundert Thaler, ſo bin ich genug bezahlt. Es gibt ja keine größere Freude auf der Welt, als die, daß man ſeinem Nebenmenſchen beiſtehen kann.“

„Was? was ſagſt du?“ fragte er, und drückte den Hut tief in die Augen.

„Wie ich geſagt habe, gnädiger Herr, ich glaube, daß

es keine größere Freude gibt, als die, daß man ſeinem Nebenmenſchen helfen kann.“

Da ſteckte er ſein Geld ein, und ſagte: „Wenn's ſo iſt, ſo muß ich freilich meinen halben Gulden wieder zurücknehmen. Ein Mann wie du biſt, belohnt ſich ſelbſt, und braucht keine andere Belohnung. Wie heißt du?“

„Sebaſtian Kluge,“ antwortete ich, „gnädiger Herr.“

„Den Namen,“ ſagte er, „will ich mir merken. Kann ich dir einmal wieder helfen, ſo kannſt du gewiß darauf rechnen.“

Nun ſchwenkte er den Hut, und ritt fort. Ich ging zurück und dachte bei mir ſelbſt, wenn der Menſch ſonſt Gutes thun will, ſo kann er es, auch wenn er kein Geld hat. Jetzt willſt du deiner lieben Frau und deinem lieben Kinde beiſtehen. Das iſt auch etwas Gutes, und koſtet wenig oder kein Geld.

Ich ging vergnügt nach meiner Stube zurück, und ſo, wie ich die Thür aufmachte, ſtreckte meine Frau die Arme nach mir aus, und rief: „Komm Kluge!“

Ich kam, ſie drückte mich an ihr Herz, und ſagte: „was für eine herrliche Frau iſt die gnädige Frau! Denk einmal, ſie kommt zu uns armen Leuten und ſteht uns in unſerer Noth bei! Willſt du mir wohl einen Gefallen thun? Kluge! He?“

„Von Herzen gern,“ antwortete ich, „wenn es ſich nur thun läßt. Was für einen Gefallen ſoll ich dir denn thun?

„Kurz und gut,“ ſagte ſie, „du ſollſt die gnädige Frau bei unſerm Kinde zur Gevatterin bitten.“

Ich riß mich von ihr los, trat an's Fenſter, und überlegte die Sache. Hernach drehete ich mich wieder um, und ſagte: „Mein liebes Rebekchen, das geht nicht, das kann

nicht ſein! Wir ſind arme Bauersleute, und das iſt eine gnädige Frau. Wenn der Menſch Gevattern bittet, ſo muß er bei ſeinem Stande bleiben. Wenn wir eine ſo vornehme Frau zur Gevatterin erbitten wollten, könnte es nicht das Anſehen haben, als wenn es uns um das Pathengeſchenk zu thun wäre? Willſt du wohl das auf dir ſitzen laſſen, daß Kluge und ſeine Frau Gevattern bäten, um ein Pathengeſchenk zu bekommen?“

Sie wendete noch eines und das andere ein, endlich gab ſie aber nach, und ich nahm meinen Hut und ging fort, um eine Freundin von meiner Frau zu bitten, daß ſie meinem Kinde zur Taufe beförderlich wäre.

Da ich ein paar Schritte von meinem Hauſe war, begegnete mir der gnädige Herr. Er fragte ſogleich, wo ich hingehen wollte, und da ich es ihm geſagt hatte, fragte er weiter: „Wirſt du einen großen Kindtaufſchmaus geben?“

„Daran,“ ſagte ich, „habe ich wirklich noch nicht gedacht. Meine Frau und mein Kind lagen mir ſo am Herzen, daß ich darüber alles vergeſſen habe.“

„Nun,“ ſagte er, „das iſt mir lieber, als wenn du ſo für den Kindtaufſchmaus geſorgt hätteſt, daß darüber deine Frau und dein Kind wären vergeſſen worden. Wenn du aber nun anfangen willſt, dich um Fleiſch und Braten, Bier und dergleichen, zu bekümmern, wer ſoll denn für deine Frau und dein Kind ſorgen?“

„Die Frau Schulzin,“ ſagte ich, „iſt ſo gut, daß ſie immer bei meiner Frau bleibt, und das iſt gar eine verſtändige brave Frau.“

„Das gefällt mir,“ fuhr der gnädige Herr fort, „weißt du denn aber, wo Mehl, Butter und Eier ſind? Wo du

die Löffel und Teller ſuchen? Wie viel Pfund Fleiſch du einkaufen ſollſt?“

„Freilich,“ ſagte ich, „weiß ich das nicht. Um dergleichen Dinge habe ich mich nie bekümmert, ſondern ſie meiner Frau überlaſſen, die iſt ja da, die kann ich ja um Rath fragen.“

„Das willſt du wirklich thun?“ fragte der gnädige Herr. „Da möchte ich deine Frau nicht ſein. Das arme Weib iſt durch die Geburt abgemattet, hat ihre Schmerzen an ihrem Leibe, hat die Ruhe ſo nöthig, nun willſt du alle Augenblicke kommen und fragen: wo ſteht denn die Butter? Von welchen Eiern ſoll ich denn nehmen? Wie viel Pfund Butter, wie viele Eier brauche ich denn zu einem Kuchen? Ich will es dir kurz und gut ſagen: viele Wöchnerinnen und Kinder werden bei den Kindtaufſchmäuſen verwahrlost. Anſtatt, daß aller Augen auf die Frau und das neugeborene Kind gerichtet ſein ſollten, ſo denkt das ganze Haus auf nichts, als auf kochen, ſieden und braten. Alle Augenblicke wird die kranke Frau angelaufen, und über hunderterlei Dinge gefragt, wie kann ſie denn da ausruhen? Nun verbrennt da ein Kuchen, dort geräth ein Braten nicht, es werden Schüſſeln und Töpfe zerbrochen, das wird ihr alles zu Ohren gebracht — ſtell' dir doch nur vor, wie es da der armen Frau zu Muthe ſein muß! Muß ſie ſich da nicht immer ängſtigen und ärgern? Nun wird die Stube voll Leute — Kluge ſtell' dir einmal vor, wie dir zu Muthe ſein würde, wenn du eine Wöchnerin wäreſt, hätteſt alle Augenblicke bald das, bald jenes nöthig, dabei man nicht gern andere Leute zuſehen läßt, und ſollteſt unter zwanzig bis dreißig Leuten liegen. Nun wird um ſie herum gegeſſen und getrunken, und ſie ſoll nichts davon

kriegen. Kannſt du es ihr denn verdenken, wenn ſie lüſtern wird? Da kommen denn die guten Freundinnen und ſtecken ihr zu, eine ein Tellerchen voll Stockfiſch, die andere ein Stück Kuchen, die dritte ein Glas Branntwein. Iſt's denn da ein Wunder, wenn den andern Tag die Wöchnerin krank iſt, oder das Kind den Tod von ihr trinket? Da heißt's hernach, die Krankheit der Wöchnerin und des Kindes wären Folgen der Geburt. Es iſt aber nicht wahr, ſie kommen faſt immer von der verkehrten Art her, wie beide behandelt werden, und — von den Kindtaufſchmäuſen."

„Aha," ſagte ich, „nun verſtehe ich's, warum die Kindtaufſchmäuſe im Gotha'ſchen Lande ſo ſtrenge verboten ſind. Die Obrigkeit hat das vermuthlich gethan zum Beſten der Wöchnerinnen und der Kinder."

„Ei das verſteht ſich," fuhr der gnädige Herr fort. „Eine Obrigkeit, die ihre Unterthanen liebt, kann keine Gewohnheit dulden, bei welcher das Leben der Unterthanen in Gefahr kommt."

„Wiſſen Sie was, gnädiger Herr," ſagte ich, „was ich thun will? Ich richte keinen Kindtaufſchmaus aus. Lieber warte ich, bis meine Frau wieder geſund iſt, und bitte dann etliche gute Freunde zu mir."

Damit war der gnädige Herr zufrieden und ging fort.

Den andern Tag ließ ich mein Kind taufen, und, da die Taufe vorbei war, ſetzte ich mich zu meiner Frau an's Bett und discurirte mit ihr ein Langes und Breites, wie wir unſer Kind erziehen wollten. „Das liebſte wäre mir," ſagte Rebekchen, „wenn das Mädchen das Kochen übernähme, daß ich mich deſto beſſer um die Feldarbeit und Viehzucht bekümmern könnte."

„Das iſt ganz gut," war meine Antwort, „es wird

aber noch ein Tröpfchen Waſſer verfließen, ehe es dahin kommt. Jetzt wollen wir lieber überlegen, was wir vor der Hand mit dem Kinde zu thun haben. Was willſt du ihm wohl zu eſſen geben?“

„Was anders,“ ſagte ſie, „als Mehlbrei, mit Butter geſchmelzt.“

„Und das nützt gar nichts,“ antwortete die Frau Schulzin, „die Kinder kriegen davon dicke Bäuche und andere ſchlimme Zufälle. Ich rathe Ihr, Frau Klugin, daß Sie lieber Semmelkrumen, die auf dem Reibeiſen gerieben ſind, in Milch abkocht, und ihr Kind damit füttert. Das hat mir die gnädige Frau gerathen, ich habe den Rath befolgt, und meine Kinder haben ſich immer wohl dabei befunden.“

„Heutiges Tages,“ murmelte die Wehemutter, „wird die Welt gar klug und will Alles beſſer wiſſen, als unſere Vorfahren. Ich bin bei Mehlbrei groß gezogen worden, und meine Mutter und meine Großmutter, und haben alle keine dicken Bäuche gekriegt, ſo lange wir noch Kinder waren.“

„Ganz recht,“ antwortete die Frau Schulzin, „die dickbäuchigten Kinder ſind geſtorben, begraben und vergeſſen, und können nicht mehr reden. Ich ſehe doch, daß unſer Kirchhof alle Jahre ziemlich Kreuzchen bekommt. Woher kommt's denn, daß ſo viele Kinder ſterben?“

Sie wollte antworten, ehe ſie aber ein Wort heraus brachte, holte ſie erſt etwas aus dem Maule und ſtrich es in ein Läppchen.

Ich ging hinzu und fragte, was ſie mache?

„Ob Er es weiß oder nicht,“ ſagte ſie, „das kleine Kind will doch etwas zu nulken (ſaugen) haben.“

„Nun,“ ſagte ich, „ich muß doch auch ſehen, was mein Kind nulken ſoll,“ und riß es ihr aus der Hand. Da war es gekauet Brod, welches mit Speichel vermiſcht war, und das ſie dem Kinde mit dem Lappen in's Mäulchen ſtecken wollte, daß es dran ſaugen ſollte.

„Iſt das dem Kinde auch etwas nütze?“ ſagte ich zur Frau Schulzin.

„Bei Leib und Leben nicht,“ antwortete ſie. „Die Kinder werden dadurch verwöhnt, wollen hernach immer etwas zu nulken und zu knabbern haben, man hat auch Exempel, daß ſie den Lappen hinunter geſogen haben und daran erſtickt ſind. Und Frau Aennchen, Sie ſollte ſo etwas gar nicht thun. Sie iſt eine alte Frau, hat die Gicht und andere Schmerzen an ſich. Nun miſcht Sie Ihren Speichel unter das Brod und will es dem Kinde einſtreichen — das kann ihm ja unmöglich geſund ſein. Ich habe immer gehört, daß der Speichel anſtecke, und daß man eben die Krankheit bekomme, die ein anderer an ſich hat, von dem man den Speichel verſchlucket. Vorige Woche habe ich es erſt noch im Krebsbüchelchen geleſen.“

Frau Aennchen wurde darüber böſe, ging fort und ſchlug die Thür zu.

Ich blieb noch ein Viertelſtündchen ſitzen, hernach wußten wir nichts mehr zu ſchwatzen, und ich hatte Langeweile. Nun iſt mir auf der Welt nichts unerträglicher, als die Langeweile. Lieber will ich arbeiten, daß die Schwarte knackt, als daß ich in der Stube ſitze, und die Fenſterſcheiben zähle. Ich konnte es alſo nicht lange aushalten, dachte hin und her, wie ich die paar Stunden gut anwenden wollte — auf einmal hatte ich einen Einfall. „Rebekchen,“ ſagte ich, „laß dir die Zeit nicht lang werden, ich

will nur ein paar Stündchen auf's Feld gehen, dann bin ich gleich wieder bei dir.“

Ich ging fort und nahm meinen Stephan mit. Wir gingen aus, nahmen eine Picke und einen Spaten, ſuchten an den Rändern, die auf dem Felde ſind, ein halb Dutzend wilde Birn- und Aepfelſtämmchen, und pflanzten ſie oben auf das Land, das ich erkauft hatte.

„Die ſollen,“ ſagte ich, „zum Andenken der Geburt meiner Tochter gepflanzet ſein!“

An den Bäumchen habe ich nun meine Freude lange Zeit gehabt, und habe ſie noch jetzt dran.

Das folgende Jahr pfropfte ich ſie, ſie kamen alle gut fort, und ich habe manchen Korb voll Obſt davon gebrochen. Faſt alle Sonntage, nach beiden Kirchen, ging ich mit meiner Frau und Kindern dahin, wir ſetzten uns unter die Bäume, discurirten, ſpielten und ſpaßten.

Bisweilen nahm ich auch meine Zitter, ſpielte und ſang dazu:

So glücklich, ſo vergnügt, als ich,
Sind wahrlich nicht auf Erden
Die Reichen: ach, ich grämte mich,
Sollt' ich ein Reicher werden.

Gold ſchätzen reiche Thoren nur,
Wer wird ſie drum beneiden?
Ich ſchätze meine ſchöne Flur,
Die! die gewährt mir Freuden!

So oft ich früh von meiner Höh',
Befreit von allen Sorgen,

Des Himmels Segen überſeh',
An einem ſchönen Morgen;

Im Hain, bei mildem Sonnenblick,
Die Vögel höre ſingen; —
Und unten nun im Thal, der Blick,
Wie meine Schäfchen ſpringen;

Wie in der erſten Morgenſtund
Im Dörfchen alles lebet,
Und fröhlich, munter und geſund,
Zur Arbeit ſich erhebet —

So oft ruf' ich: Mein Gott, wie gut,
Sind alle deine Werke!
Den Reichen gibſt du Geld und Gut,
Mir gibſt du Kraft und Stärke.

Und dann wird mir's ſo hell im Sinn,
So hell! — ich kann's nicht ſagen!
Ich eile fort zur Arbeit hin,
Und wollte Berge tragen.

Noch nie hat mir ein ſchwüler Tag
Kraft oder Muth benommen,
Er ſei ſo heiß er immer mag,
Muß doch der Abend kommen.

Und kommt er dann! o welche Luſt!
Wenn Frau und Kinder ſpringen,
Voll Freuden ſich um meine Bruſt,
Um meine Knie ſchlingen;

Wenn Lieb' und Unſchuld im Geſicht,
Sich alle zu mir ſetzen,
Und an dem ſüßen Milchgericht
Recht königlich ergötzen.

Und wenn wir dann herzinniglich
Gott unſer Danklied bringen,
Und mir ſo iſt, als wenn um mich
Die lieben Engel ſingen:

Dann fühl' ich's ganz, und ſag's oft laut,
Daß glücklicher und weiſer
Der iſt, der ſeinen Acker baut,
Als König oder Kaiſer.

Da ich das erſtemal meine Frau mit ihrem kleinen Mädchen auf den Platz führte, wohin ich die Bäumchen gepflanzet hatte, bat ich einige gute Freunde dazu, und ſchmauſete ein Bischen höher, als ſonſt meine Gewohnheit war. Wir kochten uns auf dem Felde einen Kaffee, verzehrten ihn, discurirten dabei, und gingen hernach nach Hauſe. Zu Hauſe genoſſen wir einen Braten und ein Paar Kuchen, tranken auch etliche Kannen Bier, und gingen herzlich vergnügt aus einander.

Des Nachts aber hatte ich einen ſchrecklichen Traum. Mir träumte, ich ging mit Rebekchen und meinem Kinde über Land, und da wir eine Strecke mit einander gegangen waren, kamen wir in einen Wald und verirrten uns. Es wurde uns angſt, wir liefen bald dahin, bald dorthin, endlich trat die Nacht ein, und es wurde ſo dunkel, wie in einer Kuh. Alle Haare ſtanden mir zu Berge, und

ich konnte vor Bangigkeit keinen Athem mehr holen. Ich hörte Wölfe heulen und Bären brummen, die uns immer näher kamen. Ich faßte Rebekchens Hand, wollte reden, konnte aber kein Wort hervorbringen. Endlich kam ein ſchrecklicher Bär mit feurigen Augen auf uns los, wir woll- ten laufen, konnten aber nicht von der Stelle kommen. Auf einmal kamen wir an ein großes Waſſer, das fürch- terlich braußte, und über welches wir nicht anders, als auf einem ſchmalen Stege kommen konnten. Ich ging vor- aus, meine Frau folgte mir nach, auf einmal that es ei- nen Plump in's Waſſer, meine Frau ſchrie: Ach Herr Jeſu! mein Kind! Darüber erſchrak ich ſo arg, daß ich aufwachte, und aus dem Bette ſprang.

„Fehlt dir was, Kluge?“ fragte meine Frau.

„Lebſt du noch?“ ſagte ich, „haſt du dein Kind noch?“

Die Frau erſchrak auch, fühlte nach dem Kinde und ſagte, „ja da iſt es.“

„Ja, lebt es denn auch noch?“ fragte ich weiter, und ſchlug ein Licht an. Das Kind ſchlief ſanft und ruhig. Aber mir zitterten alle Glieder. Meiner Frau ging es eben nicht beſſer. Sie wollte wiſſen, was mir fehle, ich ſagte aber, morgen ſollte ſie alles erfahren, und legte mich wieder in's Bette. Kaum aber war ich im Bette, ſo hatte ich einen neuen Schrecken. Es kniſterte in meiner Kammer, wie wenn Feuer drin wäre, ich ſchlug die Augen auf — daß Gott erbarme! da war es, wie wenn die ganze Kam- mer im Feuer ſtände. Ich ſprang wieder heraus, da brannte ein Hemde von meiner Frau, das ſie an die Wand gehängt hatte, lichterloh. Ich riß es herunter, wollte das Feuer austreten, und, da es nichts helfen wollte, goß ich es mit dem Waſchbecken aus.

Seb. Kluge.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ich ſahe nun, woher das Unglück gekommen war. Vor Schrecken hatte ich vergeſſen, den Schwefelfaden auszuthun, der hatte fortgebrannt, und das Hemde ergriffen. Man kann leicht denken, daß die Sache ohne Schreien und Lärmen nicht abging. Durch das Lärmen wurde das Kind aufgeweckt, und fing nun auch an zu ſchreien, wie wenn es am Spieße ſtäke.

An die Nacht will ich in meinem Leben denken. Meine Frau weinte, daß ihr die Thränen über die Backen rollten, ſie nahm das Kind, legte es an die Bruſt, und ſagte: „komm du armes Würmchen, ich will dir etwas zu trinken geben.“

Ich legte mich wieder in's Bette, konnte aber kein Auge zuthun, warf mich von einer Seite zur andern, und ſchlug mich mit lauter ängſtlichen Gedanken. Des Morgens ſtand ich müder auf, als ich mich hingelegt hatte.

Meine Frau wollte nun durchaus wiſſen, was mir gefehlt hätte. Ich ſagte es ihr, und nun ging erſt das Lamentiren recht an. „Denk an mich Kluge,“ ſagte ſie, „unſer Friederikchen ſtirbt! es ſtirbt! das bedeutet dein ſchwerer Traum.“ Da weinten wir beide, wie die kleinen Kinder.

Ich gab mich auch ſchon drein, daß ich mein Friederikchen einbüßen würde. Denn der Traum, der Traum! — nun kam noch der Umſtand auch dazu, daß das Kind den andern Tag wirklich krank war. Es winſelte, war gelb wie ein Spilling, wollte weder eſſen noch trinken, und glühete am ganzen Leibe.

Ich nahm meine Hacke und wollte an die Arbeit gehen, taumelte aber an den Wänden hin, wie wenn ich betrunken wäre.

Zum Glück begegnete mir unſer Herr Pfarrer, der

ſahe es mir gleich an den Augen an, daß mir etwas feh- len müſſe.

„Guten Morgen," ſagte er, „Nachbar Kluge, warum ſo traurig? Er iſt ja ſonſt immer ſo vergnügt geweſen, daß ich meine Freude an Ihm geſehen habe."

Da erzählte ich ihm die ganze Geſchichte, vom Anfange bis zum Ende, und auch, daß das Kind jetzt ſo krank wäre.

Er hörte bedächtig zu, legte das Kinn auf den Stock, und ſahe gerade vor ſich hin.

Da ich ausgeredet hatte, ſchwieg er ein Paar Minuten ſtille, und fing folgendes Geſpräch mit mir an:

„Hat Ihm denn in Seinem Leben noch nichts Schreckliches geträumt? beſinne Er ſich einmal!"

J. Ich wüßte eben nichts. Doch jetzt fällt es mir ein. Es werden nun fünf Jahre ſein, da träumte mir, daß ich gehenkt würde.

Pf. So! iſt Er denn gehenkt worden?

J. Wie Sie ſehen, ſo lebe ich noch.

Pf. Wenn alſo jener Traum nicht eingetroffen iſt, ſo wird dieſer gewiß auch nicht eintreffen. Träume ſind Gaukeleien der Seele, davon man den Grund immer finden kann, wenn man darüber nachdenkt. Wenn man recht geſund iſt, ſo träumt man lauter angenehme Sachen; iſt aber der Körper in Unordnung, ſo hat man ſchwere Träume. Was hat Er denn geſtern gegeſſen und getrunken?

J. Ich hatte einige gute Freunde bei mir, da tranken wir einen Kaffee mit einander, und aßen hernach einen Braten und Kuchen.

Pf. Aha! nun will ich den Traum bald erklären! geb Er Achtung! der Kaffee hat die Art an ſich, daß er Wal-

lungen im Blute macht. Da ſonſt das Blut ruhig durch die Adern läuft, ſo wallt es durch, wenn man Kaffee getrunken hat. Daher kömmt es manchmal, daß es den Leuten nach dem Kaffee ſo angſt wird, daß ſie auf keiner Stelle zu bleiben wiſſen. Das iſt eins! Nun ſag Er mir einmal weiter: ißt Er denn alle Tage Braten und Kuchen?

J. Da würde ich weit kommen, wenn ich das thun wollte.

Pf. Ich glaube es auch. Aber weil Er ſelten Braten und Kuchen genießt, ſo wird's ihm gut geſchmeckt, und Er wird mehr genoſſen haben als ſonſt. Dadurch iſt denn Sein Magen aufgetrieben worden. Nun hat Er da gelegen, die Adern ſind aufgetrieben geweſen vom Kaffee, und der Magen vom vielen Eſſen und Trinken, darüber iſt Ihm angſt und bange geworden. Da Er geſchlafen hat, ſo hat Er nicht gewußt, wie Ihm geſchieht, hat ſich nun allerlei eingebildet, es iſt ihm geweſen, als wenn jetzt ihm etwas Schreckliches begegnen müßte. Da es Ihm nun ſehr ſchrecklich wäre, wenn Er Sein Kind einbüßen ſollte, ſo iſt's Ihm ſo vorgekommen, als wenn das Kind in's Waſſer fiele. Begreift Er es denn?

J. Das begreife ich wohl. Wenn doch aber nur das Kind nicht krank wäre, wie geht denn das zu, daß gerade das Kind krank werden muß, nachdem ich den ſchweren Traum gehabt habe?

Pf. Das kann zufälligerweiſe geſchehen ſein. Sag Er mir aber doch einmal, iſt denn Seine Frau über den Lärmen, den Er angefangen hat, auch erſchrocken?

J. Noch ärger als ich. Sie zitterte wie ein Espenlaub.

Pf. Sie hat doch aber wohl das Kind gleich an die Bruſt gelegt?

J. Den Augenblick, ſobald als das Kind zu ſchreien anfing.

Pf. Da hat Er es! das arme Kind hat die Milch in ſich geſogen, die durch den Schrecken verderbt war, nun muß es dafür leiden.

„Wie der Menſch glaubt,“ fuhr der Herr Pfarrer fort, „ſo geſchieht ihm. Hätte Er an Seinen Traum nicht geglaubt, ſo würde Seinem Kinde nichts übels widerfahren ſein. Weil Er aber in der Meinung ſtand, daß der Traum eintreffen würde, ſo hätte Er darüber leicht, nicht nur Sein Kind, ſondern auch die Frau und das ganze Haus einbüßen können. Wäre Er nach dem Traume ruhig geblieben, ſo hätte Er Seiner Frau Hemde nicht angebrennt, die Frau wäre darüber nicht erſchrocken, und hätte nicht geſchrien, das Kind hätte folglich ruhig geſchlafen, hätte die Milch der erſchrockenen Mutter nicht in ſich geſogen, und wäre jetzt noch ſo geſund wie zuvor.“

J. Aber ich kann doch aus dieſem Traume die gute Lehre ziehen, daß ich mein Kind deſto ſorgfältiger in Acht nehme, daß nicht etwa der Traum einmal in Erfüllung gehet.

Pf. Kluge! Er iſt ein vernünftiger Mann, und hat bisher Sein Kind wohl in Acht genommen. Fahre Er ſo fort, ſo wird Sein Kind geſund und ſtark werden. Will Er aber etwa etwas mehreres thun, und z. E. das Kind vor der friſchen Luft verwahren, oder ihm viele Arznei einfüllen, ſo kann ſein Traum freilich eintreffen!

J. Noch etwas fällt mir ein. Ich merke daß mein Kind Zähne bekommen will. Es hat immer die Händchen im Munde, und läßt den Speichel heraus laufen. Meine

Frau gibt ihm deßwegen bisweilen einen Schlüſſel in das Händchen, daß es daran kauen muß. Aber außerdem wird es doch wohl nöthig ſein, daß ich noch etwas Arznei brauchen muß.

Pf. Kluge! Kluge! Bei Ihm trifft es doch recht ein, kluge Leute fehlen auch. Was ſoll denn das Kind mit dem Schlüſſel thun? der Schlüſſel iſt ja von einem kalten Metalle gemacht, wenn das Kind damit in den Mund fährt, ſo werden ja dadurch die Zähne zurückgeſchreckt. Laſſe Er von Stund an den Schlüſſel weg, und gebe dafür dem Kinde immer eine Brodrinde in die Hand, ſo wird es daran ſaugen, und das Zahnfleiſch daran reiben, daß die Zähne nach und nach durchbrechen können. Wozu will Er das arme Kind mit Arzneien martern? der Gott, der dem Baume Kraft gab, Knoſpen heraus zu treiben, und allen Thieren Kraft, ohne Arznei Zähne zu bekommen, der hat gewiß auch den Kindern eine ſolche Einrichtung gegeben, daß ſie, ohne Arznei, Zähne bekommen können. Laſſe Er nur der Natur ihren Lauf, und werde Er nicht gleich ängſtlich, wenn das Kind etwas ausſtehen muß. Leiden muß jeder Menſch. Viele werden dadurch unglücklich, daß ſie kleine Leiden ſogleich mit Arzneien und andern Mitteln vertreiben wollen. Sollte das Kind viel ausſtehen müſſen, ſo kaufe Er täglich ein Loth Habergrütze, zerſtoße es ein bischen, koche es mit einem Nößel Waſſer, thue etwas Zucker hinein, und laße davon das Kind etwas laulicht trinken, das wird ihm ſehr nützlich ſein. Das Uebrige überlaſſe Er dem lieben Gott."

Ich dankte dem lieben Herrn Pfarrer, ging an meine Arbeit, und fand, da ich nach Hauſe kam, mein Kind zwar noch krank, bald wurde es aber beſſer. Ich that auch al-

es, was mir der Herr Pfarrer wegen der Zähne gerathen hatte, und es bekam ſie, daß ich ſelbſt nicht wußte wie. Einigemal war es freilich ſehr unruhig und machte mir ſchlafloſe Nächte, hernach aber kam immer ein Zahn nach dem andern zum Vorſcheine.

Sobald mein Friederikchen etliche Zähne hatte, machte ich Anſtalt das erſte Capital anzulegen, das ich für ſie geſammelt hatte. Damit hatte es folgende Bewandtniß. Meine Frau hatte die Gewohnheit an ſich, daß ſie Jahr aus Jahr ein einheizte, wie es in vielen thüringiſchen Dörfern Mode iſt. Mitten im Sommer, wenn es bisweilen eine Hitze war, daß man kaum Athem holen konnte, mußte ſie doch dem Ofen ſein Recht anthun, und Feuer hinein machen. Ich ſtellte ihr vor, daß dieß ganz vergeblich ſei, ſie meinte aber, es wäre um des Viehes willen nöthig, das doch täglich warm Waſſer haben müſſe. *)

Ich ſagte, das wäre ja vergeblich. In Reinhardsbrunn, wo ich einmal durchgegangen wäre, hätte ich geſehen, daß das Vieh das ganze Jahr hindurch kein warmes Waſſer bekäme. Das half aber alles nichts. Manche Weiber ſind nun ſo, daß wenn ſie ſich einmal etwas in den Kopf geſetzt haben, ſie dabei bleiben, man mag auch ſingen und ſagen, was man will. Wollte ich Ruhe im Hauſe haben, ſo mußte ich halt ſtille ſchweigen.

Da mir aber meine Frau ſagte, daß ſie in andern Umſtänden wäre, ſo ging ich einmal Sonntags auf's Feld, legte mich unter einen Baum und hing da meinen Gedan-

---

*) Die Landleute in Thüringen haben gemeiniglich in ihren Oefen kupferne Pfannen, um darin Waſſer für das Vieh warm zu machen.

ken nach. Da ich nun ſo hin und her dachte, ſo fiel mir auf einmal ein Mittel ein, mein Weibchen dahin zu bringen, wohin ich ſie haben wollte. Das geht, das geht, dachte ich bei mir ſelbſt, ſprang auf und wußte vor Freude nicht, was ich anfangen ſollte.

Da kam Rebekchen und brachte mir eine Kanne Bier. „Was fehlt dir denn Kluge?“ ſagte ſie, „du biſt ja ſo freundlich, wie ein Ohrwürmchen.“

„Sollte ich denn,“ war meine Antwort, „nicht freundlich ſein, da ich nun bald Vater werden ſoll. Komm, ſetze dich zu mir, wir wollen einmal recht vergnügt ſein. Ich habe jetzt bei mir ſelbſt nachgedacht, was wir einmal unſerm Kinde mitgeben wollen, und da habe ich einen Einfall gehabt, der ſich gewaſchen hat. Ich will etliche Schafe kaufen. Wie lange wird es währen, ſo bekommen ſie Lämmer. Wenn dann das Kind nicht ſchweigen will, ſo gehen wir mit ihm in den Schafſtall und zeigen ihm die Lämmer, da lacht es denn, wenn es ſie ſpringen ſieht. Ich fange hernach eins, halte es ihm vor, und laſſe es von ihm ſtreicheln. Rebekchen bedenk’ nur einmal, was das für eine Luſt ſein wird, mit den Lämmerchen! Hernach laſſen wir die Schafe ſcheeren, verkaufen die Wolle und legen das Geld zurück. Die Lämmerchen werden nach und nach auch Schafe und bekommen wieder Lämmerchen. Nun verkaufen wir alle Jahre Wolle und die älteſten Schafe, und legen das Geld immer zurück. Wenn hernach das Kind groß wird und will heirathen, ſo geben wir ihm eine ganze Heerde Schafe und einen großen Beutel voll Geld mit. Da wollen wir recht luſtig ſein, und mit einander tanzen, wie an unſerm Hochzeittage.“

Rebekchen wollte ſich entzwei lachen, „Kluge,“ ſagte

ſie, „ich glaube du ſchwärmſt. Wo willſt du denn Futter für die Schafe herbekommen.“

„Das iſt,“ ſagte ich, „mein geringſter Kummer, an Futter ſoll es nicht fehlen.“

„Wo willſt du denn,“ fuhr ſie fort, „das Geld herbekommen, wovon du die Schafe kaufeſt?“

„Das iſt,“ ſagte ich, „das einzige Pünktchen, das noch nicht auf's reine iſt.“

„Siehſt du, Kluge,“ ſagte ſie, „daß du ſchwärmſt? du willſt Schafe kaufen, und haſt doch kein Geld dazu. Dir wird's gehen, wie der Frau, die Eier zu Markte trug, und ſo wie du berechnete, was ſie mit dem Gelde, das ſie aus den Eiern löſen würde, anfangen wollte. Die träumete auch von Schafen, Kühen, bauete ſich in Gedanken ein ſchönes Haus, ſprang vor Freuden hoch in die Höhe — pauz da lagen die Eier auf der Erde, Schafe, Rinder und Haus, alles lag da! Ha! ha! ha! geht dir's nicht eben ſo? wo iſt denn deine Heerde Schafe, und dein Beutel voll Geld, das du unſerm Kinde mitgeben willſt, wenn du jetzt ſo viel Geld nicht haſt, um Schafe kaufen zu können?“

„Lache dich nur ſatt,“ ſagte ich, „ich will dir doch noch zeigen, daß ich nicht auf den Kopf gefallen bin. Unſer Kind iſt noch nicht geboren. Ehe es ſo weit kommt, daß wir es zu den Lämmerchen tragen können, wird ſchon noch manches Tröpfchen Waſſer verfließen. Wenn wir nun von heute an etwas zurücklegten —“

„Wovon denn?“ fragte ſie, „wir haben ja ſelbſt nichts übrig.“

„Das iſt wohl wahr,“ ſagte ich, „ich habe aber bei mir ſelbſt gedacht, wenn wir im Sommer nicht mehr einheizten, legten das Holz alle Tage zurück, das wir bisher für

die liebe lange Weile verbrannten, und verkauften es nachher, ſo könnten wir ſchon ſo viel daraus löſen, daß wir im Stande wären, etliche Schafe zu kaufen.“

Sie wendete zwar noch allerlei ein, am Ende gab ſie mir aber doch Recht. Es wurde von der Stunde an im Sommer nicht mehr eingeheizt, und jeden Tag ſo viel Holz zurück gelegt, als wir ſonſt zu verbrennen pflegten.

Jetzt hatte ich nun einen großen Stoß Holz zuſammen, und machte Anſtalt, ihn zu verkaufen. Ich borgte einen Karren und ein Pferd, und führte ein Fuder Holz zu Markte nach Jena.

In Jena machte ich mein Holz bald zu Gelde, ging in die Garküche und aß eine Bratwurſt. Hernach ließ ich den Mann, dem das Fuhrwerk gehörte, und der gerne damit von Cahle etwas holen wollte, weiter fahren, und ich ging langſam nach Hauſe.

Da ich ſo an der Saale ging, kam eben eine Holzflöße geſchwommen, und ich hatte ſo eine große Freude daran, daß ich mich an das Ufer ſetzte, und zuſahe, wie die Leute, die auf der Flöße waren, ſie ſo artig lenkten. Da ſie vorbei geſchwommen war, ſtand ich auf und wollte weiter gehen. Da ich aber den linken Arm aufſtellte, um mich empor zu richten, kriegte ich, weiß der liebe Gott, wie? einen Beutel voll Geld in die Hand. Ich machte ihn auf — da waren acht Dukaten und ein Laubthaler darinnen. Heda! dachte ich, da haſt du auf einmal Geld, davon du Acker und ein Paar Schafe für dein Friederikchen kaufen kannſt. Ich ſteckte den Beutel ein, und lief, wie wenn mir der Kopf brennte. Kaum war ich aber ein Fleckchen fort, ſo ſtand ich wieder ſtille und dachte der Sache ein Bischen weiter nach. Iſt das auch wohl recht, daß du den

Beutel ſo geradezu behältſt? Du mußt doch wohl erſt verſuchen, ob du den nicht auskundſchaften kannſt, der ihn verloren hat, ſonſt iſt es ja ſo gut, als wenn du den Beutel geſtohlen hätteſt. Und geſtohlen Gut würde wohl Friederikchen wenig Segen bringen.

Da ich die Sache ſo hin und her überlegte, ſahe ich einen Burſchen gelaufen kommen, der an dem Orte, wo ich geſeſſen hatte, hin und her ſuchte.

Aha! dachte ich, der hat den Beutel verloren. Gehſt du zu ihm? oder gehſt du nicht? Du willſt gehen, ſagte ich zu mir ſelbſt, biſt ſo lange ein ehrlicher Kerl geweſen, und haſt dich dabei wohl befunden, ſo willſt du auch nun nicht ein Schelm werden.

Ich ging alſo zurück, ganz langſam, wie wenn mich mein Weg da vorbei trüge, und da ich zu dem Burſchen kam, ſtand ich ſtille und fragte: „Hat Er denn etwas verloren, Herr Schwager?“ *)

„Ei,“ ſagte er, „jawohl. Da hatte ich meine Kleider ausgezogen und mich gebadet, darüber habe ich meinen Geldbeutel verloren.“

„So?“ fuhr ich fort, „war denn viel Geld in dem Beutel?“

„Acht Dukaten,“ antwortete er, „und ein Laubthaler.“

Da griff ich in die Taſche, holte den Beutel langſam heraus, hielt ihn in die Höhe und fragte: „Das wird er doch wohl nicht ſein?“

Herr Jemine! hatte der Burſche nicht eine Freude!

---

*) So pflegen in und bei Jena die Studirenden und Bauern einander im Scherz zu nennen.

„Ja wohl,“ ſagte er, „iſt das mein Beutel. Willſt du mir ihn wiedergeben?“

„Das verſteht ſich,“ ſagte ich, und drückte ihm ſogleich den Beutel in die Hand. Er machte ihn auf, holte einen Dukaten heraus, und wollte ihn mir geben.

„Daraus wird nichts, Herr Schwager,“ ſagte ich, „behalte er ſein Geld in Gottes Namen, ich nehme nichts an. Ich habe nichts gethan, als was ich thun mußte, wenn ich kein Schelm ſein wollte.“

„Du willſt kein Trinkgeld annehmen?“ antwortete er, und wollte mir es mit Gewalt aufdringen.

Ich that es aber durchaus nicht, und ſagte: „Ich nehme nichts. Wenn mir der Herr Schwager aber eine Gefälligkeit erzeigen will, ſo ſage er mir doch nur, warum er ſich eigentlich gebadet hat. Bei uns wohnen ſo viele Leute, und es kommt keinem in den Sinn, ſich zu baden. „Hör', Schwager,“ antwortete er, „du biſt ein flotter (braver) Kerl, wie mir noch keiner vorgekommen iſt. Ich will dir auf alles antworten, du mußt mir aber auch den Gefallen thun, und mit mir auf's Geleitshaus gehen, und eine Kanne Köſtritzer Bier mit mir trinken.“

Ich ging mit, und auf dem Wege fingen wir folgendes Geſpräch mit einander an:

B. Höre Schwager! ich will dir nun alles ſagen, warum ich mich bade, und warum ſich eigentlich Jedermann baden ſollte. Jeder Menſch dünſtet aus, und wenn die Ausdünſtung immer auf dem Leibe bleibt, ſo wird ſie ſcharf, frißt um ſich, und da entſtehen denn allerlei ſchlimme Zufälle. Wenn man den Kopf und Hals nicht fleißig wäſcht, und wohl gar Pelzmützen trägt, ſo bekommt man Ausſchlag auf dem Kopfe, rothe Augen, Ohrenzwang, Zahnſchmerzen

und andere dergleichen unangenehme Zufälle mehr. Wäſcht man die Füße nicht, ſo bekommt man von dem ſcharfen Schweiße ſtinkende Füße und Leichdornen. Wäſcht man den Leib nicht, ſo wird man da und dort wund, bekommt Geſchwüre und allerlei andere Ausſchläge. Badet man ſich aber fleißig, ſo bleibt die Haut rein, und alle dieſe Plagen fallen weg. Nun will ich dir noch etwas ſagen. Das friſche Waſſer ſtärkt. Wenn die Glieder immer unter den warmen Kleidern bleiben, ſo wird alles ſchlaff. Da läuft z. E. unter dem Rückgrate eine große Ader hin, wenn dieſe zu warm gehalten wird, ſo wird ſie immer ſchlaffer, und das Blut fängt darin an zu ſtocken. Da kommen hernach Rückenſchmerzen, und am Ende gar die goldene Ader.

J. Die Rückenſchmerzen habe ich wirklich auch ſeit acht Tagen gefühlt.

B. Siehſt du? Für alles das iſt nun das kalte Bad gut. Wenn man aus dem Waſſer kommt, ſo iſt man wie neu geboren.

J. Das hört ſich ganz artig zu. Ich habe aber doch gehört, daß Leute, die ſich kalt gebadet haben, vom Schlage ſind gerührt worden.

B. Das kann wohl ſein. Ich will dir aber einen guten Rath geben, wie du es anfangen mußt, daß dich der Schlag nicht rührt. Erſtlich darfſt du nicht ſogleich in's kalte Waſſer gehen, wenn du ſchwitzeſt, ſondern mußt dich erſt langſam ausziehen, und nach und nach kalt werden. Ferner darfſt du dich nicht von unten herauf baden, ſonſt tritt das Blut nach dem Herzen und Kopfe zu, und kann leicht einen Schlagfluß verurſachen. Du mußt erſt den Kopf untertauchen, hernach die Bruſt waſchen, und dann

erſt in's Waſſer gehen, ſo haſt du gewiß keinen Schlagfluß zu beſorgen.

J. Hm! aber ereignet ſich denn nicht bisweilen der Fall, daß Leute erſaufen?

V. Ei ja wohl! das iſt ſonſt in Jena gar vielmal geſchehen. Seit einiger Zeit laſſen aber die Herren Profeſſoren jährlich einen Haloren von Halle kommen, und die ganze Saale unterſuchen. Wo nun der Halore ein tiefes Loch findet, da laſſen ſie zur Warnung an das Ufer einen Pfahl hinſetzen, und daran ſchreiben: „hier iſt es gefährlich, ſich zu baden!“ Seit der Zeit iſt Niemand mehr ertrunken, als — wer es ſich vorgenommen hatte, zu ertrinken.

J. Aber — es iſt doch ſo gar unverſchämt, ſich an einem öffentlichen Orte nackend auszuziehen.

V. Darin haſt du Recht. Wer aber kein liederlicher Menſch iſt, der badet ſich nicht an öffentlichen Orten, ſondern auf Plätzen, wo nicht viele Menſchen vorbei gehen. Hernach zieht er auch, ehe er das Hemde ablegt, allemal erſt Badehoſen an, wodurch alles bedeckt wird, was ſchamhafte Menſchen zu bedecken pflegen.

J. Das iſt nun alles gut. Das Baden iſt aber doch nur eine Kur für den Sommer. Was ſoll man denn aber im Winter anfangen? Unter das Eis kann man doch nicht kriechen.

V. Warum nicht? Wenn man ſich dazu gewöhnt hat, ſo kann man auch in gefrornem Waſſer ſich baden. Dir will ich es aber nicht anrathen, weil du dazu nicht gewöhnt biſt. Ich will dir aber doch einen Rath geben, wie du dich auch im Winter baden kannſt. Trage dir einen Kübel voll eiskaltes Waſſer in deine Stube, dann ſchließe die Thür zu, ziehe dich nackend aus, waſche dir

mit einem Schwamme erſt den Kopf, dann den Nacken und Hals, ferner die Bruſt, endlich die übrigen Theile. Vorzüglich fahre mit dem naſſen Schwamme etliche Mal über den Rückgrat, bis an das Ende deſſelben weg. Gib Achtung, es wird dir ſehr nützlich ſein.

J. Woher weiß Er denn das alles? Herr Schwager. Ich glaube, Er will ein Doctor werden.

B. Warum denn nicht gar ein Doctor? Ich ſtudire, um einmal ein guter Prediger zu werden. Wie kommſt du denn auf den Einfall, daß ich ein Doctor (ein Arzt) werden wollte?

J. Weil Er alles weiß, wie es mit dem menſchlichen Körper beſchaffen und was ihm zuträglich, und was ihm nicht zuträglich iſt.

B. Sag' mir aber doch, weißt du denn, was du thun mußt, um den Acker gut zu bauen?

J. Das verſteht ſich. Wer Acker hat, der muß auch wiſſen, wie man den Acker bauen muß.

B. Ganz recht, und wer einen Körper hat, der muß auch wiſſen, wie man den Körper geſund erhalten muß.

J. Ich bin auch Seiner Meinung, Herr Schwager. Aber wir dürfen nicht zu laut ſprechen, daß es die Herren Doctors nicht hören; die würden ſchlecht mit uns zufrieden ſein.

B. Da mußt du die Aerzte ſchlecht kennen. Ein vernünftiger Arzt hat es immer gern, wenn die Leute ſich ſelbſt geſund zu erhalten wiſſen, da wird er doch nicht immer von ihnen gehudelt und alle Augenblicke abgerufen, wenn dem und jenem etwa einmal der Schweiß zurück geſchlagen iſt, oder ſich ein bischen Schnupfen eingefunden hat.

J. Wenn es aber alle Leute ſo machten, ſo würden die Aerzte ſchmale Biſſen eſſen müſſen.

B. Darum ſei du nur unbeſorgt! das wirſt du und ich nicht erleben. Die meiſten Leute glauben und bleiben dabei, wenn ihnen etwas fehlt, ſo könne Niemand helfen, als der Arzt.

Probire es einmal und rathe einem, der ſich den Magen verdorben hat, er ſolle ein Paar Schalen Fliederthee trinken, er wird dich auslachen. Wenn aber der Arzt kommt und befühlt ihm den Puls und ſchreibt ihm ein Recept, worin recht viel Lateiniſch und mancherlei Zeichen ſtehen, die er nicht verſteht, ja dann iſt es etwas anderes, da glaubt er, das müſſe helfen. Und hernach kommen doch Fälle genug vor, wo ſich auch der klügſte Menſch nicht ſelbſt zu helfen weiß, und zum Arzte ſeine Zuflucht nehmen muß.

J. Aber ſag' er mir nur, woher er das Alles gelernet hat?

B. Von meinem Vater. Der war ein Prediger in Pommern und hatte zwölf lebendige Kinder, davon ich das jüngſte bin, und die alle ſo geſund waren wie die Fiſche. Das war gar ein artiger Mann. Wenn er mit uns des Morgens ſang, ſo war das immer ſein Leibvers:

„Geſunden Leib gib mir,
Und daß in ſolchem Leib,
Eine unverletzte Seel'
Und rein Gewiſſen bleib.“

Hernach gab er uns das Frühſtück und discurirte allerlei mit uns. Kinder, ſagte er oft, Geld kann ich euch nicht mitgeben, dafür will ich aber ſorgen, daß ihr einmal geſunden Leib, eine unverletzte Seele und ein rein Gewiſſen

bekommt. Bisweilen beſuchten ihn die benachbarten Prediger, brachten ihre Kinder mit, und ließen ſie anſagen, was ſie alles gelernet hatten. Da lächelte mein Vater allemal und ſagte: „ehe meine Kinder die Geheimniſſe in Gott kennen lernen, will ich ſie erſt mit ihrem Körper bekannt machen, und ehe ſie lernen, wie das Waſſer auf Lateiniſch heiße, will ich ihnen erſt zeigen, wozu man es benutzen kann.“ Wenn ſeine Kinder vier Wochen alt waren, ſo ließ er ſie täglich mit kaltem Waſſer waſchen. Den Sommer durch ging er alle Tage mit etlichen von ſeinen größern Kindern an den Fluß, der durch ſeinen Garten floß, und badete ſich.

Manche Leute wollten ihm das für übel nehmen und ſagten, das ſchicke ſich für einen Prediger nicht. Er gab aber allemal zur Antwort: „lieben Freunde, das Baden iſt eine unſchuldige Sache, und es kann es damit jeder Menſch halten, wie er will. Wenn es Sünde wäre, ſo würde es ja der Prophet Eliſa dem Naeman nicht gerathen haben. Der Prophet Eliſa war ja auch ein gottesfürchtiger Mann, ſonſt würde ihm ja der Prophet Elias nicht ſeinen Mantel hinterlaſſen haben. Wenn es Unrecht wäre, ſo würde ja unſer Heiland nicht in den Jordan geſtiegen ſein.“

„Es hat ſo jeder ſeine eigene Art und Weiſe. Um eure Geſundheit zu erhalten, laxirt, purgirt und vomirt ihr, ſchwitzt und laßt Ader, und ſchröpft, und ſetzt Blutigel und ſpaniſche Fliegen, und laßt euch klyſtiren. Um meine Geſundheit zu erhalten — bade ich mich. Ich laſſe euch euren Willen, ſeid ſo gut und laßt mir auch den meinigen. Ihr ſchreit, ich ſchlüge meine Kinder mit der Hand todt, und meine Kinder ſind immer friſch und geſund und ſtirbt mir keines. Bei euch ſterben von dreien immer wenigſtens eines,

und die übrigen zweie ſind gemeiniglich nicht geſund, und doch ſage ich nicht, daß ihr ſie mit der Hand todt ſchlüget. Drum laßt mir meinen Willen, ich will euch den eurigen auch laſſen.“

J. Den Herrn möchte ich gekannt haben, das muß ein verſtändiger, wackerer Prediger geweſen ſein. Ich will es doch probiren und mich auch baden.

B. Da thuſt du wohl daran. Aber noch eins, wenn du dich baden willſt, ſo thue es immer vor Tiſche. Nach Tiſche ſoll es nicht geſund ſein.

Er wollte weiter reden, da wir aber eben an das Geleitshaus kamen, ſo wurde der Discurs unterbrochen. Auf dem Geleitshauſe waren wohl zwölf Herren Studenten, die alle große Augen machten, da ſie einen ſo geringen Menſchen in ihre Geſellſchaft kommen ſahen. Da aber der Pommeraner erzählte, was zwiſchen ihm und mir vorgefallen war, ſo traten ſie alle um mich herum, und konnten des Lobens und Rühmens gar nicht ſatt werden.

„Ich weiß gar nicht, meine Herren,“ ſagte ich, „warum Sie von der Sache ſo viel Aufhebens machen. Ich habe ja weiter gar nichts gethan, als was jeder ehrliche Kerl thun muß. Ich wäre ja nicht werth, daß mich Gottes Erdboden trüge, wenn ich einem andern ſein Eigenthum hätte rauben wollen.“

„Bravo! das gefällt mir,“ ſagte ein ſchöner langer Menſch, und klopfte mich auf die Achſeln. „Gerade ſo muß der rechtſchaffene Mann handeln. Er muß das Gute thun, nicht, um gelobt zu werden, ſondern deßwegen, weil es gut iſt.“

„Ja, Kluge,“ ſagte ein kleiner, freundlicher Mann, „das iſt wahr, du biſt ein braver Mann.“

Trank mir ein Glas Köſtritzer Bier zu, und ſagte: „Schmollis Kluge!“

„Nichts für ungut!“ antwortete ich, „lieber Herr Schwager! das iſt mir zu gelehrt. Ich habe kein Latein gelernt.“

„Das brauchſt du auch nicht. Trink' du nur, und ſprich Fiducit.“

„Auf Ihre Verantwortung,“ ſagte ich, „Fiducit!“ *) Da ich nun etwa vier Gläſer getrunken hatte, nahm ich meinen Stock und wollte fortgehen. Da brachte mir aber ein anderer Burſche noch einen Krug voll Bier.

Ich ſagte: „ſoll ich denn ohne Laterne nach Hauſe gehen?“

„Ohne Laterne?“ fragte der Burſche, „wie verſtehſt du denn das?“

„Sehn Sie, meine Herren,“ ſagte ich, „wenn man in der Nacht geht, ſo muß man eine Laterne bei ſich haben, daß man nicht ſtolpert, oder in einen Graben fällt. Wir gehen, wie es mir vorkommt, alle in der Nacht, und verfehlen gar leicht den rechten Weg. Da iſt nun unſere Laterne, wie unſer Herr Pfarrer zu ſagen pflegt, unſer Verſtand. Wer mich nöthigt, meinen Verſtand zu vertrinken, der löſcht meine Laterne aus, das wollen Sie doch wohl nicht thun?“

„Nein,“ ſagten alle, „das wollen wir nicht thun. Halt dich nur an deinen Herrn Pfarrer,“ ſagte ein anderer, „und laß dir immer viel Oel in die Laterne gießen, daß ſie nicht von ſich ſelbſt auslöſcht!“

---

*) Dieſe zwei Wörter ſagten ſonſt die Studirenden bisweilen im Scherz, wenn ſie einander eine Geſundheit zubrachten.

„Leben Sie alle recht wohl, meine Herren,“ antwortete ich, „und nehmen ſie mir nichts vor übel.“

Da drückten ſie mir Alle die Hände, und lobten mich ſo ſehr, daß ich mich ſchäme, es nachzuſagen.

Auf dem Wege dachte ich nun Allem, was vorgefallen war, recht nach. Das war gut, dachte ich, daß du den Beutel nicht behielteſt. Wenn du ihn nun behalten hätteſt, was wäre es? Acht lumpigte Ducaten und einen Laubthaler hätteſt du. Was wäre das? ſo viel kannſt du dir ja, wenn du deine Zeit gut anwendeſt, leicht mit gutem Gewiſſen erwerben. Bei dieſem Gelde hätteſt du aber ein böſes Gewiſſen, trauteſt Niemanden recht anzuſehen, könnteſt nicht mit Andacht beten. Hm! Hm! und dein Rebekchen iſt eine ſo brave Frau! hat dich immer ſo lieb gehabt, weil ſie dich für einen ehrlichen Kerl hielt. Hätteſt du den Beutel mit Geld nach Hauſe gebracht: ſo hätte es Rebekchen entweder gut geheißen, oder nicht. Hieß ſie es gut, ſo war ſie eine Frau, die nichts werth iſt. Hieß ſie es aber nicht gut, ſo konnte ſie mich auch nicht mehr lieb haben. Wie iſt's denn möglich, daß eine ehrliche Frau einen ſchlechten Kerl lieb haben kann?

Da hätte ich nun die Beſcherung! und wenn ich einen ganzen Sack voll Geld zu verdienen wüßte, ſo iſt er mir doch nicht ſo lieb, als die Liebe meiner Frau.

Und wenn ich das Geld behalten hätte, ſo hätte ich ja den braven Burſchen nicht kennen lernen. Wenn das alles wahr iſt, was er mir geſagt hat, ſo iſt ja das mehr als hundert Ducaten werth, was ich von ihm gelernt habe. Und wie dich die Burſche ſo lieb bekommen haben! Wenn du wieder Holz oder ſonſt etwas zu Markte bringſt — was gilt's, ſie kaufen von Klugen am erſten.

So ſchlenderte ich fort, und ſah in der Dämmerung einen Haſen mit ſeinen Jungen herum ſpringen. Das Ding gefiel mir. Ich ſetzte mich nieder, und ſah den Häschen ein Bischen zu.

Da ich aber am beſten ſaß, hielt mir Jemand die Augen zu und fragte: „Wer iſt's?"

Sogleich konnte ich es nicht errathen, weil die Stimme verſtellt war. Ich griff alſo nach den Händen, die mir die Augen zuhielten, und, da ich an dem kleinen Finger der rechten Hand eine Warze fühlte, ſo merkte ich gleich mit wem ich es zu thun hatte. „Rebekchen iſt's," rief ich.

Den Augenblick wurden mir die Augen frei gelaſſen, und Rebekchen hing an meinem Halſe. Das war gar eine herzliche Freude. Ich glaube überhaupt, daß es eine der größten Freuden iſt, die der Menſch auf Erden finden kann, wenn er nach einer Reiſe in die Arme einer lieben guten Frau zurückkehrt. Sie nahm mich bei der Hand, und wir gingen unter mancherlei Discurſen nach Hauſe.

Da ich in die Stube kam, war der Tiſch ſchon gedeckt, Rebekchen lief in die Küche, holte ein Paar gebratene Tauben, Butter, Käſe und Brod, und eine Kanne Bier.

„Du tractirſt mich ja heute gar hoch," ſagte ich.

„Wer wollte denn," war ihre Antwort' „einen ſo lieben Mann nicht tractiren. Du haſt heute einen beſchwerlichen Weg gehabt, da iſt es ja auch billig, daß du auch etwas beſſres, als ſonſt genießeſt. Wir haben ja auch alles ſelbſt, und ich habe kein Geld ausgegeben, als für die Kanne Bier. Die haſt du aber, dächte ich, gar wohl verdient."

Ich glaube dem Kaiſer von Fetz und Marokko konnte es dazumal nicht beſſer ſchmecken, als mir. Die Motion hatte mir guten Appetit gemacht, und die Liebe meiner

Frau machte, daß es mir noch beſſer ſchmeckte. Sie zeigte mir doch, daß ſie mich in meiner Abweſenheit nicht vergeſſen hatte.

Bei Tiſche ſprachen wir noch mancherlei über unſere Haushaltung, und wie wir künftig alles beſſer einrichten wollten. Da klagte nun Rebekchen, daß ſie durch unſere kleine Tochter zu ſehr verſäumet würde. Den ganzen Tag müſſe ſie ſie faſt auf dem Arme tragen, könnte keine Hand aufſchlagen, und alles blieb liegen und ſtehen. Ich ſtrich unterdeſſen Butter auf mein Brod, und überlegte, wie ich der guten Frau helfen könnte. Da fielen mir die jungen Häschen ein, die ich mit dem Alten hatte ſpielen ſehen. „Wie müſſen denn," ſagte ich, „die jungen Haſen thun? Die werden ja auch von der Mutter nicht getragen, und lernen doch ſo gut laufen, als es unſer Friederikchen in ſeinem Leben nicht lernen wird. Vielleicht kommt das eben daher, weil ſie von dem alten Haſen nicht getragen werden."

Rebekchen lachte, und ſagte: „ein Kind iſt kein Haſe. Haſt du wohl in deinem Leben gehört, daß die Kinder ſo geſchwind laufen lernen, als die Haſen?"

„Das wohl nicht," war meine Antwort, „vielleicht lernten aber die Kinder das Laufen geſchwinder, wenn ſie nicht immer getragen würden. Weißt du was, verſuche es morgen, und ſetze Friederikchen auf die Erde, und ſieh zu, ob ſie nicht nach und nach wird kriechen lernen."

„Kriechen wohl," ſagte Rebekchen, und lachte laut, „ſoll denn aber dein Kind ein Wurm werden, der kriecht?"

Es wurde noch hin und her disputirt, endlich hatte ich das Disputiren ſatt, nahm das Licht und ſagte: „weißt

du was, Rebekchen, ich bin müde, und gehe zu Bette. Wenn du mit willſt, ſo komm!“

Sie kam. Den andern Morgen ſchickte ich ſie auf das Feld an ihre Arbeit und ſagte, ich wollte heute ſelbſt Kinderwärterin ſein. Sie ließ es ſich gefallen, und ich ſetzte Friederikchen auf die Erde, holte eine Hand voll Laub, legte es um ſie herum, und ſahe zu, was ſie beginnen würde.

Da holte ſie nun ein Büſchchen nach dem andern herbei, ſpielte damit, warf es hin, und holte es wieder.

Einmal reichte ſie nach einem, fiel um, und fing an zu ſchreien. Schrei du nur, dachte ich, und that nicht, als wenn ich es hörete. Da rutſchte ſie auf dem Bauche fort, und holete es.

Ich hatte darüber gar eine herzliche Freude, bei meiner Frau verdiente ich aber damit wenigen Dank. Dieſe knurrete, als ſie nach Hauſe kam, und meinte, bei dem Kriechen würde zu viel an der Kleidung ruiniret. Ich ſtrich ihr aber die Backen, und ſagte: „weißt du denn nicht, wie in der Bibel ſteht: iſt nicht der Leib mehr als die Kleidung? Iſt's denn nicht beſſer, daß die Kleidung zu Grunde geht, als daß der Leib ſchwach und kraftlos bleibt?“

Kurz, ich brachte meine Frau durch gute und böſe Worte dahin, daß ſie das Kind weniger trug und deſto öfter kriechen ließ. War ſie zu Hauſe, ſo kroch es in der Stube, war ſie aber auf dem Felde, und es war gut Wetter, ſo ließ ſie es neben ſich herum kriechen.

Es währete nicht lange, ſo kroch mein Friederikchen an die Bank, half ſich empor und ſtand, nach wenigen Wochen lief es an der Bank hin und her. Darauf ſetzte ich durch die ganze Stube hin Stühle, immer ſo weit von einander,

daß ſie keinen mit den Händen erreichen konnte, und legte auf jeden ein Paar Kirſchen. Die Kirſchen machten ihr Appetit, ſie ſchielte darnach, ſchrie: „ah! ah!“ Da ich aber nicht that, als wenn ich es hörete, ſo verſuchte ſie es, und wackelte nach dem einen Stuhle hin. Da ihr dieſes gelungen war, bekam ſie mehr Muth, und ging auch nach den übrigen Stühlen.

Nach ein Paar Wochen hatten wir einen Tag, der uns ſo viel Freude machte, als unſer Hochzeittag. Es war nämlich Sonntag, und ich las meiner Frau etwas aus dem Noth- und Hülfsbüchlein vor. Auf einmal kam Friederikchen ganz allein durch die Stube gelaufen, und, da ſie es einmal probirt hatte, ſo blieb ſie auch dabei, und lernte von der Stunde an ohne Anſtoß laufen.

Auf dieſe Art haben alle meine Kinder laufen gelernt. Kein Laufzaum, kein Gängelwagen iſt jemals in mein Haus gekommen. Keins von meinen Kindern hat eine hohe Schulter, oder einen Dollfuß bekommen. Alle ſind ſie aufgewachſen ſo ſchlank, wie die Erlen, daß ſie Menſchenaugen gern ſahen.

Wenn ich hernach in die Stadt gekommen bin, und habe geſehen, wie manche Stadtleute ihre Kinder erziehen, ſo habe ich oft meine Betrachtungen darüber gehabt, und bei mir ſelbſt gedacht, woher es wohl kommen möge, daß doch viele Stadtleute, die immer klüger ſein wollen, als wir Bauersleute, doch in Anſehung der Kinderzucht ſo gewaltig einfältig ſind. Ich bin, ſo wahr ich ehrlich bin, in Häuſer gekommen, wo ſie die Kinder den ganzen Tag im warmen Mantel tragen, an Läufbändern führten, oder in der Laufbank umherlaufen ließen. Was kam aber dabei heraus? Durch das Zuſammenpreſſen der Füße in dem

Mantel, wurden die Beine krumm, und durch das Herum- zerren an Laufbändern wurden die Schulterblätter in die Höhe gezogen. Laufen lernen ſolche Kinder kaum vor dem ſechſten Jahre. Bis dahin wackelten ſie, wie die jungen Enten.

Ich erinnere mich noch, daß ich einmal mit Friede- rikchen, da ſie ungefähr zehn Jahre alt war, in die Stadt ging, und ein Paar Schock Eier zu Markte trug. Wir ver- kauften ſie bei einer Frau Rathsherrin. Die hatte nun ſich ganz in mein Mädchen vernarret, lobte und rühmte ſie, und ſagte, ſie hätte lange Zeit ſo ein allerliebſtes, ſchönes, geſundes Kind nicht geſehen. Sie mußte mit in die Kinderſtube gehen, und bekam von ihr eine Schale Kaffee, und ein Paar Zwiebäcke.

Bei der Gelegenheit bekam ich nun auch ihre Kinder zu ſehen. Daß Gott tauſendmal im Himmel erbarme, wa- ren das nicht Kinder! Das eine hatte einen dicken Bauch, das andere eine hohe Schulter, das dritte krumme Beine.

Weil uns die Frau Rathsherrin ſo gut aufgenommen hatte, ſo dachte ich, du möchteſt ja wohl auch dankbar ſein, und der lieben Frau einen guten Rath geben. Da ſie alſo mein Mädchen auf die Backen klopfte, und ſie wieder lobte, ſo nahm ich mir die Kühnheit und ſagte: „Wenn ſie es nicht für ungut nehmen wollen, ſo wollte ich Ihnen wohl ſagen, was Sie thun müßten, daß Ihre lieben Kinder auch ſo geſund würden, als meine Friederike.“

Da machte ſie mir aber eine gewaltige Runzel und fragte: „was wäre denn das?“

„Weiter gar nichts,“ antwortete ich, „als daß Sie die Kinder nicht ließen ſo viel im Mantel tragen, und ließen ſie nicht an Laufbändern herum führen, ſondern ließen ſie

lieber erſt kriechen, ſo lange, bis ſie das Gehen von ſelbſt lernten.“

„So!“ ſagte ſie, und machte mir ein ſchrecklich böſes Geſicht, „meine Kinder ſind aber keine Bauernkinder, und ſind nicht auf der Kartoffelmaſt.“

Aha! dachte ich, ſchreibt die Kreide ſo, ſo willſt du gern abziehen. Ich machte alſo meinen Bückling und ging fort.

Auf dem Wege dankte ich dem lieben Gott recht herzlich für alles Gute, das er bisher an mir gethan hatte. Du willſt, dachte ich, gern mit deinem Zuſtande zufrieden ſein. Du haſt zwar nicht ſo vieles Geld, als die Leute, die in Städten wohnen, dagegen biſt du aber doch geſund, und haſt geſunde Kinder. Die ſind doch mehr als Gold und Silber werth.

Bald hätte ich vergeſſen zu ſagen, was ich mit dem Gelde angefangen habe, das ich aus dem Holze, das den Sommer hindurch war erſparet worden, gelöſet hatte.

Ich brachte drei baare Thaler mit nach Hauſe, die zählte ich meiner Frau auf, und ſagte, „ſieh, hier iſt unſerer Tochter Heirathsgut!“

Da lachte meine Frau laut auf und ſagte, „davon kann ſie ſich ja das Salz und Brod nicht kaufen, das auf der Hochzeit aufgeht.“ Ich gab ihr aber zur Antwort, „dafür laß du mich nur ſorgen!“

Den folgenden Tag ſteckte ich mein Geld in die Taſche, ging aus und kaufte dafür ein Schaf und ein Lamm.

Da ich es nach Hauſe brachte, lachte Rebekchen wieder, und ſagte, „ich will doch ſehen, was der Kluge noch für Zeug anfangen wird!“

„Das ſollſt du ſehen,“ war meine Antwort. „Lachſt du jetzt, ſo ſollſt du noch mehr nach etlichen Jahren lachen.“

Ich trieb mein Schäfchen nebſt ſeinem Lamme mit auf die Weide. Das durfte ich thun, weil ich ein Stückchen Land beſaß.

Rebekchen lachte noch immer, und ſagte, „woher ſoll denn das Winterfutter kommen?“

„Eben daher,“ ſagte ich, „woher mein Haus, Hof Acker, Weib und Kind gekommen iſt. Es war einmal Kirmſe in unſerm Dorfe, da machte ich mich luſtig, tanzte brav, und am meiſten mit — du wirſt roth — du merkſt alſo wohl, mit wem ich am meiſten tanzte? Du weißt auch wohl, wem ich damals ſo recht herzlich die Hände drückte? Von wem ich das erſte Mäulchen bekam? Der erſte Tag war alſo ganz gut angewendet, weil ich bei dieſer Gelegenheit ein ganz artiges Mädchen kennen lernte, von dem ich glaubte, daß es mich einmal glücklich machen könnte.“

„Wenn es dich,“ war ihre Antwort, „nur recht glücklich gemacht hat.“

„Wenigſtens,“ ſagte ich, „kenne ich noch keine Frau, mit der ich es vertauſchen möchte.“

Sie knif mich in den Backen, da ich das ſagte.

„Den andern Kirmſentag wurde nun wieder getanzt. Ich tanzte auch mit, dachte aber, wenn du Abends ſechs Uhr zum Tanze gehſt, ſo iſt es ja noch Zeit genug. Vorher kannſt du deine Zeit wohl nützlicher anwenden.“

„Ich blieb alſo zu Hauſe, und las in einem Buche, das mir der gnädige Herr von Heilberg geliehen hatte. Da fand ich nun, daß man die Schafe ſehr wohlfeil den Winter hindurch erhalten könne, wenn man, vom Ende des Auguſts an, die Zweige von Eichen, Erlen, Weiden,

Haſelnüſſen u. drgl. abſchnitte, trocknete, und die Schafe damit fütterte. Das will ich nun jetzt ausführen.“

„Biſt ein närriſcher Kerl,“ ſagte ſie, „wenn nun das alles auch wirklich wahr wäre, woher willſt du denn aber die Zweige nehmen? Du haſt ja weder Eichen, noch Erlen, noch ſonſt etwas.“

„Ei,“ gab ich zur Antwort, „was ich nicht habe, das haben andere Leute.“ Damit war es gut.

Ich ging darauf zum Herrn von Heilberg, und fragte ihn, ob ich etwa ſeine Zäune, Erlen und Weiden ausputzen ſollte! Er lächelte, und wollte wiſſen, warum ich eben jetzt dieſe Arbeit vornehmen wollte, da es doch ganz außer der Zeit wäre.

Da ſagte ich ihm nun mein Vorhaben, daß ich die Zweige trocknen, das Laub die Schafe freſſen laſſen, und ihm dann das Holzwerk zurück geben wollte.

Damit war er nun recht wohl zufrieden.

Was hatte ich alſo zu thun? Ich ging alle Tage mit meinem Stephan ein paar Stunden an die Zäune, Weiden und Erlen des Herrn von Heilberg, putzte ſie aus, machte aus den ausgeputzten Zweigen Bündelchen, ſtellte ſie etliche Tage an die Sonne, und ſchaffte ſie dann, wenn ſie getrocknet waren, in die Scheuer. Mit der Manier brachte ich in wenigen Tagen einen ziemlichen Vorrath für meine Thierchen zuſammen.

Da nun der Winter herbei kam, ſo war das meiner Frau größte Freude, wenn ſie das Schäfchen und das Lämmchen füttern konnte. Sie wußte das Futter auch ſo artig einzutheilen. Zum Morgenbrode gab ſie ihnen ein Erlenbündelchen, zum Mittagsbrode ein Haſelbündelchen, und zum Nachtbrode ein Weidenbündelchen. Nach Tiſche

ſtanden wir manche liebe Viertelſtunde dabei, und ſahen zu, wie es den Thierchen ſo gut ſchmeckte. Und keins ſah lieber zu, als unſer Friederikchen. Wenn es bisweilen unwillig war, und ich konnte es mit nichts zufrieden ſtellen, ſo ſagte ich, willſt du denn mit zu den Schäfchen gehen?

Da hätte eins die Freude ſehen ſollen! Sie umfaßte meine Knie und rief: „bä! bä! bä!“ Wenn ich ſie nun auf den Arm nahm, und ging nach dem Stalle zu, da lachte, da ſtrampelte ſie, fiel mir um den Hals, und rief: „bä! bä!“ Hernach mußte ich ihr ein Büſchelchen Weide geben, das hielt ſie den Schafen vor, und ließ ſie davon freſſen.

Nach Peterstag war die Freude noch größer, da kriegte das Schaf ein Lämmchen, ein recht artiges mit ſchwarzen Spiegeln. Nun wollte das Mädchen faſt gar nicht vom Schafſtalle weg. Da hatte ich manchmal meine Gedanken drüber, wie leicht es ſei, Kindern Freude zu machen! Andere Leute geben viel Geld für Docken und Geickelmännerchen aus, und laſſen ihren Kindern Schafe, Lämmer, Hühner, Gänſe u. drgl. von Pappe, Holz und Gips machen. Ich habe wenig oder nichts für Spielwerk meiner Kinder ausgegeben. Meine Frau pflegte ihnen ein Schnupftuch zuſammen zu binden, daß es wie eine Docke (Puppe) ausſah, damit vertrieben ſie ſich die Zeit. Die größte Freude hatten ſie aber, wenn ich ſie zu den Thieren führte, die ich hatte, zu den Hühnern, der Kuh oder den Schafen, da lachten ſie und freueten ſich.

Nach meiner Meinung muß ja auch einem Kinde ein lebendiges Thier lieber ſein, als ein hölzernes.

Die Freude müſſen ja aber freilich die Kinder entbehren, die in Städten erzogen werden.

Wieder auf mein Schaf und Lamm zu kommen, ſo kriegte das Schaf nach Peterstag ein Lämmchen. Im Frühlinge ließ ich ihnen die Wolle abſchneiden, verkaufte ſie und legte das Geld, das ich daraus gelöſet hatte, für mein Friederikchen in eine Sparbüchſe.

Das folgende Jahr bekamen meine Schafe zwei Lämmer, und gaben noch einmal ſo viel Wolle, die verkaufte ich wieder, und legte das Geld zurück. Da wir bei uns eine trockene Weide haben, ſo fraß ſich ſelten ein Schaf faul, es crepirte auch ſelten eins, und ſie vermehrten ſich ſo ſtark, daß ich in etlichen Jahren eine Heerde von dreißig Stück hatte, von der ich jährlich ſechs bis acht Stück verkaufen konnte. Nun war ich ja freilich nicht mehr im Stande, ſie mit trocknem Laube zu ernähren, aber ich hatte unter der Zeit noch etliche Acker Land und Wieſen gekauft. Wenn ich nun zu dem Laube noch das Stroh und etwas Heu von der Wieſe nahm, ſo hatte ich immer ſo viel Futter, als nöthig war, ſie auszuwintern.

Freilich konnte ich auch Friederiken den Gewinnſt von den Schafen nicht mehr alleine laſſen, ſobald ich ſie mit Laub nicht mehr ernähren konnte. Ich gab ihr alſo nur die Hälfte von dem, was ich aus der Wolle und den Schafen löſete, und die andere Hälfte behielt ich für mich. Aber demunerachtet vermehrte ſich das Kapitälchen, das ich für ſie ſammelte, alle Jahre. Aus Pfennigen wurden Groſchen, und die Groſchen verwandelten ſich in Thaler.

Noch mehr nahm es zu, da Friederikchen größer wurde, und ſelbſt etwas verdienen konnte. Denn, ſobald ſie drei Jahre alt war, führte ich ſie zu meiner Frau und ſagte:

„Hier, liebe Frau, haſt du ein Kapital erworben, das dir reichliche Zinſen einbringen wird, wenn du es nur recht zu benutzen weißt. Was du thuſt — denke nur immer darauf, wie du dem Kinde etwas zu thun ſchaffſt.“

Das muß ich nun meiner Frau nachreden, daß ſie mir, da ſie mich erſt hatte kennen lernen, in ſolchen Stücken gerne folgte. Sie ſprang immer früher aus dem Bette, als ſonſt, lief in die Stube, ſetzte ſich an den Tiſch und überlegte. Anfänglich wußte ich nicht, was das Ding bedeuten ſollte, ich ſchlich ihr alſo einmal nach, und ſiehe da, da hatte ſie ein Büchelchen, und ſchrieb etwas hinein.

„Darf ich's ſehen?“ fragte ich, „was du da ſchreibſt.“ „Wenn du es nicht laſſen kannſt, ſo ſiehe her,“ antwortete ſie. Da hatte ſie nun für jeden Tag eine Seite beſtimmt, und darüber geſchrieben, z. E. den 5ten Auguſt.

Hernach 4 Fragen und 4 Antworten. Z. E.:

1. Was thue ich heute?	Weizen binden.
2. Was gebe ich Friederikchen zu thun?	Aehren zuſammen leſen, indem wir Weizen binden.
3. Womit mache ich meinem Manne eine Freude?	Die Strümpfe ihm geben, die du bei dem Hin- und Hergehen auf das Feld für ihn geſtrickt haſt.
4. Was koche ich?	Hirſenbrei und Eierkuchen.

Ich habe in meinem Leben viel erzählen gehört, vom Steine der Weiſen, der die Kraft haben ſoll, das Blei in Gold zu verwandeln. Niemals habe ich mir aber Mühe gegeben, ihn zu finden. Wozu brauchte ich es denn? Ich

hatte ihn ja ſchon. Durch die gute Anwendung, die ich, meine Frau und meine Kinder, von der Zeit machten, verwandelten wir nicht nur Blei, ſondern alles, was um uns war, in Gold. Auch die verächtlichſten Sachen, die ſonſt Niemand zu benutzen pflegt, wußten wir zu gebrauchen und zu Gelde zu machen.

Es iſt mir immer lächerlich geweſen, wenn andere Leute ſo ſehr klagten, daß ſie zu viele Kinder hätten, und ſorgten, wie ſie etwas für ſie ſammeln wollten. Meine Kinder habe ich immer als Kapitale angeſehen, von denen ich die Intereſſen zog. Denn, ſobald ſie nur ein bischen heran wuchſen, bekam ein jedes eine kleine Arbeit, die es nach ſeinen ſchwachen Kräften verrichten konnte. Sie mußten jäten, Aehren leſen, Getreide ſchneiden, Diſteln und Gras einſammeln und andere Feldarbeit verrichten. Die Mädchen mußten ſpinnen, nähen, flicken, ſtricken, die kleinen Kinder warten. Wie konnte ich es denn beſſer haben? Ich war ja in meinem Hauſe ein kleiner Fürſt, meine Kinder waren meine Unterthanen, die ich regierte, die für mich arbeiten, und das Beſte meines Hauſes befördern mußten.

Um das Heirathsgut war ich auch nicht bekümmert. Das mußten ſie ſich ſelbſt erwerben. Sobald ſie etwas arbeiten konnten, bezahlte ich ihnen etwas für ihre Arbeiten, legte das erworbene Geld zurück, legte dazu das Geld, das ich aus dem Holze löſete, was ich den Sommer hindurch am Einheizen erſparte. Dann kaufte ich ihnen dafür allerlei, das Geld einbrachte, den Mädchen Kälber, Schafe, Ziegen, die ſie verſorgen und groß ziehen mußten, den Knaben kleine Stückchen Land, die ſie bearbeiteten, mit Obſtkernen beſäeten, die Stämmchen, die daraus wuchſen,

oculirten, pfropften und verkauften. Allen kaufte ich Bienenſtöcke, und legte das Geld, das ſie daraus löſeten, in ihre Kaſſe. Hatte eins einen beſondern Einfall, durch welchen es ſich etwas erwerben konnte, ſo half ich dazu, ihn auszuführen, wie ich nur konnte und wußte.

So zog ſich z. E. Friederikchen Enten, Clärchen Gänſe, und verkauften ſie, wenn ſie groß waren. Mein Gottlieb pflanzte Rosmarin, und löſete aus den Stengeln, die er bei Hochzeiten und Begräbniſſen verkaufte, viel Geld, und mein Conrad pflanzte Weiden auf alle Plätze, wo ſie fortkommen.

Auf dieſe Art mehrte ſich das Vermögen meiner Kinder mit jedem Jahre.

Einmal feierten ſie meinen Geburtstag. Da ich vom Felde nach Hauſe kam, fand ich Frau und Kinder vor dem Hauſe, und jedes hatte ein Bäumchen in der Hand, das es um das Haus herum gepflanzt hatte.

Ich lächelte und ſagte: „Guten Abend Kinder! was macht ihr denn hier?“

„Wir haben,“ war ihre Antwort, „Bäume gepflanzt.“

„Und warum denn?“ fragte ich weiter.

„Zum Andenken deines Geburtstags,“ ſagten ſie. Und nun fiel mir alles um den Hals, und, was den Hals nicht erreichen konnte, fiel um die Knie, und alle riefen: „Lieber Mann! lieber Vater! lebe recht lange bei uns! Iß die Aepfel, Birnen, Pflaumen und Kirſchen von den Bäumen, die wir gepflanzet haben. Wir wollen auch alle recht gut ſein, daß du an uns Freude ſehen ſollſt.“

Da wurde mir das Herz weich. Ich küßte ſie alle und weinte.

Da ich in die Stube trat, fand ich eine gute Mahl-

zeit, die meine Frau bereitet hatte. Gar zu viel koſtete ſie nicht, ſie ſchmeckte mir aber doch herzlich gut. Durch Arbeit hatte ich mir Appetit verſchafft, und um mich herum ſahe ich ſo viele freundliche Geſichter, die mich alle lieb hatten, und die ich auch, wie mein eigen Leben, liebte.

Da ich das letzte Stückchen Kuchen verzehrte, nahm meine Frau ein Glas Bier, und ſagte: „Kinder! es lebe euer lieber Vater!“ Da nahm jedes Kind ſein Glas und rief: „es lebe unſer lieber Vater!“

„Er lebe,“ ſagte ich, „ſo lange Gott will.“

Nun hielt ich aber ein Redchen, etwa auf folgende Art:

„Lieben Kinder! ihr habt mir heute viele Freude gemacht, und ich muß es euch gerade zu ſagen, daß ich lange nicht ſo einen vergnügten Tag gehabt habe. Nun wünſche ich nichts mehr, als daß wir recht lange vergnügt bei einander leben mögen, ihr, eure liebe Mutter und ich. Ich habe ſchon lange darüber nachgedacht, und will euch meine Meinung davon ſagen.“

„Gebt Achtung! Bisher iſt die Gewohnheit geweſen, daß die Eltern für ihre Kinder ſammelten, und ihnen mitgaben, was ſie geſammelt hatten, ſobald ſie heiratheten. Dieß ſcheint mir nun eine ſehr alberne Gewohnheit zu ſein. So lange ein Kind noch klein und unerfahren iſt, und die Eltern in ihren beſten Jahren ſtehen, iſt es freilich der Eltern Schuldigkeit für die Kinder zu ſorgen. So wie aber die Kinder groß werden, werden die Eltern alt und kraftlos. Iſt's denn nun wohl vor Gott und der ganzen vernünftigen Welt zu verantworten, daß die alten, grauen, kraftloſen Eltern, die jungen, raſchen Kinder noch fort ernähren, und ihnen geben ſollen, was ſie mit vieler Mühe erworben haben?“

Sie ſchwiegen ſtille, und ich fuhr fort zu reden. „Bedenkt einmal ſelbſt, lieben Kinder! Eure Mutter und ich haben es in unſerm Leben ſehr ſauer werden laſſen, und damit etwas erworben, davon wir in unſerm Alter ruhig leben können. Ihr werdet alle Tage größer und ſtärker, und wir — wir werden täglich älter und ſchwächer. Könnt ihr nun wohl von uns verlangen, daß wir das bischen Gut, das wir erworben haben, euch geben ſollen?“

„Ich habe deßwegen die Einrichtung gemacht, daß jedes meiner Kinder ſich ſelbſt etwas erwerben muß, wovon es künftig ſich einen Haushalt anfangen kann. Ihr werdet ſehen, daß ich es gut mit euch meine. Wenn ihr euch ſelbſt etwas zu erwerben ſucht, ſo werdet ihr dabei gewitzt, gewöhnt euch an's Nachdenken, an die Arbeit und die Ordnung. Das verläßt euch hernach euer Leben lang nicht. Wer den Kopf auf dem rechten Flecke hat, und macht von der Zeit einen guten Gebrauch, der leidet niemals Noth, der ſchafft ſich immer Geld, ſo viel er nöthig hat. Wer hingegen ſich nicht zum Nachdenken, zum Fleiße und zur Ordnung gewöhnt hat, der kommt auf keinen grünen Zweig, und wenn er noch ſo viel Geld und Gut von ſeinen Eltern bekäme. Drei bis viertauſend Thaler iſt viel Geld, das iſt wahr, aber wie bald iſt das verzehrt, wenn man nicht gelernt hat, etwas erwerben, und mit dem, was man hat, gut Haus zu halten. Ich habe manches Ehepaar gekannt, das geſund und ſtark war, ein Anſehnliches von den Eltern mit bekommen hatte, und doch ihnen beſtändig über dem Halſe lag, und ſie um Zuſchuß plagete. Iſt das wohl erlaubt?“

Meine Kinder höreten aufmerkſam zu, hernach gab mir jedes die Hand, und verſprach mir, daß es ſelbſt für ſich ſorgen, und ſeinen Eltern nicht beſchwerlich fallen wolle.

Auf dieſe Art heiratheten ſie alle, ohne daß mir die Ausſtattung Sorgen machte, weil jedes ſchon ſo viel erworben hatte, das es damit ſeine Haushaltung anfangen konnte, und weil ſie ſich dabei an Nachdenken, Fleiß und gute Ordnung gewöhnt hatten, ſo war es ihnen auch leicht, ſich noch mehr zu erwerben. So habe ich nun die Freude zu ſehen, daß alle meine Kinder ihr reichliches Auskommen haben, und ich ſelbſt leide auch keine Noth. Die Güter, die ich mir, durch gute Anwendung meiner Zeit, erworben habe, ernähren mich hinlänglich, und keinem meiner Kinder fällt es ein, etwas davon zu verlangen.“

Doch ich komme in das Reden hinein, daß ich vergeſſe zu ſagen, wie ich es weiter mit der Erziehung meiner Kinder gehalten habe.

Da Friederikchen fünf Jahre alt war, ſagte ich zu meiner Frau, nun iſt's wohl Zeit, daß wir ſie etwas lernen laſſen. Sie war es zufrieden. Ich überlegte nun, wie ich den Unterricht einrichten wollte. Da ich aber den andern Tag nach Hauſe kam, ſo hatte ihn meine Frau ſchon angefangen. Sie wollte mir eine unvermuthete Freude machen, und, da ich mich eben zu Tiſche ſetzen wollte, fing Friederikchen an zu beten: Das Blut Jeſu Chriſti, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden. Daß nun meine Frau gleich ſo willig geweſen war, meinen Willen zu thun, das machte mir große Freude; aber die Art, wie ſie es angefangen hatte, wollte mir gar nicht gefallen.

Bei Tiſche ließ ich mir weiter nichts merken. Sobald ich aber mit meiner Frau allein war, nahm ich ſie bei der Hand, und ſagte: „Liebes Rebekchen, du meinſt es herzlich gut damit, daß du Friederikchen den ſchönen Spruch gelehret haſt. Aber ich glaube, er iſt noch viel zu ſchwer für

ſie. Meiner Meinung nach verſteht ſie ihn gar nicht.“ Da lachte Rebekchen, und ſagte: „ſieh doch unſer Kind nicht für gar zu einfältig an. Ich habe ja den Vers ſchon hergeſagt, da ich eben ſo klein, wie Friederikchen war.“

„Ja,“ antwortete ich, „herſagen und verſtehen iſt zweierlei. Ich will einmal die Probe machen, und Friederikchen über dieſen Spruch examiniren.“ Sie mußte hereinkommen, und ich fragte ſie, wer denn der Herr Jeſus Chriſtus wäre? Was ein Sohn, was der Sohn Gottes ſei? Was ſie durch die Sünde verſtehe? Wie uns das Blut Jeſu Chriſti eigentlich von Sünden reinige? Da gab das Mädchen lauter Antworten, die ſo albern waren, daß ich ſie nicht nachſagen mag, weil ich nicht gern mit heiligen Sachen ein Geſpötte treibe. Rebekchen wurde roth, und befahl, daß Friederikchen wieder weggehen ſollte. Denn darinne waren wir einig, daß die Kinder nicht zuhören mußten, wenn die Eltern ſich über ihren Unterricht und ihre Erziehung mit einander beredeten. Sobald ſie weggegangen war, ſo ſagte meine Frau, „wenn du ſo klug biſt, ſo erkläre doch dem Mädchen den Spruch.“

„Das wollte ich gern thun,“ war meine Antwort, wenn ich es nur könnte. Das Kind iſt aber noch zu jung, es verſteht nicht, was ich ſage. Wie iſt es denn möglich, daß ich einem ſo kleinen Kinde begreiflich mache, was der Sohn Gottes ſei?“

„Soll denn unſer Kind,“ fuhr meine Frau fort, „ein Heide oder ein Türke werden, und nichts lernen?“

„Das iſt meine Meinung gar nicht,“ antwortete ich. „Das Kind darf aber, wie ich glaube, gar nichts lernen, als was es verſteht.“

„Was ſoll es denn da eigentlich lernen?“ fragte meine Frau weiter.

„Das will ich dir nächſtens ſagen,“ antwortete ich.

Was ich ihr aber eigentlich ſagen ſollte, das wußte ich wirklich ſelbſt nicht. Ich ſann hin und her, las alle Bücher durch, die ich beſaß, fand aber nirgends, was man ein ſechsjähriges Kind lehren müſſe. Das fuhr mir durch den Kopf, und griff mich ſo ſtark an, daß ich einmal eine ganze Nacht nicht ſchlafen konnte.

Was hatte ich zu thun? Den nächſten Morgen ging ich zu unſerm Herrn Pfarrer, und trug ihm den Caſus vor. „Sagen Sie mir,“ ſprach ich, „ehrwürdiger Herr, habe ich Recht, oder habe ich Unrecht? ich glaube, mein Kind verſteht dieſen und die mehreſten andern Sprüche noch gar nicht.“

Er zuckte die Achſeln, und ſagte: „Recht magſt du wohl haben — aber — ich kann es nicht ändern. Weißt du was, ich habe geleſen, daß man in N. N. ſechsjährige Kinder ſo unterrichte, daß ſie alles verſtünden. Wie wäre es, wenn du einmal einen Weg daran wagteſt, hingingeſt und zuhörteſt, wie da die Kinder unterrichtet würden?“

„Halt!“ dachte ich, „das willſt du thun.“ Den andern Morgen ging ich alſo bald früh fort, immer nach N. N. zu. Um einen Bewerb dahin zu haben, nahm ich eine Mandel Eier mit. Da ich ankam, ſtand eben ein kleines Bürſchchen vor dem Brunnen, ließ ein Glas voll Waſſer laufen, und trank es halb aus, ſo vergnügt, wie wenn es Wein wäre.

„Was hat Er denn in Seinem Kober?“ fragte es mich. „Eier,“ war meine Antwort, „wenn Sie hier etwa welche

kaufen wollen.“ „Was koſtet denn die Mandel?“ fragte es weiter. Ich forderte wenig, und wurde ſie ſogleich los.

Während der Zeit, daß ich ſie verkaufte, verſammelten ſich noch etliche Kleine um mich, und fragten mich alles aus, wo ich her wäre? wie ich hieße? ob ich eine Frau? ob ich Kinder hätte? auf einmal liefen ſie alle fort. Ich faßte den einen bei der Hand, und fragte, wo er ſo geſchwinde hingehen ſollte? In die Lehrſtunde, antwortete er.

„Was für eine Lehrſtunde,“ fragte ich weiter, „haben Sie jetzt? „Naturgeſchichte,“ war ſeine Antwort, und nun lief er fort, und ließ ſich nicht länger halten.

Ich ging ihm nach bis in die Stube, wo der Unterricht ertheilt werden ſollte, und fragte den Lehrer, ob ich nicht die Erlaubniß haben könnte, zuzuhören?

Gerne, war ſeine Antwort. Den Augenblick lief einer von den Kleinen fort, und ſtellte mir einen Stuhl hin, daß ich mich darauf ſetzen ſollte.

Da hörete ich denn freilich einen Unterricht der mir ganz nagelneu war. Die Kinder, es waren die kleinſten, hatten gar kein Buch bei ſich, der Lehrer auch nicht. Dieſer ſagte, er wollte den Kindern heute etwas artiges zeigen, ſie müßten es aber errathen. Da riethen nun die Kinder hin und her, endlich brachten ſie es heraus, es wäre eine Taube!

Getroffen! ſagte der Lehrer, und brachte wirklich eine lebendige Taube hervor. Da lachten ſie alle und ſchlugen in die Hände. Nun fing er an, ſie über die Taube zu examiniren.

Ich will doch das Examen erzählen, ſo gut, als ich es gemerkt habe.

L. Das wäre alſo eine Taube. Unter welche Art von Thieren gehört ſie denn?

K. Unter die Vögel.

L. Unter die Vögel? Warum denn nicht unter die Fiſche?

K. Ei, weil ſie Flügel und Federn hat.

L. Gibt es denn, außer der Taube, noch mehrere Vögel?

K. O ja! Das Rothkehlchen, die Schwalbe, die Gans, der Storch, die Eule.

L. Und die wären alle Vögel? Warum denn?

K. Weil ſie alle Flügel und Federn haben.

L. Wenn alſo die Taube ein Vogel iſt, wie wird ſie ſich fortpflanzen?

K. Durch die Eier! Durch die Eier!

L. Richtig! durch die Eier. Gibt es denn, außer den Vögeln, noch andere Thiere, die ſich durch Eier fortpflanzen?

K. O ja! Die Fiſche, die Fröſche, die Schnecken, die Käfer.

L. Gut. Könnt ihr es der Taube nicht etwa anſehen, wovon ſie ihre Nahrung hat? vermuthlich ſchwimmt ſie auf dem Waſſer herum und —

K. O nein! Wenn ſie auf dem Waſſer ihre Nahrung ſuchte, ſo hätte ſie gewiß von dem lieben Gott Schwimmfüße bekommen, wie die Gans und die Ente.

L. Da wird ſie wohl in's Waſſer baden, wie —

K. Aha! wie der Storch und der Fiſchreiher. Ja, wenn dieſes wäre, ſo müßte ſie auch wohl ſo lange Füße, wie dieſe Vögel haben.

L. Das iſt freilich wahr. Ich glaube alſo, ſie lebt

von Vögeln und kleinen vierfüßigen Thieren, wie der Falke, die Eule u. dgl.

K. Da würde ſie mit ihrem kurzen weichen Schnabel, und ihren Füßen, die keine Krallen haben, weit kommen. Von Körnern lebt ſie!

L. Das glaube ich auch. Iſt ſie wohl nützlich?

K. O ja! man ißt ihre Jungen.

L. Sonſt zu nichts?

K. Ich weiß es! mit dem Taubenmiſte düngt man die Wieſen!

Und nun ging es immer weiter. Nun mußten die Kinder alle Theile der Taube, ihre Feinde, hernennen, erzählen, was die Tauben für Schaden thäten, wie ſie ſich anbaueten, wie vielerlei Arten es gäbe. Am Ende mußten ſie eine Vergleichung zwiſchen einer Taube und einer Kuh anſtellen.

Ich rutſchte auf dem Stuhle hin und her, und es wurde mir Zeit und Weile lang, ehe ich wieder nach Hauſe kam. Das ſind doch, dachte ich, lauter Sachen, die du verſtehſt, und die du Friederikchen erklären kannſt. So etwas hören die Kinder auch gerne.

Ich dachte, die Lehrſtunde wäre nun aus, aber ich hatte mich betrogen. Nun mußte erſt das älteſte Kind herleſen, was es von dem vorigen Tage gemerkt hatte. Es las folgendes: Die Weide kommt am beſten fort, an den Ufern der Bäche und Flüſſe. Man ſäet ſie nicht, ſondern pflanzt ſie auf folgende Art fort: Im März hauet man die ſtärkſten Zweige ab, und legt das untere Theil davon in ein kleines fließendes Waſſer, etwa vierzehn Tage lang. Hernach macht man an den Ufern der Bäche und Flüſſe Löcher in die Erde, ſteckt den Weidenzweig hinein, und tritt die

Erde feſte an. Die Weide iſt ſehr nützlich. Alle drei Jahre kann man ſie köpfen. Die Zweige kann man fortpflanzen, oder verbrennen. Die Böttcher machen davon Reiſe, und die Korbmacher flechten daraus allerlei Körbe, Flechten und Horden. Auch freſſen die Schafe die Zweige gern, die man im Herbſte abhauet und trocknet.

Läßt man den Weidenbaum groß werden, ſo kann man daraus Bretter ſchneiden laſſen.

Wenn der Weidenbaum alt wird, ſo fängt er inwendig an zu faulen.

Sobald die Lehrſtunde geendigt war, bedankte ich mich bei dem Lehrer höflich, daß er mir hatte erlauben wollen, zuzuhören, wünſchte, daß doch auch Bauernkinder ſo unterrichtet werden möchten, und bedauerte, daß wir nicht Geld genug hätten, um ſie auch in ſo eine Erziehungsanſtalt ſchicken zu können.

Er lächelte und ſagte: „Iſt denn hierzu Geld nöthig? Habt ihr bei euch nicht ſo gut die Werke Gottes, als wie wir? Habt ihr nicht ſo gut Verſtand und Augen, wie wir, um ſie zu betrachten? Warum betrachtet ihr ſie denn nicht? Warum zeigt ihr ſie nicht euern Kindern?“

„Ja,“ ſagte ich, „wir haben die Einſichten nicht dazu.“

„Das glaube ich wohl,“ war ſeine Antwort, „ich habe dieſe Einſichten ſonſt aber auch nicht gehabt Was man nicht hat, muß man ſich zu erwerben ſuchen, man muß andere verſtändige Leute um Rath fragen, die Augen fein aufthun, wenn man auf dem Felde iſt, alles genau anſehen und beobachten, und bisweilen ein gutes Buch nachleſen.“

„Ich danke vielmals,“ ſagte ich, ging fort und dachte auf dem Wege der Sache weiter nach.

Da ich wieder zurück in mein Dorf kam, war das erſte, was ich hörte, dieſes, daß unſer alter Kircheninſpector geſtorben wäre.

Den folgenden Sonntag wurde ein neuer gewählt, und der, der gewählt wurde, war ich. Der Herr Pfarrer ließ mich zu ſich kommen, und machte es mir bekannt.

Ich wußte gar nicht, wie ich zu der Ehre kam, und wollte ſie anfänglich nicht annehmen, weil gar viele Männer im Dorfe waren, die älter und vornehmer waren, als ich. Der Herr Pfarrer verſicherte aber, (wenn ich es ſagen ſoll, wie es an ſich ſelbſt iſt), es wäre Niemand im Dorfe, der ſich zu dieſem Amte beſſer ſchicke, als ich. Ich könne gut ſchreiben und rechnen, führte eine gute Ehe, gute Haushaltung, und lebte mit allen Menſchen verträglich. Solche Männer müßten Kircheninſpectoren werden. Kurz, er ließ mich nicht eher von ſich, bis ich ihm verſprach, daß ich das Amt annehmen wollte.

Die nächſte Woche war Schulexamen, wobei ich zugegen ſein mußte. Oben ſaß der gnädige Herr, an der Seite der Herr Pfarrer, hernach folgte ich. Da mußten nun die Kinder alles herſagen, was ſie das halbe Jahr hindurch gelernt hatten. Da, dachte ich, kannſt du viel Gutes ſtiften.

Ich erinnerte mich an meinen vorigen Zuſtand, und an das, was mir der gnädige Herr ſagte, da ich noch die Schweine, Gänſe und Ziegen fütterte. Jetzt, dachte ich, mußt du für ſo viele junge Menſchen ſorgen, hätteſt du die Zeit nicht gut angewendet, ſo müßteſt du vielleicht die Gänſe hüten. Die Thränen traten mir in die Augen, da ich es ſo recht bedachte.

Da das Examen zu Ende war, mußte ich mit dem

Herrn Pfarrer bei dem gnädigen Herrn auf dem Schloſſe ſpeiſen, und er fragte mich, wie mir das Examen gefallen hätte? ob ich auch mit allem zufrieden wäre, was den Kindern gelehret würde?

„Gnädiger Herr!“ war meine Antwort, „führen Sie mich doch nicht in Verſuchung! Das verſtehen Sie ja alles beſſer als ich.“

„Und wenn das auch wäre,“ antwortete er, „ſo möchte ich doch gerne auch deine Meinung wiſſen.“

„Wenn Sie nun darauf beſtehen,“ war meine Antwort, „ſo will ich Ihnen meine einfältige Meinung ſagen. Mir kommt es vor, als wenn die Kinder von dem mehrſten, was ſie lernen müſſen, wenig oder nichts verſtünden. Ich dächte, es wäre beſſer, wenn ſie erſt die Dinge kennen lernten, die auf der Erde um ſie herum ſind, die ſie ſehen, hören und fühlen können, als diejenigen, die im Himmel ſind, die man nicht ſehen, nicht hören, nicht fühlen und gar nicht begreifen kann.“

Sie lächelten Beide, da ich dieß ſagte. Der Herr Pfarrer drückte mir aber die Hand und ſagte: „Mein lieber Herr Inſpector! das alles hat der gnädige Herr ſchon lange gewußt, er hat aber dieſe Art des Unterrichts nicht einführen mögen, weil er beſorgte, die Nachbaren würden damit unzufrieden ſein.“

„Nun, da er einen verſtändigen Herrn Inſpector hat, wird alles ſchon beſſer gehen.“

„Künftige Woche wollen wir dieſe Art des Unterrichts ſchon in die Schule einführen. Stehe er uns nur bei!“

Wie er ſagte, ſo geſchah es. Die nächſte Woche brachte der Herr Schulmeiſter, der auch ſchon zugeſtutzt (vorbereitet) war, eine Henne mit in die Schule, und ſagte den Kin-

dern alles, was er davon zu ſagen wußte. Sie ſpannten alle gewaltig auf, und freuten ſich darüber, daß ſie alles verſtanden, was ihnen geſagt wurde. Den folgenden Tag brachten die älteſten Kinder viele Blätter, die ſie damit beſchrieben hatten, was ihnen den Tag zuvor war gelehrt worden. Nun ging es immer weiter. Alle Tage wurde etwas Neues aus der Natur gezeiget, bald ein Thier, bald ein Baum, bald eine andere Pflanze, oder ein Stein. Wußte der Herr Schulmeiſter nicht, was er vorzeigen ſollte, ſo hatte der gnädige Herr eine große Sammlung von Thieren, Pflanzen und Steinen. Daraus gab er ihm immer etwas zum Vorzeigen.

Sechs Wochen lang ging das Ding recht gut. Hernach wurden aber die Nachbarn unruhig und ſagten, der Herr Pfarrer wollte eine neue Lehre einführen und den alten Glauben abſchaffen. Sie droheten, ſie wollten die Kinder aus der Schule nehmen, und den Herrn Pfarrer beim Oberconſiſtorium verklagen.

Ich wußte wohl, was der Grund von dieſem Lärmen war. Des Schulzen Sohn wäre gerne Kircheninſpector geworden. Da ihm dieß nun fehlſchlug, und ich bekam das Amt, ſo wurde er darüber neidiſch und boshaft, und ſuchte mir und dem Herrn Pfarrer die ganze Gemeine auf den Hals zu hetzen.

Der Herr Pfarrer nun, der ein gar guter und ſanftmüthiger Herr war, hielt den folgenden Sonntag gar eine erbauliche Predigt, von der Lehrart Jeſu Chriſti. Er bemerkte, daß er bei ſeinem Unterrichte wenig oder keine Bücher gebraucht, ſondern ſeine Zuhörer immer auf die Werke Gottes, auf die Vögel unter dem Himmel, die Lilien auf dem Felde, die Sperlinge, Weinſtöcke u. dergl.

hingewieſen hätte, daß ſie ſie betrachten ſollten. Man könne ja auch den lieben Gott nicht beſſer kennen lernen, als wenn man ſeine Werke fleißig betrachtete. Daher habe der liebe Gott den Kindern auch einen ſtarken Trieb eingepflanzt, ſich mit ſeinen Werken bekannt zu machen. Sie freuten ſich allemal, und hörten aufmerkſam zu, wenn man ihnen ein Thier, eine Blume, Pflanze zeigte, und ihnen davon etwas erzählte. Wenn man alſo die Kinder durch die Bekanntmachung mit der Natur zu Gott führete, ſo wäre dieß keine neue Lehre, ſondern die Lehrart Jeſu Chriſti.

Die Predigt ſchlug denn durch. Die Gemeine ließ ſich dieſe Lehrart gefallen, und in etlichen Jahren ſah man die Früchte davon. Die jungen Leute, die ſo waren unterrichtet worden, wurden alle klüger und gewitzter. Sonſt ſahen ſie das Feld an, wie die Kuh das neue Thor, alle Gewächſe, die ſie nicht eſſen konnten, nannten ſie Unkraut, die kleinen Thiere, die ſechs oder mehrere Füße hatten, hießen bei ihnen Geſchmeiß, und die harten Dinger, die auf dem Felde lagen, nannten ſie Steine.

Jetzt wohnt aber eine ganz andere Art von Menſchen im Dorfe. Da iſt doch weit und breit nichts zu finden, das ſie nicht kennten, und nicht zu benützen wüßten. Wenn ſie ſpatzieren gehen, ſo betrachten ſie alles, und freuen ſich darüber, und wiſſen ihren Kindern von jeder Sache etwas zu erzählen, Granit, Porphyr, Kalkſtein, Spat, Kieſel, Quarz, das alles wiſſen ſie auf ein Haar von einander zu unterſcheiden. Daher gibts auch weit und breit keine ſo wohlhabenden Bauern, als bei uns. Denn weil ſie alles kennen, was um ſie iſt, ſo wiſſen ſie auch alles zu benützen.

Wenn ſie jetzt in der Schenke zuſammen kommen, und

das Geſpräch kommt auf die vorigen Zeiten, ſo haben ſie ſelber oft ihren Spaß darüber, und ſagen: „Waren wir ſonſt nicht einfältige Leute. Wir ſaßen mitten in der Natur drinnen, und kannten ſie nicht, und wußten nicht, was wir damit anfangen ſollten. Die Miſtjauche goſſen wir weg, das Gras ſchmiſſen wir in den Weg, das Land, das kein Getreide trug, ließen wir wüſte liegen, wenn wir eine Kröte ſahen, ſo liefen wir, wie wenn uns der Kopf brennte, und glaubten, ſie beſchmeiße uns, ſahen wir ein Nordlicht, ſo meinten wir, es würde Krieg, und wenn wir einen Irrwiſch erblickten, ſo meinten wir, der Teufel, Gott ſei bei uns, habe ſein Spiel damit. Die Kornwürmer und Maden fraßen uns bald die Haare vom Kopfe, und wir wußten immer nicht, woher ſie kämen, und was man dagegen brauchen könne. War denn wohl ſonſt im ganzen Dorfe einer, der gewußt hätte, wie ſich die Ameiſen, die Heuſchrecken, die Blattläuſe fortpflanzen?“

„Jetzt ſind wir doch viel geſcheidter.“

Um dieſe Zeit wurde der gnädige Herr gefährlich krank. Sobald ich es hörete, lief ich auf das Schloß, um mich zu erkundigen, wie er ſich befände.

Da ich auf den Schloßhof trat, kam mir der Arzt entgegen, der ihn eben beſucht hatte. Meine erſte Frage, die ich an ihn that, war: „wie befindet ſich der gnädige Herr? iſt Hoffnung da, daß er länger bei uns leben wird?“

Der Arzt zuckte die Achſeln und ſagte: „leider iſt keine Hoffnung da. Wahrſcheinlich iſt er morgen um dieſe Zeit nicht mehr bei uns“

Da weinte ich laut und ſagte: „wie? meinen Wohlthäter, meinen Erretter, meinen Vater, ſoll ich verlieren?“

„Es iſt Gottes Schickung,“ antwortete er, und ich lief nach dem Schloſſe zu.

Am Thore kam mir der Herr Pfarrer entgegen, und ſagte: „heute, lieber Kluge, gehe Er nicht zum Herrn von Heilberg, er iſt ſchwach, ſehr ſchwach. Morgen aber, Vormittags punkt zehn Uhr, ſei Er auf dem Schloßhofe, und bringe Frau, Kinder und Enkel mit. Ich habe etwas veranſtaltet, um ſeinen Abſchied zu erleichtern.“

Auf dem Wege erzählte er mir noch, daß der gnädige Herr gewaltig unruhig wäre, und glaube, er habe nicht Gutes genug auf der Erde gethan.

Den andern Tag fand ich mich nun zu der beſtimmten Stunde auf dem Schloſſe mit der Frau, den Kindern, Schwiegerſöhnen, Schwiegertöchtern und Enkeln ein. Der ganze Saal war ſchon voll, weil faſt die ganze Gemeine zuſammen war.

„Was wird doch,“ dachte ich bei mir ſelbſt, „das werden!“

Der Herr Pfarrer trat unter uns, und ſagte ganz leiſe: „jetzt, lieben Kinder, ſeid ganz ruhig! macht kein Geräuſch! euer Vater, dem ihr, nächſt Gott, alle eure Glückſeligkeit zu danken habt, der liegt in den letzten Zügen. Ich möchte ihm gern ſeinen Abſchied von der Erde recht leicht und ſüße machen, und habe euch deßwegen hierher beſtellt, daß er mit ſeinen brechenden Augen alle das Gute noch einmal überſehen möchte, das er auf der Erde geſtiftet hat. Seid ruhig, Kinder, ich bitte euch.“

Nun ſtellte er uns alle in Ordnung! Mich und meine Familie, die ſich damals auf zwanzig Perſonen belief, oben an.

Er ging nun fort. Bald höreten wir aber, daß er an-

ſing, in dem Zimmer, wo der gnädige Herr lag, das Klavier zu ſpielen, und mit einigen Kindern folgende Verſe zu ſingen:

Hilf, daß wir unſre Lebenszeit,
Nach deinem Willen, Gott, anwenden,
Dann mehrt, mit jedem Tage, ſich,
Des Guten Summe, das wir ſtiften.

Dann ſehen wir, mit Freudigkeit,
Zurück auf unſer Erdenleben,
Wann deine Vaterliebe winkt,
Zu dir, zu dir, empor zu ſteigen.

Die Gruft, die unſern Leib umſchließt,
Netzt dankbar dann des Frommen Thräne,
Der uns ſein Heil dankt, und dein Lohn
Erwartet uns vor deinem Throne.

In meinem Leben vergeſſe ich den Auftritt nicht, den ich damals ſahe.

Sobald es an die Zeilen kam:

Dann ſehen wir, mit Freudigkeit,
Zurück auf unſer Erdenleben,

thaten ſich die Thüren von des gnädigen Herrn Zimmer auf, und er ſahe gegen hundert große und kleine Menſchen vor ſich, die ihm alle ihre Glückſeligkeit verdankten. Allen ſtanden die Thränen in den Augen.

Da es aber an die Zeilen kam:

Die Gruft, die unſern Leib umſchließt,
Netzt dankbar dann des Frommen Thräne,

ſingen wir alle an erſt zu ſchluchzen, hernach aber ſo laut

zu weinen, daß man das Singen kaum noch hören konnte. Der gnädige Herr hielt die Hände in die Höhe, ſchlug ſie zuſammen, und ſahe nach dem Himmel zu. Hernach winkte er uns, daß wir zu ſeinem Bette kommen ſollten. Wir traten alle ſchluchzend hinzu.

Dann ließ er ſich durch den Herrn Pfarrer das Kiſſen ſo unterlegen, daß er ſitzen konnte, und hielt zu uns, mit ſchwacher Stimme, folgende Rede:

„Lieben Kinder! ich habe nun 65 Jahre auf der Erde gelebt — davon habe ich viele Tage in meiner Jugend mit Müſſiggang und Ausſchweifungen zugebracht. Da ich aber älter und verſtändiger wurde, fing ich an, meine Zeit beſſer anzuwenden, ich arbeitete fleißig, und gab mir Mühe, euch, lieben Kinder, verſtändiger und beſſer zu machen. Das iſt mir nun gelungen. Vor vierzig Jahren war, wie ihr wohl wißt, Heilberg das elendeſte Dorf in Deutſchland, Bettler, rohe böſe Menſchen wohnten drinne. Nun ſehe ich ſo viele gute, verſtändige, zufriedene Menſchen vor mir, die alle ihr gutes Auskommen haben. Daran habe ich ſchon in meinem Leben meine Freude gehabt! Alle mein Geld und Gut machte mir nicht ſo viel Freude, als ein guter Mann, oder eine gute Frau, die ich hatte erziehen laſſen, oder mit gutem Rathe unterſtützet. Aber noch mehr Freude fühle ich jetzt, da ich von der Erde abgehe! Wo ſind die Tage, die ich bei der Karte oder bei dem Weinglaſe zubrachte? Ach, ſie ſind verloren! ewig verloren! Die Stunden hingegen, die ich recht gut anwendete, die tragen jetzt Frucht, recht ſüße Frucht. Ich kann nichts mehr genießen — die Aprikoſen kann ich nicht einmal mehr ſchlucken, die hier neben mir ſtehen, die auf den Bäumen wuchſen, die ich pflanzte. Aber das labt, ſo viele gute Menſchen zu ſehen,

die mich lieb haben, und — kurz und gut, lieben Kinder, lebt wohl, und verſprecht es mir, daß ihr eure Zeit auch recht gut anwenden wollt, damit wir in einer beſſern Welt wieder zuſammen kommen!“

Da trat nun alles herbei und reichte ihm die Hand und dankte. Einer rief: „Gott vergelte es ihm in der Ewigkeit, — ich war ein liederlicher Menſch — er hat mich gebeſſert!“ „Ach,“ rief eine Frau, „er hat den Himmel an mir verdient. Er hat in meinem Hauſe Frieden geſtiftet, er hat meine Kinder vom Tode gerettet!“ Ich trat mit meinem ganzen Heerdchen zu ihm, faßte ſeine Hand und ſagte: „Viel Worte kann ich nicht machen, aber — bedenken Sie nur, ich war ein Betteljunge, da ich zu Ihnen kam, und nun ſehen Sie nur die vielen braven Leute, die um mich ſtehen!“

Er konnte es nicht länger aushalten, winkte mit der Hand, daß wir ihn verlaſſen möchten. Wir gingen fort, und hörten nach ein paar Stunden, daß er verſchieden ſei.

Hatte ich meine Zeit vorher gut angewendet, ſo that ich es jetzt noch mehr. Da ich nach Hauſe kam, verſammelte ich meine ganze Familie um mich und ſagte: „lieben Kinder! ihr habt jetzt mit euern eigenen Augen geſehen, was Menſchen Leben iſt. Der gnädige Herr hat nun ſo vieles Geld und Gut gehabt! was hilfts ihm? weder Eſſen noch Trinken ſchmeckt ihm mehr! Sein Haus, ſeine Aecker, ſeine Gärten, ſeine Uhren, ſeine Bilder, ſein Münzkabinet, alles muß er zurücklaſſen. Aber das Gute, das er bei unſerer Gemeine geſtiftet hat, das erquickt ihn noch. Und wenn wir einmal zu ihm kommen, ſo werden wir ihm alle noch für das Gute danken, das wir von ihm gelernet haben.“

„Ich dächte alſo, lieben Kinder, wir nähmen uns vor, auch ſo viel Gutes zu ſtiften, als uns möglich iſt, damit wir auch einmal einen ſanften Tod hätten, und von der Welt etwas mit hinweg brächten.“

„Ja,“ riefen alle, „lieber Vater, das wollen wir thun.“

Der gnädige Herr hatte bei ſeinem Leben die Verordnung gemacht, daß kein Todter eher begraben werden durfte, als den dritten Tag nach ſeinem Ableben, oder wenn er zu riechen anfing. Er hatte auch auf den Kirchhof ein Gewölbe bauen laſſen, wohin die todten Körper ſo lange geſetzt und unterſucht werden mußten, bis man es gewiß wußte, daß ſie wirklich todt wären. Wir hatten nämlich einmal ein artiges Mädchen von zwanzig Jahren begraben, das an einem hitzigen Fieber geſtorben ſein ſollte. Den andern Tag ging das Geſpräch im Dorfe, das Mädchen ſpuke, man hätte gehört, daß es im Sarge gepocht habe. Das Geſpräch kam auch bis zu den Ohren des gnädigen Herrn, der ließ das Grab ſogleich öffnen. Ei du barmherziger Gott! was hatten wir da für einen Anblick! Das Mädchen lag auf dem Bauche, und hatte ſich vor Angſt das ganze Geſicht zerkratzt. Alle Nachbaren ſtanden wie verſteinert da. Dem gnädigen Herrn ſtanden die Thränen in den Augen, und auch der härteſte Mann konnte ſich des Weinens nicht enthalten. Die Mutter des Mädchens fiel in Ohnmacht, und der Vater wollte ſich alle Haare aus dem Kopfe raufen.

„Was hilft das Wehklagen nun,“ ſagte der gnädige Herr, „wir können das arme Mädchen doch nicht wieder lebendig machen. Aber, liebe Nachbaren, ihr könnt an dieſem ſchrecklichen Exempel ſehen, was noch bei euch für böſe Gewohnheiten herrſchen, die ihr euch durchaus nicht

wollt nehmen laſſen. Wenn man etwas verbeſſern will, ſo ſprecht ihr immer, das thun wir nicht, es iſt bei uns einmal der Gebrauch und das Herkommen ſo, unſere Väter und Großväter haben's ſo gehalten, und die waren doch auch keine Narren. Da ſeht ihr es ja mit euren eignen Augen, was dabei heraus kommt, wenn man zu ſehr auf das alte Herkommen hält. Es iſt nun bei euch der Gebrauch und das alte Herkommen, und eure Väter und Großväter haben es ſo gehalten, daß die Leute, die todt ſchienen, gleich nach 24 Stunden unter die Erde gebracht wurden. Wie mancher wird da lebendig begraben worden ſein; wie manches ſein Vater oder Großvater wird in der Erde gepocht, gekratzt und nach ſeinen Kindern geſeufzt haben, bis er noch einmal ſterben mußte!“

„Wollen wir es denn nun bei dem alten Herkommen laſſen?“

„Ach nein, mein lieber, gnädiger Herr,“ riefen alle, „um Gottes Willen ſchaffen Sie doch das alte Herkommen ab.“ „Gut,“ ſagte er, und ließ ſogleich das Gewölbe auf den Gottesacker bauen, und machte die Verordnung, daß die Körper, die man für todt hielt, erſt ein paar Tage darinne ſtehen ſollten, ehe ſie unter die Erde gebracht würden.

Mit dem Körper des gnädigen Herrn wurde es nun eben ſo gehalten.

Den dritten Tag wurde er grün um die Augen und fing an zu riechen, deßwegen wurde er nun zu ſeiner Ruheſtatt gebracht, und zwar — in ſeinen Garten, weil er es ausdrücklich verordnet hatte, daß man ihn nicht in die Kirche begraben ſollte, damit die Dünſte, die aus dem Grabe aufſtiegen, nicht den Lebendigen ſchaden möchten,

ſondern im Garten in ein Grab, das er ſchon bei ſeinen Lebzeiten hatte zurechte machen laſſen.

Er hatte ein gewaltig ſchönes Leichen-Begängniß. Erſt hielt ihm der Herr Pfarrer eine Predigt, wozu der Text war: Laſſet uns Gutes thun, und nicht müde werden, denn zu ſeiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören. Hernach folgte die ganze Gemeine, Alt und Jung, Groß und Klein dem Sarge nach bis an's Grab. Da hielt ihm alles, was reden konnte, eine Leichenrede, denn Jedes rühmte und lobte, was er in der Gemeine Gutes geſtiftet habe.

Ich ſagte nichts, weil ich nicht wußte, wo ich mein Loben anfangen ſollte.

Da der Leichnam eingeſenkt und das Grab zugeſcharret war, trat der Herr Pfarrer auf das Grab, und holte eine Schrift heraus, die verſiegelt war. Er hielt ſie in die Höhe, winkte, daß wir ſtille ſein ſollten, hernach erbrach er ſie, und las ſie uns vor. Sie war von dem gnädigen Herrn ſelbſt aufgeſetzt, und lautete folgendermaßen:

„Liebe Nachbaren! Es iſt bisher der Gebrauch und das alte Herkommen geweſen, daß, wenn Jemand von der Erde ging, ſeine Anverwandten ſchwarze Kleider anzogen, und ihn damit betrauerten. Dies koſtete nun viel Geld, und half doch Niemandem etwas. Ich habe deßwegen meiner Familie verordnet, daß ſie mich nicht mit ſchwarzen Kleidern nnd Flor betrauern ſolle; wenn es ihr leid wäre, daß mich Gott von ihr gerufen hätte: ſo ſolle ſie mich in ihren Herzen betrauern. Weil nun meine Familie dadurch wenigſtens 1000 Thaler erſparet, ſo will ich euch dieſe 1000 Thaler ſchenken, doch mit der Bedingung, daß ihr davon einen Gaſthof erbauet, und einen ehrlichen Mann hinein-

ſetzet, der dafür ſorget, daß die Reiſenden, für billige Bezahlung, gut aufgenommen und bewirthet werden, und, wenn ſie ermüdet ankommen, wenigſtens ein reinliches Lager, gut ausgebackenes Brod, gutes helles Bier, Butter, Käſe und wohlzubereitetes geräuchertes oder eingepökeltes Fleiſch finden. Das wird euch ſehr nützlich ſein, die Reiſenden werden gern bei euch einkehren und euch ſegnen. Und es geht uns wohl, wenn uns Menſchen ſegnen, denen wir Gutes gethan haben.“

„Lebt wohl, liebe Nachbaren, und behaltet mich lieb! Wenn ihr das Holz ſchlagen laßt, das ich vor vierzig Jahren habe anſäen laſſen, ſo vergeßt doch den böſen Weg nicht im Rittersheimer Grunde, und beſſert ihn aus, damit die Fuhrleute nicht über euch ſeufzen. Auch wünſchte ich, daß ihr, ſobald ihr etwas Geld übrig habt, in wohlfeilen Zeiten einen Vorrath von Roggen einkauftet, damit ihr, wenn Theurung eintritt, ihn wieder um billigen Preis an eure armen Mitnachbaren verkaufen könntet. Auch dafür werden ſie euch ſegnen. Und Segen der Mitmenſchen iſt ſo gut! Lebt wohl und ſegnet mich auch, wenn ihr glaubt, daß ich es um euch verdient habe. Ich bin

Euer Freund

Friedrich von Heilberg.

„Den hat er verdient,“ rief der Schulze aus, „unſern Segen hat er verdient,“ riefen alle. „Ewig gehe es ihm wohl, dem lieben guten Herrn von Heilberg.“ Und nun gingen wir nach Hauſe und trockneten die Augen.

Da ich ſo in tiefen Gedanken ging, rief Jemand hinter mir: „Nachbar Kluge! Nachbar Kluge!“ Ich drehete mich um, da war es des Schulzen Sohn, der haſtig nach

mir zulief. Nu, dachte ich, was will denn dieſer? er hatte mir gar vielen Verdruß gemacht.

„Nachbar Kluge!“ ſagte er, „wie hat euch des Herrn Pfarrers Leichenpredigt gefallen?“

„Herzlich,“ war meine Antwort.

„Mir auch,“ fuhr er fort; „aber noch beſſer das Lob, das ihm die Nachbaren ertheilten. Es iſt doch gar zu hübſch (indem er die Augen wiſchte), wenn man eine gute Nachrede hinterläßt. Nachbar Kluge! (indem er mir die Hand reichte) ich habe euch vielen Verdruß gemacht, vergebt mir es! es ſoll nicht mehr geſchehen! wir wiſſen ja nicht, wie lange wir bei einander leben. Ich möchte ſo gern auch eine gute Nachrede haben!“

„Hier iſt meine Hand!“ ſagte ich, „ich bin kein Freund von Zank und Streit.“

„Nun, (indem er mir die Hand drückte) da ſollt Ihr auch ſehen, wie gut ich es mit Euch meine. Ich will nun thun, alles, was mir möglich iſt, daß des gnädigen Herrn Willen geſchehe. Ich will mit meinem Vater drüber ſprechen, der Gaſthof ſoll hingeſtellet, der Weg ausgebeſſert, und der Roggen eingekauft werden.“

„Es gilt ſchon,“ ſagte ich.

Den nämlichen Abend ging ich noch zum Herrn Pfarrer, und erzählte ihm, was mir des Schulzens Sohn geſagt hatte. Er ſchlug die Hände zuſammen, und ſagte: „das iſt mir ja herzlich lieb, ſo ſtiftet ja der gnädige Herr mit der Stunde, die er zur Aufſetzung ſeines letzten Willens anwendete, noch im Grabe Gutes.“

Den folgenden Tag ließ er den Schulzen, ſeinen Sohn und mich zu ſich kommen, und überlegte die Sache wegen

Erbauung des Gaſthofs. Der Schulze und ſein Sohn gingen alle Vorſchläge ein, die der Herr Pfarrer that.

Schon die nächſte Woche wurde dazu Anſtalt gemacht. Die gnädige Frau ließ uns Steine und Holz umſonſt verabfolgen, die Nachbaren fuhren beides, ohne Bezahlung, herbei, und — wer keine Pferde oder Ochſen hatte, verrichtete bei dem Baue allerlei Handarbeit, ohne einen Pfennig dafür zu verlangen. Gegen Martini ſtand ein Gaſthöfchen da, das weit und breit ſeines Gleichen ſuchte.

Da es errichtet wurde, hielt der Zimmermann eine Rede in Verſen, die der Herr Pfarrer gemacht hatte, und die allen Leuten wohl gefiel. Des Abends hielten die jungen Leute einen Tanz, die verſtändigſten von den Nachbaren wurden aber zum Herrn Pfarrer gerufen. Da wurde nun überlegt; erſtlich wer Gaſtwirth werden, zweitens wer die Aufſicht über den Gaſthof haben, drittens was er für einen Namen führen ſollte.

Der Herr Pfarrer war der Meinung, wir müßten vor allen Dingen darauf ſehen, daß über die Wirthſchaft im neuen Gaſthofe recht gute Aufſicht geführet, und der Wirth dazu angehalten würde, daß er Zimmer, Tiſchzeug und Bettzeug recht reinlich hielte, daß er immer gute, unverdorbene, Nahrungsmittel vorräthig hätte, auch müßte ihm alle halbe Jahre eine Taxe gemacht werden, wie viel er für jede Portion Eſſen, für jede Kanne Bier, für jede Nacht Schlafgeld u. ſ. w. fordern dürfe. Er meinte, es wäre nicht erlaubt, wenn Reiſende in einer Herberge ſchmachtend und abgemattet ankämen, und da in ein Loch gewieſen würden, das eher einem Sauſtalle, als einer Herberge für Menſchen, ähnlich ſähe; wenn die Betten unreinlich wären, und ſie beſorgen müßten, darinne Ungeziefer und garſtige

Krankheiten aufzuleſen; wenn ſie ihren Biſſen und ihren Trunk mit Ekel genießen müßten. Auch wäre es nicht erlaubt, wenn eine Gemeine einen Wirth duldete, der ein halber Räuber wäre, und die Fremden um ihr Geld prelle, wie er nur ſelbſt wolle.

So etwas bringe einer Gemeine weder Ehre noch Segen.

Darauf wurde des Schulzens Sohn und ich zu Aufſehern erwählet.

Zum Wirthe wurde ſein Sebaſtian beſtimmt, der kurz zuvor eine von meinen Töchtern geheirathet hatte.

Nun diſputirten wir, was der neue Gaſthof für einen Namen bekommen ſollte. Einer hatte dieſen, der andere einen andern Einfall, endlich ſagte ich, „wenn es mir erlaubt iſt, ſo will ich meine Meinung auch vorbringen. Ich bin in einigen Städten geweſen, wo die Gaſthöfe ihren Namen von regierenden Herren hatten. Ging es nicht an, daß wir den unſrigen von dem gnädigen Herrn benennten? Er iſt doch Stifter davon.“

Sie ſtimmten mir alle bei, und der Gaſthof hieß — „zum Heilberge.“ Die folgende Woche zog mein Schwiegerſohn hinein, und, da er und meine Tochter, durch gute Anwendung ihrer Zeit, ſich etliche hundert Thaler erworben hatten, ſo konnte er ſich leicht alles anſchaffen, was zu einer guten Wirthſchaft erforderlich iſt.

Ich ging unterdeſſen nach Jena, Weimar, Erfurt, Neu-Dietendorf und Gotha, in die beſten Gaſthöfe, und erkundigte mich da nach allem umſtändlich. An allen Orten nahm ich mir das Beſte heraus, und wir legten eine Wirthſchaft an, die ſo ſein mußte. Wir kriegten ſchon im erſten Jahre ſo vielen Zuſpruch von Fremden, daß wir ſie oft

nicht logiren konnten, und ſie waren mit unſerer Wirthſchaft und dem Gelde, das ſie zahlen mußten, immer ſo zufrieden, daß ſie uns weit und breit lobten.

Dabei befanden wir uns alle wohl. Mein Schwiegerſohn wurde in ſeinem Gaſthofe ein wohlhabender Mann, und die Gemeine, die ſonſt kaum zwanzig Gulden von ihrem elenden Neſte hatte, bekam jetzt eine beträchtliche Einnahme.

Da mein Schwiegerſohn das erſtemal ſeinen Pacht bezahlte, that der Herr Pfarrer den Vorſchlag, es wäre doch wohl gut, daß wir des gnädigen Herrn Willen thäten und anfingen, die Wege zu verbeſſern. Da wir ihm doch die ſchöne Einnahme zu danken hätten, ſo wäre es ja wohl billig, daß wir wenigſtens einen Theil davon dazu anwendeten.

Die Nachbaren waren es alle zufrieden. Alle Jahre machten wir ein Stück Weg beſſer, fülleten es mit Steinen aus und erhöheten es, machten an die Seiten Gräben und ſetzten daran Obſtbäume. Dadurch bekam unſere ganze Gegend ein anderes Anſehen. Sonſt hieß ſie immer das wüſte Arabien, jetzt nennt man ſie klein Kanaan. Die Obſtbäume tragen der Gemeine auch, wenn das Obſt gut anſchlägt, etwas Beträchtliches ein. Jetzt beträgt dies Geld ſowohl, als alles andere, was noch einkommt, jährlich zwiſchen drei- bis fünfhundert Thaler. Was wir vom Straßenbaue und Ausbeſſerung der öffentlichen Gebäude übrig behalten, das ſammeln wir.

Es iſt nun die Frage noch, wozu es ſoll angewendet werden. Verſchiedene Nachbaren ſind der Meinung, wir ſollten es auf Zinſen verleihen. Ich habe aber dagegen mit Händen und Füßen geſtritten. Laßt uns, habe ich

immer geſagt, dafür ſorgen, daß unſere Nachbaren verſtändiger und beſſer werden, und nicht mehr in Sorgen und Kummer leben dürfen, ſo bekommen wir Kapitale, die mehr Zinſen eintragen, als die Gelder, die wir ausleihen. Wäre es denn nicht gut, wenn wir jedes neue Ehepaar ausſtatteten, und ihm, wenn es arm iſt, ein Hüttchen oder außerdem ſonſt eine hübſche Mitgabe gäben? wenn wir jedem Vater, der ein Kind taufen läßt, ein Geſchenk machten, daß er dafür ſchadlos gehalten würde, daß ſeine Frau, ſo lange ſie in den Wochen liegt, ihm nicht beiſtehen kann? Daß wir die alten Männer und Weiber, die wenig oder nichts arbeiten können, unterſtützten? Daß wir die Kinder, die ihre Väter zu früh verlieren, erziehen ließen?

Die Sache findet noch gewaltig Widerſpruch, ich hoffe aber doch, daß ich ſie durchſetzen will, weil mir der junge Herr von Heilberg ſowohl, als der Herr Pfarrer, beiſteht.

Mit Anlegung des Kornmagazins iſt auch alles in Ordnung gekommen. Wir ließen das Holz ſchlagen, das der gnädige Herr auf einem wüſten Flecke hatte anſäen laſſen, und löſeten daraus hundert Thaler. Dafür kauften wir, weil das Getreide eben ſehr wohlfeil war, Roggen ein, und ſchütteten ihn auf den Boden, den wir dazu in dem neuen Gaſthofe hatten anlegen laſſen. Sobald nun das Getreide ſehr hoch im Preiſe ſteigt, ſo verkaufen wir es etwas wohlfeiler, aber doch auch etwas theurer, als es uns zu ſtehen gekommen iſt, an unſere armen Nachbaren. Dadurch haben wir ſchon gewaltig viel Gutes geſtiftet, und eine Menge ehrliche Leute aus ihrem Kummer geriſſen.

Wenn ich nun zurück denke, wie es ſonſt mit mir und mit der hieſigen Gemeine ſtand, ſo habe ich manchmal

meine Freude drüber. An meinem Geburtstage, den ich allemal mit meinen Kindern, Schwiegerſöhnen, Schwiegertöchtern und Enkeln feiere, iſt das immer mein liebſter Discurs, daß ich wieder auf die alten Zeiten zu reden komme.

„Liebe Kinder,“ ſage ich gemeiniglich, „es iſt doch jetzt weit beſſer, als ſonſten. Sonſt war ich ein armer Betteljunge, und unſere ganze Gemeine war dem Bettelſtabe nahe. Jetzt habe ich nicht nur mein gutes Auskommen, ſondern ihr alle, und in der ganzen Gemeine findet man keinen Armen mehr, der Noth leidet.“

„Sonſt wurde unſer Dorf von allen, die hierher kamen, verwünſchet, wegen der abſcheulichen Wege, des ſchlechten Gaſthofs und der Bettelei der Einwohner, jetzt lacht jedem das Herz im Leibe, der zu uns kommt. Und wodurch haben wir das alles zu Stande gebracht? Durch nichts, als durch Nachdenken, und durch gute Anwendung unſerer Lebenszeit. Merkt es, lieben Kinder, und denkt dran, wenn ich nicht mehr bei euch bin!“

„Fallt dem Fürſten nicht immer mit Supliken beſchwerlich, ſondern denkt nach, wie ihr euch ſelbſt helfen wollt! Sorgt nicht dafür, daß ihr euern Kindern Schätze ſammelt, ſondern wendet eure Zeit gut an, und gewöhnt eure Kinder dazu, daß ſie ſie auch gut anwenden. Hütet euch vor Faulenzen, Saufen und Spielen!“

„In einer Stunde, die ein anderer mit dem Kartenſpiel zubringt, kann ein vernünftiger Menſch gar viel Gutes ſtiften. Meine Meinung iſt nun nicht, als wenn der Menſch gar nicht ruhen, ſich gar kein Vergnügen erlauben ſolle. Denn dabei kömmt wieder nichts heraus. Ich habe Leute gekannt, die waren auf die Arbeit ſo erpicht, daß ſie

ſich kaum ein paar Stunden Schlaf erlaubten. Aber was wurde daraus? am Ende wurden ſie krank und kraftlos, und konnten gar nichts mehr arbeiten. Auch habe ich Leute gekannt, die beſtändig in ihren Stuben ſteckten und gar kein Vergnügen genießen wollten; die wurden am Ende ſo verdrießlich, daß ſie ſich über die Fliege an der Wand ärgerten. Und was hilft mir denn ein Leben, das ich in beſtändigem Verdruſſe und Aergerniſſe zubringe?“

„Nein, die Stunden der Nacht, die man mit Schlafen zubringt, ſind auch gut angewendet, denn ſie ſtärken den Körper, daß er hernach deſto mehr arbeiten kann, und, wenn man ſich bisweilen eine Veränderung und Luſtbarkeit macht, ſo iſt das auch gut, denn es macht den Menſchen aufgeräumt, und, wenn man aufgeräumt iſt, ſo geht alles, es heiße wie es wolle, beſſer von Statten, als wenn man den Kopf voll Kummer und Grillen hat. Nur, lieben Kinder, hütet euch vor dem Kartenſpielen. Das iſt weder für's Warme noch für's Kalte. Es gibt dem Körper keine Bewegung, und macht der Seele keine Freude, und bringt den Menſchen um Zeit und Geld.“

„Daß ich euch um mich ſehe, daß ihr alle ſo geſund, ſo vergnügt ſeid, alle euer gutes Auskommen habt, das habe ich alles der guten Anwendung meiner Zeit zu danken. Ich habe geſäet, nun Gott ſei Lob und Dank! jetzt habe ich die Ernte, eine ſchöne Ernte! Es trifft da recht ein, was unſer Herr Pfarrer immer predigt: Laſſet uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu ſeiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören!“

Bayerische Staatsbibliothek München